Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Elftes Buch.

Staatsverwaltung Mazarins. Zeiten der Fronde.

Elftes Buch.

Staatsverwaltung Aegyptens. Zeiten der Fremde.

Erstes Capitel.

Bildung und erste Jahre einer neuen Regentschaft.

In dem frühesten Alter der Welt mag es Heroen gegeben haben, welche einfachen Stämmen der jugendlichen Menschheit Verfassungen und Gesetze vorschrieben, an denen dieselben lange Jahrhunderte ohne Wanken festhalten konnten: diese Zeiten, wenn sie jemals waren, sind längst vorüber. Wohl sind auch unter den neueren Nationen dann und wann Geister von außerordentlicher Begabung und Thatkraft erschienen, durch welche neue durchgreifende Gedanken zur Norm des öffentlichen Lebens gemacht worden sind: — aber nach ihrem Abgang ist ihr Erfolg in der Regel wieder zweifelhaft geworden: die Mängel des Neugegründeten sind hervorgetreten, die Lebenskräfte der alten Ordnung der Dinge haben sich mit erfrischter Anstrengung erhoben. Denn die europäische Welt besteht aus Elementen von ursprünglicher Verschiedenheit, deren innerer Gegensatz und Kampf es eben ist, woran sich die Abwandlungen der historischen Epochen entwickeln. Dem Ehrgeiz der Neuerung setzt sich der Muth, das Hergebrachte zu behaupten, mit Naturnothwendigkeit entgegen.

Im Jahre 1642, in den letzten Lebensmonaten des Mannes, welcher dem französischen Reiche eine andere Gestalt gegeben hatte, des Cardinals Richelieu, ließ Alles eine starke Reaction voraussehen.

Das Königthum war im Innern von fremder Einwirkung unabhängiger oder, wie man schon damals sagte, absoluter,

nach außen furchtbarer und gefürchteter als jemals früher; aber — wunderbarer Anblick — diese ganze Macht lag in den Händen zweier vor aller Augen hinsterbender Menschen; neben ihnen sah man als den künftigen Träger derselben einen Knaben von fünf Jahren. Wie hätte es anders sein können, als daß die Erwartung der nächstkünftigen Dinge alle Gemüther beschäftigte.

Es ist wenig bemerkt worden, aber unleugbar, daß die Frage über die Bildung der Regentschaft eines der vornehmsten Motive der Verschwörung von Cinqmars und de Thou ausmachte. Indem Richelieu, in der Erwartung, den König, der eben von heftigen Krankheitsanfällen heimgesucht wurde, zu überleben, nichts versäumte, um sich den vornehmsten Platz in der alsdann einzusetzenden Regierung zu sichern, arbeitete besonders de Thou zu Gunsten der nach dem älteren Herkommen besser Berechtigten, der Königin Anna und des Herzogs von Orleans gegen ihn; er hat sich von der Königin Vollmachten in unbeschränkter Form ausgebeten, um die Offiziere der Armee, die der Cardinal auf seine Seite zog, wieder von ihm abwendig zu machen.[1] Der Untergang der Verschwornen enthielt vor Allem eine Entscheidung über die Regentschaft. Richelieu trug kein Bedenken, der Königin ihren Antheil an derselben zuzugestehen: neben ihr würde er doch seine bisherige Autorität behauptet haben. Aber er war nicht gemeint, dem Herzog von Orleans, an den sich alle Gegner seiner Staatsverwaltung angeschlossen haben würden, darin eine Stelle einzuräumen. Als er dem sofort Vertriebenen dann doch erlaubte, wieder nach Frankreich zurückzukommen, nahm er ihm das Versprechen ab, daß er fortan lediglich als Privatmann leben wolle: ein Edict ward abgefaßt, in welchem ihm eine lange Reihe von Treulosigkeiten, die er begangen habe, vorgehalten und seine Unfähigkeit, an der Reichsverwaltung während der bevorstehenden Minderjährig-

[1] Mémoires de Brienne, Pet. 35. S. 75.

keit Theil zu nehmen, in aller Form ausgesprochen wird.[1] Richelieu lebte und webte noch in dieser Vorbereitung eines gesicherten Ueberganges der Regierung; unter Anderem entfernte er die Freunde der gestürzten Faction aus der Leibwache Ludwigs XIII. wider dessen Willen, — denn ein erster Minister dürfe nicht für sich selbst zu fürchten haben, wenn er komme, mit seinem König zu arbeiten; ich finde in glaubwürdigen Nachrichten aus jenen Tagen,[2] er habe eine Notabelnversammlung für den nächsten Winter ausgeschrieben, wie ihm denn früher zweimal eine solche sehr zu Statten gekommen war: schon sah man einen und den andern der Einberufenen in der Hauptstadt anlangen, — als er inne wurde, daß seine Stunde noch vor der des Königs schlagen dürfte.

Seinen letzten Athemzug verwandte er alsdann noch zu einer Handlung von hoher, die Zukunft bestimmender Wirksamkeit.

Wie die Sachen standen, war von den obschwebenden Fragen eben das die wichtigste, wer nach ihm die Stelle eines ersten Ministers bekleiden solle. Denn die ministerielle Macht war nun einmal fast unabhängig von der höchsten Persönlichkeit gegründet; in ihr vereinigte sich die ganze Fülle der Staatsgewalt. Alles kam darauf an, ob sie sich erhalten, und wie sie verwaltet werden würde. Ich weiß nicht, ob man mit voller Bestimmtheit annehmen darf, daß Richelieu darauf gedacht habe,

1 Déclaration contre Monsieur. St. Germain 1^er^ décembre 1642. Damals handschriftlich verbreitet, wie sich denn im Archiv zu Düsseldorf eine Copie davon befindet; in Siri's Mercurio italienisch mitgetheilt. In den von Paris nach Brüssel gelangten Nachrichten heißt es davon: con la dichiaratione di incapacità di Monsieur vorrebbe [il C^le^] assicurarsi, che in caso di mancanza del re la reggenza restarebbe solamente in lui et nella regina, laquale procura di guadagnare. (O. D.)

2 Nachrichten vom 22. Nov. im Archiv von Brüssel, non si revoca più in dubbio, che l'assemblea di notabili del regno non sia per effettuarsi in questo inverno. Di già si lasciano vedere alcuni di queste provincie vicine.

seinem Lande, seinem Fürsten einen würdigen Nachfolger zu hinterlassen, — denn so natürlich eine solche Fürsorge scheinen sollte, so selten ist sie doch, da jedes Leben seine eignen Sorgen hat, die es vollauf beschäftigen, — oder ob Alles mehr zufällig so gekommen ist; genug, dem Sterbenden stand bereits ein Mann zur Seite, von dem er voraussetzen durfte, daß er sein System im Allgemeinen behaupten und fortführen werde, zugleich ein Freund seines Hauses und in die Politik eingeweiht; den empfahl Richelieu dem König; und dieser nahm ihn an.

Es ist Julius Mazarini, von dem wir sahen, wie er einst in den Irrungen von Montferrat als päpstlicher Bevollmächtigter die Partei von Frankreich ergriff und dafür selbst zur Theilnahme an der französischen Politik und Staatsverwaltung herbeigezogen wurde. Mazarin, — denn mit der französirten Form des Namens werden auch wir ihn bezeichnen — war ein rechtes Kind des römischen Hofes, der gesellschaftlichen Cultur, die denselben damals vor allen Höfen der Welt auszeichnete, des Protectionswesens, das ihn charakterisirte; lebensklug, geschmeidig, ehrgeizig, ein geborner Diplomat. Der französischen Faction in Rom, die ihn förderte, schloß er sich so entschieden an, besonders als er im Jahr 1635 die außerordentliche Nunziatur in Frankreich verwaltete, daß Papst Urban VIII., von der entgegengesetzten Partei gedrängt, ihn abberief. Aber eben darum hielt es Richelieu für eine Sache der Ehre und der Pflicht, ihn nicht fallen zu lassen: er zwang dem römischen Stuhl die Cardinalswürde für Mazarin ab und zog ihn dann nach Frankreich, in seine Umgebung.

Mazarin bezeichnet es in seinen Briefen als das größte menschliche Glück, daß er in der Nähe dieses eben so liebenswürdigen, wie sonst vollkommnen Mannes leben dürfe;[1] bald

[1] D'essere appresso il più compito amabile e perfetto padrone che si sia mai trovato. An die Herzogin von Aiguillon, 10. März 1642. Lettres italiennes du Cl. Mazarin Vol. I. In der Bibliothek Mazarin zu Paris 1719 C.

zu der einen, bald zu der andern großen Mission, nach Rom, oder zu dem Friedenscongreß nach Cöln bestimmt, zog er es vor, bei Richelieu zu bleiben; er begleitete ihn nach dem südlichen Frankreich, von woher er wohl der Familie Nachricht über sein Befinden gab; als man von da zurückgekommen war, theilte er alle den Wechsel zwischen Hoffnung und Angst, der eine gefährliche Krankheit begleitet: die Hauptsache ist, er las damals dem Cardinal-Herzog die eingegangenen Briefschaften vor, schrieb seine Entscheidungen nieder, verfügte in kleinen Dingen bereits selbständig: schon bei Richelieu's Leben trat er gleichsam als dessen Nachfolger auf.

Wenn ihn dann der Sterbende dem König empfahl, sollte derselbe Bedenken tragen, auch diesem Rathe, wie so unzähligen andern, bei denen immer Alles glücklich gegangen war, zu folgen? — Ludwig XIII. setzte sich nach dem Tode Richelieu's ein neues Conseil zusammen, in das neben dessen beiden vornehmsten Gehülfen, des Noyers und Chavigny, nunmehr Mazarin eintrat, der dem König persönlich angenehmer war, als jemals der Verstorbene.

Der so umgebildeten Verwaltung galt es für eine Ehrensache, in den auswärtigen Geschäften nicht einen Schritt breit von der eingeschlagenen Politik abzuweichen: eine von Richelieu für die äußersten Fälle zurückgelegte Summe Geldes gewährte ihr die Mittel, eine kraftvolle Kriegführung für den nächsten Feldzug vorzubereiten;[1] dagegen trat in den inneren ein milderes Regiment ein. Die Marschälle Vitry und Bassompierre, der Graf von Cramail und der Abbé von St. Cyran und manche Andre durften die Bastille verlassen. Der Herzog Cesar von Vendome, der, eines Attentates gegen Richelieu angeklagt

[1] Der pfälzische Gesandte Polhelm an Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, 9. Jan. 1642: „Cet argent et l'épargne qui se fait à la grande et excessive dépense du défunt — donne moyen à S. M. de faire agir plus puissamment qu'on n'a jamais fait, à quoi S. M. est entièrement résolue.“ (Archiv zu Düsseldorf.)

und, dessen Gewaltsamkeiten fürchtend, nach England geflüchtet war, wofür ihm jener sein Gouvernement Bretagne abgesprochen, kehrte jetzt zurück: seine Söhne Mercoeur und Beaufort begleiteten ihn; besonders der letzte ward von dem König gnädig aufgenommen. Man sah die Anhänger von Maria Medici, die Schriftsteller, die ihre Sache gegen den Cardinal geführt hatten, wieder in Paris.

Auch die Publication der gegen den Herzog von Orleans vorbereiteten Declaration unterblieb. Ludwig XIII. zeigte sich bereit, dem Herkommen gemäß, seine Gemahlin zur Regentin nach seinem Tode und seinen Bruder, mit dem er ein letztes freundliches Begegnen hatte, zum Generalstatthalter zu ihrer Seite zu erklären. Dabei war jedoch seine Meinung nicht etwa, es darauf ankommen zu lassen, ob sie in seinem Sinne regieren würden oder nicht. Von Anna von Oesterreich erwartete die Welt nicht anders, als daß sie, wenn sie zur Macht gelange, sich ihrer Herkunft aus Spanien erinnern und ihrem Bruder, König Philipp IV., bessere Bedingungen des Friedens machen werde. Und war sie, eine Fremde, eine Frau, die von den Geschäften bisher entfernt gehalten worden, überhaupt fähig, die Zügel der Gewalt so stark und straff in den Händen zu halten, wie das eingeführte System forderte? Der König wünschte sie durch Bestimmungen über die Regentschaft bei demselben festzuhalten. Ob und wie das zu erreichen sei, darüber konnten sich selbst die Mitglieder des Conseils nicht vereinigen. Wenn des Noyers aus demselben scheiden mußte, so hatte das zwar auch andere Gründe, aber der vornehmste war, daß er eine geheime Verbindung mit der Königin anknüpfte. Mazarin hielt sich allem Anschein nach still; dagegen ging Chavigny auf die Ideen des Königs mit Eifer ein.[1] Er legte

[1] Nach Brienne hätte Mazarin selbst den Vorschlag gemacht, nach La Rochefoucauld wäre es ein gemeinschaftliches Werk Mazarins und Chavigny's; aber in einem Schreiben von Mazarin an Ondedei — 18. Juli 1651 — heißt es ausdrücklich von Chavigny: „che fece l'affronto alla regina di

demselben den Plan vor, die Regentschaft der Königin und des Herzogs durch einen ihnen an die Seite zu stellenden Rath zu beschränken. Man hat dabei das Beispiel von Schweden vor Augen gehabt, wo es gelungen war, auch in den Zeiten einer langen Minderjährigkeit eine wesentliche Veränderung der Politik zu vermeiden. So wie dort der Reichsrath aus den fünf Männern bestand, welche die vornehmsten Zweige der Verwaltung leiteten, so sollte in Frankreich ein Conseil aus denen gebildet werden, die damals eben das Ministerium ausmachten, dem Kanzler, dem Cardinal, Chavigny und dessen Vater, le Bouthillier, der die Finanzen verwaltete; Chavigny scheint geglaubt zu haben, daß durch die Theilnahme seines Vaters ihm das entscheidende Wort zufallen würde. Von den großen Herren trat auch der erste Prinz von Geblüt in die Regentschaft ein: der wie früher an Richelieu, so sich jetzt an seinen Fortsetzer hielt: eben Mazarin bewirkte, daß dem Sohne Condé's, Enghien, trotz seiner jungen Jahre, die ein so großes Zutrauen kaum zuzulassen schienen, der Oberbefehl über die Armee der Niederlande übertragen wurde. Ohne Gutachten und Beschluß des Conseils sollten Regentin und Generalstatthalter nichts vornehmen dürfen; in demselben sollte Alles durch Stimmenmehrheit entschieden werden.

Am 19. April 1643 ward diese Declaration in einer Versammlung der Großen des Hofes und der Minister vorgelegt, von der Königin und dem Herzog beschworen, von den Uebrigen angenommen und unterzeichnet; noch an demselben Tage ward sie von dem Parlament verificirt. Der König glaubte für die Fortsetzung seines Regierungssystems gesorgt zu haben, und ward ruhig: man sah die Königin ihren Tag zwischen Gebeten

proporre et di far risolvere al re defonto, ch' ella havrebbe un consiglio necessario." Ich denke, man muß das annehmen. Aubery versichert, daß neben dem Kanzler und dem ersten Präsidenten Du Puy daran Antheil gehabt habe: „il avait en fourni les mémoires, les exemples et les autorités" (149).

für die Genesung ihres Gemahls und dem Präsidium im Conseil theilen.[1] Indem sie sich aber öffentlich unterwarf, protestirte sie insgeheim in der hiefür herkömmlichen juridischen Form. Ihre Eidesleistung hielt sie dadurch für entschuldigt, daß sie die letzten Lebenstage ihres Gemahls nicht durch offnes Widerstreben, das ihn gekränkt haben würde, verbittern wolle; aber sie war entschlossen, nach seinem Tode ihr eignes Recht geltend zu machen. Nicht als hätte sie sich nach der Verwaltung der Staatsgeschäfte gesehnt; — sie liebte die Anstrengungen nicht, welche diese erfordern; es kam ihr mühsam vor, auch nur selbst zu lesen; aber sie wollte sich eine Ehre nicht schmälern lassen, welche ihr kraft der Gewohnheiten des Reichs zukam, und vor Allem nicht schlechter behandelt sein, als ihre beiden mediceischen Vorgängerinnen, denen sie durch den hohen Rang des Hauses, aus dem sie entsprungen war, bei weitem vorgehe.[2]

Welchen Sinn hatte es auch, nachdem das Recht der Geburt, als die Erscheinung des göttlichen Willens, zum Princip der Autorität erhoben worden war, dieses bei der eintretenden Minderjährigkeit, wo es nach altem Herkommen dem ersten Prinzen des Hauses und der Mutter des Königs zu Gute kommen mußte, so ganz bei Seite zu setzen? Der Staat wäre dadurch mit einem Schlage über den Fürsten erhoben worden; was den französischen Ideen noch ferne lag.

Und an Freunden und Gehülfen für ihr Vorhaben konnte es der Königin nicht fehlen. Schon längst hatte es ihr die Sympathie der Menschen erweckt, daß sie von dem regierenden Cardinal bei Seite gedrängt, dann und wann nicht ohne Härte behandelt worden war. Daß jetzt die Freunde und Anhänger des Verstorbenen einen Versuch machten, die Verwaltung ihrer

[1] Briefe aus Paris, 9. Mai, im Brüsseler Archiv: „La régence s'exerce. La royne préside au conseil tous les jours."

[2] Wie Madame de Motteville ihre Schilderung der Königin mit den Worten beginnt: „La reine, par naissance, n'a rien qui l'égale."

Partei zu verewigen, erregte einen allgemeinen Widerwillen, der zu ihren Gunsten ausschlug.

Es ward der Königin nicht schwer, sich insgeheim mit dem Herzog von Orleans zu verständigen, der seine Rechte durch die Declaration nicht minder verletzt fühlte, als sie die ihren: auch mit dem Prinzen von Condé ward sie einig; dessen Sohn Enghien gewann sie durch ein bestimmtes Versprechen persönlicher Bevorzugung.[1] Dann wendete sie sich an einen der zuverlässigsten Beamten im Parlament, den General-Procurator Omer Talon.[2] Denn vor Allem hielt ihre Umgebung für nothwendig, durch die Beistimmung des Parlaments der beabsichtigten Veränderung die Form der Gesetzlichkeit zu verleihen. Wo hätte sie aber auf lebendigeren Beifall zählen dürfen? Das Parlament brannte vor Begierde, sich des Druckes zu entledigen, der ihm durch Richelieu auferlegt worden, durch eine selbständige That sich als Staatsgewalt zu manifestiren, wie vor Alters.

Am 14. Mai 1643 starb Ludwig XIII.; am 18. ward ein Lit de Justice gehalten, in welchem der Königin im Namen ihres Sohnes die absolute und unbeschränkte Administration der Geschäfte des Königreichs übertragen ward. Der Herzog von Orleans erklärte, daß er keine andere Gewalt in Anspruch nehme, als die, welche ihm die Königin verleihen wolle; der Prinz von Condé trat dem Herzog bei, indem er ausführte, daß die Geschäfte schlecht verwaltet würden, sobald die oberste Autorität keine Einheit habe. Das sollte jedoch keineswegs eine förmliche Verzichtleistung auf die ihnen vermöge ihrer Geburt zustehenden Rechte enthalten. In demselben Parlamentsbeschluß ward der Herzog als Generalstatthalter der Königin in allen Provinzen und Vorsteher des Conseils, der Prinz als Stellvertreter des Herzogs in dem Conseil anerkannt. Nur sollten sie diese Würden unter der Autorität der Königin bekleiden.

[1] Darüber sind die beiden Redactionen der Memoiren von La Rochefoucauld, der die Annäherung vermittelte, einstimmig.

[2] Mémoires d'Omer Talon bei Petitot 60, 234.

Diese ward berechtigt, das Conseil nach ihrem Belieben zusammenzusetzen, und von der Pflicht, der Mehrheit der Stimmen zu folgen, losgezählt.[1]

Eben das war nun das Ereigniß dieses Tages, daß das Conseil die ihm für diesen Fall kaum übertragenen Befugnisse wieder verlor. Chavigny, der eine neue Reichsordnung gegründet zu haben glaubte, so fest wie das salische Gesetz, sah sein Gebäude im ersten Augenblick zusammenstürzen; auf ihn vornehmlich häufte sich der Haß der Gegenpartei: er selbst sammt seinem Vater Bouthillier mußte aus dem Conseil treten.

An und für sich war das schon eine kaum noch erwartete Veränderung, daß die Inhaber der Macht sie verloren, die entschlossensten Anhänger der bisherigen Verwaltung gestürzt wurden. Das von Richelieu niedergedrückte, aller politischen Rechte für verlustig erklärte Parlament stellte sich plötzlich wieder als die große Institution dar, welche die Vergangenheit der Monarchie mit der Gegenwart verknüpfte. Wie einst gegen die Ligue, so übernahm es jetzt gegen die Idee einer auf sich selbst beruhenden, sich selbst weiter fortsetzenden ministeriellen Macht die dem königlichen Geblüt zustehenden Gerechtsame zu vertheidigen.

Aber wie vieles Andere knüpfte sich daran! Mußten nicht die Hoffnungen aller von Richelieu Niedergehaltenen, die immer ihr Augenmerk auf die Königin gerichtet, in ihr ein geheimes Oberhaupt, die künftige Beschützerin gesehen hatten, erweckt werden?

In dem engsten Vertrauen der Königin war ihr Almosenier, Augustin Potier, Bischof von Beauvais, der zu der geistlichen Opposition gegen Cardinal Richelieu, durch welche die letzten

[1] Der Bericht über die Sitzung, der bei Talon fehlt, findet sich bei Aubery, Histoire de Mazarin. I, 144. In dem 1856 erschienenen dritten Bande der Mémoires de Molé ist er authentisch gedruckt. Man sieht daraus, daß Aubery Recht hatte, wenn er eine von Andern der Königin in den Mund gelegte Rede verwarf.

Versammlungen des Clerus so stürmisch geworden waren, gehörte.[1] Er hatte die Schritte vermittelt, welche zur Abschaffung der Declaration führten, bekam Sitz und Stimme im Conseil, hielt sich selbst für den vorherbestimmten ersten Minister und galt bei Vielen dafür. Er sprach unumwunden die Ueberzeugung aus, daß Alles, was Richelieu gethan, nicht allein verwerflich sei, sondern verderblich, und schlechterdings rückgängig gemacht werden müsse. Er meinte vom Himmel bestimmt zu sein, der Regierung wieder eine mit der Religion und dem Staate vereinbare Haltung zu geben. Neben ihm bemerkte man vor Allen den jüngern der Söhne Vendome's, Beaufort, der kurz vor dem Tode des Königs, als sich ein plötzlicher Lärmen erhob, durch welchen die Freiheit der königlichen Kinder bedroht zu werden schien,[2] den Auftrag erhalten und übernommen hatte, sie zu beschützen: mit großem Selbstgefühl sah er sich damals an der Spitze von 500 Edelleuten, darunter vielen von vornehmer Herkunft: aus dem Vertrauen der Königin schloß er, daß ihm ihre Gunst nicht fehlen könne. Gegen die Anhänger des verstorbenen Cardinals, von denen sein Haus so viel gelitten hatte, trug auch Beaufort offenen Haß zur Schau. Die zahlreiche Partei, die sich um beide bildete, — man nannte sie, wegen der Zuversichtlichkeit, mit der sie auftraten, die Importants, — forderte vor allen Dingen den äußern Frieden. Auf die Einwendung, daß Frankreich vertragsmäßige Verpflichtungen gegen seine Verbündeten habe, antwortete sie mit der Erinnerung an das Beispiel Heinrichs IV., der den eingegangenen Verpflichtungen zum Trotz den Frieden von Vervins geschlossen; sie glaubte hiefür der Königin gewiß zu sein, welche den spanischen Krieg immer als ein persönliches Unglück bezeichnet hatte. Im Innern liefen ihre Intentionen der bis-

[1] Vgl. Aubery Histoire de Mazarin. I, 181.

[2] Rede und Gegenrede La Chatre's und Brienne's, in den Memoiren von La Chatre. Text und Anmerkung bei Petitot, 51, 198.

herigen Verwaltung nicht weniger entgegen. Sie sprachen von nichts als durchgreifenden Reformen, besonders des finanziellen Systems, „dem Ausdrücken der Schwämme, die sich mit dem Marke des Volkes vollgesogen." Die Vendome's wünschten vor allen Dingen, Bretagne wieder zu erlangen, das an Meillerave übergegangen war; mit wenigen Ausnahmen erklärte sich der ganze Hof dafür; ein Versprechen wenigstens ist ihnen gemacht worden. Der Nichte Richelieu's, Herzogin von Aiguillon, war nicht ganz wohl zu Muthe, als man die Besitzungen und Reichthümer, welche Richelieu seiner Familie hinterlassen hatte, zurückzufordern Miene machte; sie wurden auf achtzig Millionen angeschlagen. Sie befestigte Bronage, Blavet, besonders Havre de Grace, um ihre Angehörigen vor den Feindseligkeiten der Gegner zu sichern. Es ist bezeichnend für ihre Stellung, daß sie sich mit den Reformirten, welche von Richelieu beschützt worden waren, in Verbindung setzte.[1] Denn die Partei, welche nach der höchsten Gewalt strebte, war zugleich eifrig katholisch und suchte die kirchliche Einheit aus aller Kraft zu fördern.

Am Hofe fanden sich die von Richelieu Verfolgten zusammen: die verbannt gewesenen Mitglieder des Parlamentes; die Freunde des Herzogs von Orleans, Elboeuf, Fontrailles, de la Valette, und wie viele andere; die Freundinnen der Königin, Mutter Marguerite von Val de Grace, die Marquise von Senecey, Madame de Hautefort, endlich auch die Herzogin von Chevreuse, deren Lebenselement, in dem sie sich mit Geist und Geschick bewegte, die politische Intrigue war. Um der Königin willen war sie geflüchtet, sie zweifelte nicht, daß ihr nun in der Nähe derselben eine entscheidende Rolle in der französischen Regierung zufallen werde. Mit den Vendome's und allen zurückgekommenen Exilirten war sie sofort verbunden.

Schon fürchteten unparteiische und wohlgesinnte Männer,

[1] Hugonis Grotii Epistolae ineditae: „Metum iniciunt Reformatis, ut periculorum societate salutem sibi inveniant."

ein System der Rache sei im Anzug, und warnten die Königin, einem solchen Raum zu geben. Denn wie hätte dadurch nicht, wie die innere Ruhe, so auch die äußere Ueberlegenheit von Frankreich in Gefahr gerathen sollen? Man erinnerte die Königin, daß sie zunächst auch für die auswärtigen Geschäfte eines von den Factionen unabhängigen Rathgebers bedürfe.

Königin Anna hatte in ihren früheren Jahren hauptsächlich durch ihre Schönheit geglänzt, ihr großes, ausdrucksvolles Auge, ihr reiches braunes Haar; und noch immer war sie schön: dann hatte man ihre Tugenden, ihren exemplarischen Wandel, ihr Wohlwollen gegen Jedermann, ihre huldvolle Art, zu sein, allgemein anerkannt, um so mehr, da man sie für unglücklich hielt. Sie trachtete nach keinem politischen Einfluß: ihr Wunsch wäre gewesen, einen heiteren geselligen Kreis von sittlicher Haltung und doch lebendiger Anregung, von Religion und Bildung um sich zu versammeln, nach der Weise ihres Bruders in Spanien, wie das ihrer Tante Isabella in den Niederlanden gelungen war. In den tumultuarischen Schwankungen des französischen Hofes fanden sich die Elemente einer solchen Gesellschaft, wenn sie ja existirten, nicht zusammen, da sich die Literatur und der Staat eben in neue Formen warfen: alles war Unruhe, Parteiung und gehässiger Verdacht. Königin Anna mußte sich vorsehen, davon nicht ergriffen und zu Grunde gerichtet zu werden: sie lernte schweigen, an sich halten, mit dem Entgegengesetzten und Widerwärtigen verkehren. Für sich selbst lebte sie nach ihrem Ideal. An lärmenden Vergnügungen fand sie kein Gefallen; mit ihren mediceischen Vorgängerinnen wetteiferte sie nicht in äußerer Pracht, noch in glänzender Begünstigung der Kunst; was sie auszeichnete, war ein feines und sicheres Gefühl für das, was wohlanständig ist und sich geziemt, für gutes Betragen und edle Sitte. Durch Ungehörigkeiten und Mangel an Takt ward sie leicht beleidigt und innerlich zurückgestoßen. So wenig sie es liebte, nach der Gewohnheit der Welt die Fehler Anderer zum Gegenstand ihrer Gespräche

zu machen, so sah man doch, daß sie den Unterschied zwischen den Persönlichkeiten mit treffendem Blick wahrnahm.[1]

Beaufort mochte die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der großen Menge fesseln; der Königin konnte es unmöglich gefallen, daß er den Besitz von Macht und Gunst, deren er sich gewiß glaubte, in herrischen Anmaßungen bereits vorausnahm und eine Eitelkeit zeigte, die nicht ohne Rohheit war. So manchen Dienst er geleistet hatte, so entwickelte er doch nicht die Eigenschaften, welche die Bedingung einer glücklichen Wirksamkeit am Hofe und im Staate sind. Anna hatte zu lange in Berührung mit einem geborenen Staatsmanne gestanden, um nicht zu bemerken, daß auch der Bischof von Beauvais geeigneter sei, einer kirchlichen Diöcese vorzustehen, als die Geschicke eines großen Reiches mit Erfolg zu lenken.

Indem sie sich aber nach einem Andern umsah, der ihr den Beistand leisten könnte, dessen sie bedurfte, stellte sich ihr Mazarin dar, den ihr verstorbener Gemahl ihr ohnehin besonders empfohlen hatte.

Mazarin hat später erzählt, die Königin habe ihm anfangs einige Kälte gezeigt, und er sei alles Ernstes gesonnen gewesen, nach Rom zu gehen und da in seinem Palast zu leben, wie andere Cardinäle. Mit Gewißheit ergibt sich, daß er bei den ersten Schritten der Königin nicht zu Rath gezogen worden ist; er hätte nimmermehr zugegeben, daß sie sich an das Parlament wandte, er hat es allezeit gemißbilligt. Eine gewisse Annäherung hat jedoch und zwar schon vor dem Tode des Königs zwischen ihnen Statt gefunden. Die Königin sah es gern, wenn einer oder der andere ihrer Vertrauten mit Mazarin in Verhältniß trat; es berührte sie unangenehm, daß er davon

[1] Battista Nani, Relatione di Francia. „La regina nelli anfratti di tanti interessi et affari che la premevano da tutte le parti conobbe ben presto la novità (Unerfahrenheit) e fiachezza de suoi confidenti.“

sprach, sich entfernen zu wollen.[1] Man betrachtete ihn als den einzigen Mann, der in dem Labyrinth der allgemeinen europäischen Geschäfte den leitenden Faden besitze. Und überdieß: er erschien weniger abhängig als Andere. Wenn er sich auch dem Cardinal Richelieu angeschlossen hatte, so war er doch von allen Freunden desselben am wenigsten in die obwaltenden Parteiungen verflochten: er gehörte weder dem Herzog von Orleans, noch dem Prinzen von Condé an. Was sonst nachtheilig zu wirken pflegt, daß er ein Fremder war, gereichte ihm zur größten Förderung. Der päpstliche Nuntius Grimaldi versicherte die Königin, Mazarin werde sich keinem andern Dienst widmen, als dem ihren allein. Unter diesen Umständen bedurfte es nur einer persönlichen Verständigung. In der ersten Audienz, welche die Königin dem Cardinal alsdann gab, sprach er ihr von seiner Absicht, sich nach Rom zurückzuziehen, wo er ebenfalls nützlich für Frankreich werden könne: die Königin antwortete ihm mit dem Begehren, daß er im Conseil bleiben und sie mit seinen Rathschlägen unterstützen möge: Mazarin stand nicht an, dieß anzunehmen. Diese Gnade, erwiderte er, verpflichte ihn auf ewig; er werde sich glücklich schätzen, dem König und dem Staate nach ihrem Wunsche dienen zu können: ohne ein eigenes Interesse, ohne sich an irgend Jemand zu halten, als an die Königin allein.

Berühren wir sogleich hier ein Gerücht, das einige Jahrzehnte später entstanden, bis in unsere Tage fortgepflanzt worden ist, als habe sich zwischen der Königin Anna und dem Cardinal eine mehr als freundschaftliche persönliche Verbindung gebildet, als seien sie durch die engsten Bande, man hat sogar gesagt, durch eine geheime Ehe an einander geknüpft gewesen. Ich finde davon keine authentische Kunde. Die Damen des Hofes, denen Beziehungen dieser Art, wenn sie bestanden, nicht

[1] Vgl. die Notiz von Brienne in der Antwort an La Chastre. Nani „Mazzarini negava poter con decoro continuar alla corte et continuare i consigli in posto diverso di quello, in che l'haveva il fu re collocato."

unbekannt bleiben konnten, und die sich in ausführlicher Erzählung kleiner Begegnisse ergehen, haben sie abgeleugnet; die Königin, der etwas davon zu Ohren kam, hat darüber gelacht, denn Mazarin habe eine andere Leidenschaft als Frauenliebe. Sie meinte, er sei der italienischen Verirrung der Sinnlichkeit ergeben.

Und ist es denn etwas so Außerordentliches, wenn die Königin den Mann, der bereits durch Richelieu und ihren verstorbenen Gemahl in den Besitz der Geschäfte gesetzt war, darin beibehielt? Er war ihr unentbehrlich und zeigte sich ergeben: warum sollte sie ihn verstoßen? Kann nicht auch ohne Bande jener Art zwischen einer Fürstin und ihrem Minister ein freies Verhältniß vollster Hingebung von der einen und unbedingten Vertrauens von der andern Seite bestehen und sich behaupten?[1]

Wie dem auch sei — denn in Dingen dieser Art ist es schwer, nicht zu irren — vor dem welterfahrenen, feinen und geistvollen Manne, dessen weiter Gesichtskreis alle Verhältnisse von Frankreich und Europa umfaßte, der nichts als Mäßigung athmete, mußte der Bischof von Beauvais und seine reactionäre Faction in Schatten treten. In Kurzem erlebte man, daß die Unterredungen mit Mazarin die für die Geschäfte bestimmten Stunden ausfüllten, für den Bischof nur noch Minuten übrig blieben.

Wie hätte es anders sein können, als daß hiedurch die Partei, die der höchsten Gewalt schon sicher zu sein meinte, in die größte Aufregung gerieth. Denn Mazarin habe keine anderen Grundsätze als Richelieu; wenn man zusehe, daß er sich befestige und die Königin einnehme, so werde es den französischen Großen fortan ebenso schlecht gehen, wie bisher. An der Spitze der Gegner stand die Herzogin von Chevreuse, die noch

[1] Nani: io credo che vi sia un concorso delle stelle, della natura, dell' arte eziandio, ma sopra tutto una massima di necessità et interesse. La regina — ha stimato il sommo della fortuna il trovar un ministro che da se sola dependi, sopra il quale possi scaricarsi di tutto.

viel Gehör bei der Königin fand; zuweilen hat sie schon gefaßte Beschlüsse wieder rückgängig gemacht, einige ihrer Anhänger in den Dienst des Hofes oder des Staates befördert; wir finden Mazarin oft in der lebhaftesten Unruhe: er bemerkt der Königin, daß er nicht mit voller Freudigkeit dienen könne: sie sei von einer mächtigen Partei umgeben, welche ihren Geist einnehmen werde, sobald ihm ein Unglück begegne.[1]

Wenn man liest, daß der Herzogin von Chevreuse einmal angemuthet wurde, sich vom Hofe zu entfernen, weil ihre Anwesenheit, da sie von Flandern kam, die Verbündeten von Frankreich unangenehm berühren könne, so sieht man wohl, welche Rückwirkung die auswärtigen Angelegenheiten auch auf die persönlichsten Verhältnisse im Innern ausübten. Zur Entscheidung zwischen den Parteien trug nichts mehr bei als der Gang des wieder ausgebrochenen Krieges, ein großer Sieg, den der junge Enghien über die Spanier erfocht.

Unmittelbar vor dem Tode Ludwigs XIII., in Erwartung der Unruhen, die alsdann erfolgen würden, hatte die spanisch-niederländische Kriegsmacht unter Don Francisco de Melho einen Angriff auf die Picardie gemacht, und war zur Belagerung von Rocroy in den Ardennen geschritten. Eben da begegnete ihr der junge Enghien. Der Marschall Hopital, der dem Prinzen beigegeben war, um ihn zu leiten, und der ver-

[1] appresso di S. M. vi è un potente partio contro di me e capace d'acquistar lo spirito di S. M., quando mi succeda una disgratia. So schrieb Mazarin in einem jener kleinen Vermerkbücher, in denen er über seine Befürchtungen und die Machinationen seiner Feinde gleichsam Buch hielt, noch im August 1643. Herr Victor Cousin hat sich das Verdienst erworben, sie zu entziffern und Mittheilungen daraus zu machen (M^{me} de Chevreuse Appendice 374). Unter Anderm sieht man daraus, daß Mazarin aufmerksam gemacht worden war, auf die Zuneigung der Königin nicht allzusehr zu trauen, denn „S. M. l'havera maggiore per la dama (Chevreuse) e pare adesso che non se ne cura molto." Also war nach dem Urtheil der Welt das Verhältniß Mazarins nur ein freundschaftliches, und Mad. de Chevreuse war einst in größerer Gnade gewesen, als die war, in der Mazarin nunmehr stand.

sammelte Kriegsrath waren der Meinung, daß das französische Heer den angegriffenen Platz unterstützen müsse, jedoch ohne eine Schlacht zu wagen, deren Verlust im Beginn einer Regentschaft einen unwiederbringlichen Schaden nach sich ziehen könne. Noch ein anderer angesehener Kriegsmann aber befand sich in der Nähe, Johann Gassion, der in den Schlachten Gustav Adolphs seine Schule gemacht hatte und sich wohl vermaß, mit seinem Kopf und seinem Schwert alle Schwierigkeiten der Welt zu überwinden. Der wandte den Blick des Prinzen von den Folgen einer möglichen Niederlage, welche man überdieß seiner Jugend verzeihen würde, auf die Wirkungen, die er von einem Siege erwarten dürfe: eine gewonnene Schlacht werde ihn zum Gipfel des Ruhmes erheben und zum Meister der Geschäfte machen.[1] Der Prinz unternahm die Schlacht und gewann sie trotz des heldenmüthigen und hartnäckigen Widerstandes, den er fand.

Es ist augenscheinlich, daß er dadurch der politischen Partei, der er noch wie sein Vater angehörte, einen großen Vortheil verschaffte. Wie hätte es dieser nicht zu gute kommen sollen, daß einer der Ihren einen Sieg erfocht, der für die Weltgeschicke entscheidend war?

Die Königin Anna selbst legte mehr Sinn für den Zweck des Krieges an den Tag, als man ihr zugetraut hätte. In Richelieu's Zeiten hatte sie einige Sympathien für ihren Bruder gezeigt; die Herzogin von Chevreuse war erstaunt, wie so ganz dieselben nach Antritt der Herrschaft verschwunden waren. Anna von Oesterreich fühlte jetzt, daß sie selbst die Repräsentantin der französischen Macht war; sie freute sich der Ereignisse, welche ihren Sohn zum größten Fürsten von Europa machen sollten, und lebte darin. Sie fühlte nicht mehr als Schwester, sondern nur als Mutter und Königin.

[1] „La victoire remportée sous ses auspices l'élevait au plus haut point de la gloire et le rendoit arbitre et maître des affaires.“ Vie de Gassion II, 213.

Die Rücksicht auf diese ihre eigenste Stellung machte Mazarin geltend, um die Königin zu ungesäumter Benutzung des gewonnenen Vortheils anzutreiben. Den, sagte er, werde die Welt noch den Veranstaltungen des verstorbenen Königs beimessen; sollte man zögern, ihn zu verfolgen, so werde sich die Meinung ausbreiten, daß die Königin den Krieg nicht mit dem bisherigen Eifer fortsetzen wolle.[1] Er brachte eine Unternehmung auf Thionville in Vorschlag und setzte sie, wie aus seinen Briefen erhellt, im Widerspruch mit den Kriegsverständigen durch. Bei den ersten Schwierigkeiten, welche eintraten, fehlte es nicht an Afterrede gegen ihn; aber ebenso sehr gereichte es ihm zum Lob und Vortheil, als die Sache gelang: am 8. August ging der Platz in die Hände Enghiens über.

Wie wäre aber alsdann noch ein Verlassen des eingeschlagenen Weges oder eine Entfernung des Ministers möglich gewesen? Die Verwickelung der äußeren Verhältnisse hatte Mazarin in die Geschäfte gebracht; das Glück, das seine Rathschläge begleitete, befestigte ihn in denselben. Die äußere Politik der Regentschaft entschied über die innere.

In der einmal eingerichteten Staatsordnung liegt überdieß eine Schwerkraft, die sich selbst erhält. Die Erwägung der Staatsinteressen machte manches Zugeständniß, zu dem die Königin an sich eine persönliche Verpflichtung gehabt hätte, unmöglich.[2]

[1] Che non tiare alcuno frutto da cosi gran successo si ascriverebbe alla debolezza della reggenza et si direbbe che nella morte del re rimaneva sepolta ogni vigorosa resolutione. Mazarin al C[l] Bichi. 2. Ag. Aus Silhon: „éclaircissements de quelques difficultés touchant l'administration du Cardinal Mazarin" 1651, ergibt sich, daß dieselben Betrachtungen in einem der Königin vorgelegten Gutachten vorkamen. Sollten diese Gutachten nicht noch existiren?

[2] Wie Turenne seiner Schwester über den Wunsch seines Bruders, Sedan, das er wegen der Königin verloren hatte, wiederzuerlangen, schreibt: La reine effectivement a toute sorte de bonne volonté, mais on lui fait la chose de si grand préjudice à l'état, qu'elle n'y ose rien faire. 30. Mai 1643.

An eine Reaction, wie sie die Importants beabsichtigten, war in Kurzem nicht mehr zu denken.

Der Bischof von Beauvais, der sich bei Seite gedrängt sah, ohne doch die Meinung aufzugeben, daß er der geeignetste Mann sei, um die Regierung von Frankreich zu führen, wurde unbequem, auch nachdem ihn die Königin aufgefordert hatte, sich gut mit Mazarin zu stellen:[1] die Folge war, daß er den Befehl bekam, sich nach seiner Diöcese zu begeben; seine Denomination zur Cardinalswürde, die bereits an den römischen Hof ergangen war, wurde zurückgenommen.

Eine allgemeine Bewegung unter den großen Familien erregte es, daß Frau von Montbazon, die eine beleidigende Vermuthung über die Herzogin von Longueville ausgesprochen hatte, dafür vom Hofe verbannt wurde. Der Hader der beiden Damen traf eben in den Gegensatz der Factionen; die erste gehörte zu den Vendome's und Importants; die zweite zu den Condé's und den Freunden Mazarins; und gewiß hatte Mazarin an der Entscheidung vielen Antheil. Aber dafür traf ihn der verdoppelte Haß der andern Partei. Man sprach ohne Scheu davon, daß man sich des Mannes, der auf eine andere Weise nicht zu beseitigen sei, mit Gewalt entledigen müsse. Dafür war die Herzogin von Chevreuse, die noch einmal die Rolle von 1626 spielte, und der Herzog von Beaufort, der unter dem Einfluß der Frau von Montbazon stand. Ohnehin haßte Beaufort diesen Fremdling, der ihm auf seinem Wege zu Gunst und Autorität, den er sonst für unfehlbar hielt, entgegentrat und alle seine Hoffnungen zu Schanden machte. Es ist kein Zweifel,

[1] Mazarin an Cardinal Bichi: Vedendo che non ostante gli avanzi fattigli da me d'amicitia et d'affetto e gli ordini reiteratamente datigli dalla regina di vivere ben meco, fa tutto il contrario con termini pieni d'ambiguità derivati dal credere che io gli occupi il suo posto e che lui è solo capace di ben governare gli affari di questa corona, sono stato necessitato a cambiar forma di vivere con esso et a non disingannare la regina quando m'ha fatto doglianze di questo soggetto e dichiarato che lo trovava molto differente di quello haveva creduto.

daß er auf den Gedanken einging, Mazarin mit Gewalt bei Seite zu schaffen.[1] Er meinte Frankreich dadurch zu retten, das sonst aufs Neue unter die Tyrannei falle, welche Richelieu ausgeübt habe. Aber einmal war Mazarin sehr auf seiner Hut, und sodann zeigte sich der Mensch, den sich Beaufort zum Werkzeug bei seinem gräßlichen Vorhaben ausersehen, nicht dazu geeignet. Im Augenblick der Ausführung fühlte er Bedenken und Scrupel, und das Vorhaben wurde ruchbar; Beaufort mußte dafür im Gefängniß zu Vincennes büßen. Die Königin bekannte ihren Freundinnen, das Herz habe ihr geschlagen, in dem Augenblicke, wo Beaufort auf ihren Befehl gefangen genommen wurde: aber sie hatte nun einmal beschlossen, sich als Königin zu zeigen, dem Schwanken des Hofes ein Ende zu machen.

Nicht allein Frau von Chevreuse ward hierauf vom Hofe verwiesen, um kein Aufsehen zu erregen, zuerst nach ihrem Schloß Dampierre, dann nach Touraine; — auch andere minder gefährliche Freundinnen der Königin, die aber an der alten Parteistellung festhielten, konnten sich nicht bei ihr behaupten, selbst nicht Fräulein von Hautefort, die so viel für sie gethan und gelitten hatte; die ausgesprochenen Widersacher Mazarins wurden entfernt. Dagegen empfing die Herzogin von Aiguillon einen Besuch der Königin in Ruel; diese freute sich an der ländlichen Schöpfung ihres Feindes von ehedem.

Man konnte sagen: Königin Anna ging, nachdem sie Regentin geworden war, von der Opposition, der sie angehört hatte, zu dem Systeme Richelieu's über.

Doch ließ sich dieß nun nicht in seiner vollen Strenge behaupten.

Wir berührten, wie Vieles schon Richelieu dem Prinzen von Condé zugestand, der unter seinem Schutz, wie man sagte, der reichste Unterthan der Welt geworden war. Durch den

[1] Extrait des mémoires de Campion, bei Petitot, 51, 258.

Wechsel der Persönlichkeiten an sich, und nun besonders durch die Verdienste des jungen Enghien wuchsen die Ansprüche dieser Familie und ihr Selbstgefühl. Den Vortritt, welchen Condé dem ersten Cardinal ohne Weigerung gelassen, versagte er dem zweiten.[1]

Wenn Richelieu den Herzog von Orleans immer herabgewürdigt hatte, so erhob sich dieser nunmehr zu Bedeutung und Macht. Er führte jetzt, Niemand konnte etwas dawider sagen, seine lothringische Gemahlin nach der Hauptstadt, in seinen Palast, den Luxembourg. Eine der bedeutendsten Provinzen des Reichs, in der sich noch ein sehr lebendiger Provinzialgeist regte, Languedoc, ward ihm als Gouvernement zu Theil. Sein Vertrauter, La Rivière, von dem seine Entschlüsse größtentheils abhingen, wurde durch Gunstbezeugungen und Hoffnung auf Beförderung zu den höchsten geistlichen Würden von Mazarin gewonnen.

Der ganze öffentliche Zustand beruhte darauf, daß ein persönlich gutes Vernehmen zwischen der Königin, Orleans, Condé und Mazarin erhalten wurde: nicht selten war das wechselseitige Vertrauen zwischen ihnen zweifelhaft.

Auch das Parlament, das durch eine eingreifende Handlung wieder zu seinem früheren Ansehen aufstieg, erlangte Zugeständnisse, die, obwohl sie nicht gerade viel besagten, ihm von Richelieu doch niemals gewährt worden wären. Man hat Diener des Conseils in Strafe genommen, weil sie Befehle ausführten, die den Prärogativen des Parlaments entgegenliefen. Um das Interesse der Mitglieder zu gewinnen, theilte man ihnen Vorrechte zu, die bisher den königlichen Secretären vorbehalten gewesen waren. Die Regentschaft ließ die aufkommende Partei der Jansenisten gewähren, obgleich sie ihr abgeneigt war, weil sie in dem Parlamente Freunde hatte. Wenn

[1] An Cl Grimaldi, März 1645. Godo del posto nel quale V. E[za] mi lasciò senza alcun ostacolo nè appresso la M[tà] della regina nè appresso il duca di Orleans e principi di sangue.

die Aufregung, die über das der Praxis der Jesuiten entgegengesetzte Buch Arnaulds gegen den allzu häufigen Genuß des Sacramentes entstand, die Königin anfangs veranlaßte, die Sache vor den Richterstuhl des Papstes zu verweisen, wohin sich Arnauld selbst verfügen sollte, so sah sie sich durch die lebhaften Vorstellungen des Parlaments, das auf die französische Autonomie auch in dieser Hinsicht drang, gleichsam gezwungen, nicht zwar ihren Befehl zurückzunehmen, aber doch auf die Ausführung desselben nicht zu bestehen.

Doch waren das alles Dinge, die man kaum bemerkte, neben den großen Ereignissen, welche die Lage von Europa umwandelten.

Zweites Capitel.

Fortgang der französischen Macht nach außen.

1643—1648.

Richelieu hatte die Grundlagen der spanischen Monarchie allenthalben erschüttert, hie und da umgestürzt; den Bau der französischen Macht begründet, aber noch nicht aufgerichtet. In beiderlei Rücksicht waren schon die Kriegserfolge des ersten Jahres der Regentschaft, deren wir gedachten, von unberechenbarem Einfluß.

Nicht so sehr auf den Entsatz einer Grenzfeste kam es bei der Schlacht von Rocroy an, als auf eine Entscheidung zwischen der in den letzten Jahren umgebildeten französischen Heeresmacht und der altspanischen Schlachtordnung, die sich in derselben Art und Weise, wie sie im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gegründet worden, gegen die Mitte des siebzehnten noch im Felde erhielt. Wer kennt nicht die Namen Cordova, Colonna, Pescara, Leiva, Alba, Farnese, Spinola, deren Kriegshandlungen die Geschicke der Epoche großentheils bestimmt haben? Eine unvergleichliche Succession militärischen Ruhmes, welcher der damalige Maestro de Campo der spanischen Fußvölker, de la Fuente, sich beizugesellen den Ehrgeiz hatte. In der Mitte fünf dichtgeschlossener Regimenter, auf einem Stuhle sitzend, denn er war von der Gicht geplagt — leitete er ihren Widerstand, der besonders durch ein zugleich bewegliches und anhaltendes, sehr wirksames Musketenfeuer Nachdruck erhielt. Aber die französische Cavallerie war der

spanischen überlegen und hatte sie auseinandergesprengt; dreimal wich sie vor dem Kleingewehrfeuer des Fußvolks zurück, bis sie, von den durch ihre Verluste wie vor Alters so oft in Wuth gesetzten Schweizern unterstützt, — denn noch immer bildeten diese einen Bestandtheil der französischen Kriegsheere, — endlich doch die Mauer dieser Schlachtordnung durchbrach. In Reih und Glied, wie sie standen, so sind diese Spanier einem furchtbaren Gemetzel erlegen; keiner wäre gewichen; ihr Führer fiel in ihrer Mitte. Es ist ein Zeugniß für den Soldatengeist Enghiens, daß er, der Sieger, den so gefallenen Feind beinahe beneidete.

Der Succession der Feldherren entsprach die Succession der Truppen: sie ist, wiewohl den Spaniern auch später noch Manches gelang, niemals wieder hergestellt worden.

Und wenn nun in Folge dieses Sieges Thionville angegriffen und erobert wurde, eine militärische Position, deren Wichtigkeit schon einst die Carolinger in den inneren Zerwürfnissen des fränkischen Reiches erkannten, nach deren Besitz Richelieu vergebens getrachtet hatte, so war auch dieß ein Gewinn auf immer. Die drei Bisthümer wurden dadurch gegen Luxemburg erst gesichert. Mazarin bezeichnete, was sein Vorgänger in ähnlichen Fällen vermieden hatte, diese Erwerbung öffentlich als eine Erweiterung der Grenzen und zwar als eine solche, die der erste Schritt zu andern sein werde.[1]

Die beiden Fremden, eine Königin, welche den Beinamen von Oesterreich trug, und ein römischer Cardinal, dessen Vater als Unterthan von Spanien geboren war, setzten sich die Ausdehnung des französischen Reiches über die spanische und deutsche Grenze zum Ziele. Die Königin hütete sich vor dem Fehler von Maria Medici; sie bewies durch ihre politische Haltung, daß sie jede Vorliebe für Spanien, obwohl es ihr Vaterland

[1] Auf einer damals (1643) geschlagenen Medaille sieht man eine kleine Victoria, auf der Hand eine Spes mit der Umschrift: prima finium propagatio.

war, aus dem Sinne geschlagen hatte. Mazarin wollte das Vertrauen rechtfertigen, das die Bundesgenossen ihm vor allen französischen Staatsmännern zu Theil werden ließen, und das ihm wieder eine bevorzugte Stellung unter diesen gab. Das ist ohnehin die Regel, daß Fremde die Interessen des Landes, dem sie sich angeschlossen haben, mit noch größerem Eifer verfechten, als selbst die Eingebornen, die ihre Hingebung nicht zu beweisen brauchen.

So wurden die unter dem Gehorsam eines einzigen Gebotes vereinigten Streitkräfte der Franzosen von der neuen Regierung in derselben Richtung und mit noch entschiedenern Eroberungsabsichten gegen die Nachbarn ins Feld geführt, wie von der früheren. Ohne in die Mannigfaltigkeit der Kriegsvorfälle und Friedensverhandlungen einzugehen, müssen wir doch der Momente gedenken, welche für die großen Verhältnisse der Reiche, zunächst auch des deutschen, entscheidend geworden sind.

Feldzüge und Friedensunterhandlungen in Deutschland.

So manchen glücklichen Streifzug die Franzosen und die Schweden nach dem Innersten der ihnen noch Widerstand leistenden deutschen Gebiete auch ausgeführt hatten, so war es doch immer dabei geblieben, daß sie sich für ihre Quartiere auf das linke Rheinufer, einige niedersächsische Bezirke und Thüringen angewiesen sahen, Landschaften, die schon völlig ausgesogen wenig Hülfsquellen darboten, während ihre Gegner, Kaiserliche und Baiern — denn der Churfürst von Baiern stellte von den damaligen deutschen Heerhaufen die streitfähigsten und zahlreichsten ins Feld — den schwäbischen, fränkischen und baierischen Kreis behaupteten, die sich in einem verhältnißmäßig noch erträglichen Zustande befanden; dort in den Winterquartieren pflegten sie sich zu erfrischen und zu ergänzen.

Unaufhörlich machten nun die Franzosen, entweder allein oder mit ihren Verbündeten, bald vom Main, bald von ihren

festen Plätzen am Oberrhein her, den Versuch, in jenen Kreisen Fuß zu fassen, in Baiern einzudringen. Aber um so nachdrücklicher setzte sich ihnen Churfürst Maximilian entgegen. Im Jahre 1643 stellte er 27 eigene Regimenter ins Feld, denen sich lothringische und kaiserliche Schaaren anschlossen.[1] Ein paar Führer großen Namens standen an ihrer Spitze. Längst kannten die Franzosen den einen derselben, Johann von Werth, der jetzt frei geworden ihnen mit der alten unverwüstlichen Lebenskraft und rastlosen Verwegenheit begegnete; jetzt lernten sie auch den andern kennen, einen Mann von ebenso großer Auszeichnung durch entgegengesetzte Eigenschaften, — Umsicht nämlich und Ueberlegung, den Feldmarschall Mercy, von dem sie selbst gesagt haben, er handle immer so, als habe er in ihrem Rathe gesessen. Gegen Ende des Jahres besaßen die Baiern offenbar das Uebergewicht. Guebriant, der das weimarisch-französische Heer so lange glücklich zusammengehalten und geführt hatte, erlag den Wunden, die er in Schwaben eindringend bei Rottweil empfing. Josias Rantzau, sein Nachfolger, wußte sich, wiewohl ein Deutscher, mit dem Obersten der weimarischen Armee doch nicht zu vertragen; er war ein Mann, der im Kriege nicht viel mehr sah, als eine Rauferei, und Alles durch ungebändigten Trotz auszurichten meinte; wilden Muthes ließ er vernehmen, er wolle seinen Halskragen in bairischem Blute waschen, er zählte die Wochen, nach denen er in München sein werde. Aber eine ungestüme Wuth, wie sie sich in diesen Worten ausdrückt, ist in der Regel mit Verblendung und Sorglosigkeit verbunden: Rantzau ließ sich von den Feinden, die er verachtete, in seinen Quartieren von Tuttlingen überraschen: er selbst ward gefangen, sein ganzes Heer auseinander gejagt.[2]

Die Baiern ergänzten jetzt aus den Trümmern der feind-

[1] Westenrieder, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, III, 153.

[2] Relation exactement véritable de la desfaicte de l'armée françoise 23., 24. Nov. 1643. Bei Heilmann: die Feldzüge der Baiern 1643—1645 S. 77.

lichen Armee ihre eigenen Reihen und faßten den Gedanken, die Franzosen aus der beherrschenden Stellung, die sie am Oberrhein genommen, wieder herauszutreiben. Nachdem sie Ueberlingen und Hohentwiel glücklich eingenommen, schritten sie zur Belagerung von Freiburg, wodurch zugleich Breisach bedroht wurde.

Da setzte ihnen Mazarin Turenne entgegen.

Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, Sohn des älteren Bouillon, der so oft an der Spitze der Protestanten erschienen, Bruder des jüngern, der als einer der vornehmsten Gegner Richelieu's aufgetreten war, gehörte durch seine Herkunft einer anderen als der jetzt in Frankreich herrschenden Partei an, aber von Natur war er kein Mann der Opposition: Mäßigung und Ruhe, ihm gleichsam angeborene Eigenschaften, bestimmten ihn wie durch einen inneren Trieb, dem er nur kurze Zeit nicht Gehör gab, zum Dienste der eingerichteten Regierung und des Königs. Mazarin, der das Talent Turenne's erkannte, suchte ihn selber auf, zog ihn hervor und vertraute ihm die Heerführung im Elsaß an. Turenne rechtfertigte die Wahl durch die Sorgfalt, mit der er sofort nach seiner Ankunft Hand anlegte, um das beinahe aufgelöste Heer wieder herzustellen: als aber in den ersten Tagen des Juli 1644 Freiburg von den Baiern angegriffen ward, war er bei weitem zu schwach, als daß er die Belagerung hätte verhindern oder ernstlich stören können: vor seinen Augen ward die Stadt erobert.[1] In diesem Augenblick jedoch bekam er bereits Hülfe. Von unmittelbarer strategischer Rückwirkung war es, daß die Franzosen ihr Uebergewicht an Maas und Mosel durch die Erfolge von Rocroy und Thionville befestigt hatten. Enghien, der hauptsächlich von den Truppen seines Hauses umgeben in jenen Gegenden zu einer neuen Unternehmung schreiten wollte, ließ sich durch die Gründe und Zusagen Mazarins bewegen,

[1] Silhon Éclaircissements 37. Grammont Mémoires Pet. 56, 350.

seine Waffen nach dem Oberrhein zu wenden. Die beiden großen Heerführer, deren Wettstreit später die Welt mit dem Ruhm ihres Namens erfüllen sollte, vereinigten sich gegen die baierische Kriegsmacht, welche die zweitstärkste war, die noch gegen sie im Felde stand.

Anfangs August 1644 kam es bei Freiburg zu einer Schlacht, die in unvergänglichem Andenken geblieben ist. Plötzlich in seinen Verschanzungen angefallen, hielt es Mercy, nachdem er diese mit tapferer Anstrengung behauptet hatte, doch für rathsam, sich auf nahe Anhöhen, die ihm eine stärkere Stellung darboten, zurückzuziehen. Eben darin bestand sein Talent, die Vortheile des Bodens zu benutzen, sich der Beschaffenheit desselben gemäß rasch und geschickt zur Gegenwehr zu rüsten. Unverzüglich suchten ihn die Franzosen hier auf, und zwar unter den Augen eines Prinzen von Geblüt, der ihnen das Beispiel des Kriegsmuthes gab, mit verdoppeltem Eifer; man kennt den Weinberg, in welchem sie auf die Geschütze Mercy's unter dem heftigsten Feuer losgingen; aber alle ihre Angriffe wurden abgeschlagen.[1] Wie in den Teutonenschlachten gegen die Römer erweckte der Ruf des Stammesnamens die Baiern zu unbezwinglichem Widerstand. Wohl konnte sich Mercy gegen die Ueberlegenheit der feindlichen Armee, die dießmal besonders in der Reiterei bestand, auf die Länge nicht behaupten; die Franzosen konnten nicht verhindert werden, gleich darauf Philippsburg und selbst Mainz, unter Connivenz des Domcapitels, zu besetzen: in prächtigen Worten rühmten sie ihre Erfolge, durch die der Rhein seine alten Beherrscher wieder gefunden habe;

[1] Mémoires du Vicomte de Turenne, 20. „Un jour," so beschreibt er das Treffen von Freiburg in einem Briefe an seine Schwester, „on a eu grand avantage sur les ennemis, et comme on les a voulu forcer tout à fait, on y a été repoussé." Im Schlachtbericht Mercy's, 7. August, heißt es: der Feind habe ihn angegriffen mit solcher Fury als jemalen, so lange dieser Krieg währt, geschehen, zu unterschiedlichen malen, ja bis in die Nacht hinein. Bei Heilmann 140.

— aber es war immer etwas, Freiburg erobert und behauptet, den mächtigen Feind bestanden, den Ruhm der deutschen und baierischen Waffen aufrecht erhalten zu haben.

Etwas besser gelangen den Franzosen ihre Angriffe im Jahre 1645. Turenne erlitt abermals einen Verlust, — bei Mergentheim — abermals kam ihm Enghien zu Hülfe: bei Allersheim unfern Nördlingen ward hierauf die Schlacht von Freiburg gleichsam fortgesetzt. Auch da hat sich Mercy auf das Geschickteste aufgestellt und gut befestigt; wäre er nicht gleich im Anfang des Treffens gefallen, so würde die Schlacht einen andern Ausgang gewonnen haben. Nun aber ward hauptsächlich durch die Tapferkeit der Weimar'schen Veteranen und einiger hessischen Schwadronen der Tag zu Gunsten der Franzosen entschieden. Enghien hat oft bekannt, daß er den Deutschen die Rettung seines Lebens verdanke.[1] Eine Entscheidung führte jedoch auch diese Bataille nicht herbei. In Kurzem verstärkten kaiserliche Hülfstruppen das baierische Heer; die Franzosen sahen sich genöthigt, von Heilbronn, das sie belagerten, nach Philippsburg zurückzuweichen.

Merkwürdig aber: indem die Baiern im Felde den Franzosen den tapfersten Widerstand leisteten, bahnte sich in der Unterhandlung eine nur allzu nahe Verbindung zwischen beiden an. Es wird den Fortgang der Macht von Frankreich verständlicher machen, wenn wir auf die verwickelten Verhandlungen, die zu dem westfälischen Frieden führten, wenigstens einen Blick werfen.

Im Jahr 1645 waren die beiden Friedenscongresse in Münster und Osnabrück eröffnet worden: in Münster, wo die Abgeordneten der katholischen Mächte sich versammelten, war der Herzog von Longueville, der mit der Schwester Enghiens vermählt war und so zu der damals vorwaltenden Familien-

[1] Lettres de Turenne I, 52: „Mr. le Duc ne savoit assez se louer des Allemands, et en effet il leur a obligation de la vie et de la liberté.“

verbindung gehörte, in der Eigenschaft eines ersten französischen Bevollmächtigten eingetroffen: man ging endlich mit Ernst an die Unterhandlung; in den letzten Monaten dieses Jahres und in den ersten des folgenden wurden die entscheidenden Vorschläge ausgetauscht. Sie konnten nach so vielen Fortschritten der Franzosen nicht anders als diesen sehr günstig sein.

Wie oft war früher Rückgabe von Moyenvic und Pinerolo von den Franzosen gefordert worden: wie oft hatte man denselben in Erinnerung gebracht, daß ihnen kein Recht auf die drei Bisthümer zustehe. Der kaiserliche Bevollmächtigte Trautmannsdorf bot ihnen jetzt an, daß diese Plätze und Landschaften mit allen Rechten der Souveränetät an Frankreich überlassen werden sollten.

Aber die Franzosen erklärten, daß sie sich die Behauptung alter, oder im Kampfe mit Andern erworbener Besitzthümer nicht in Anrechnung bringen lassen würden: sie traten mit der unerwarteten, weitaussehenden Forderung auf, daß ihnen, wenn sie anders die in der Pfalz und in den Gebieten der übrigen rheinischen Churfürsten eingenommenen Plätze herausgeben sollten, das österreichische Elsaß sammt Breisach überlassen werden müsse. Die Landgrafschaft von Ober- und Niederelsaß, sowie die Landvoigtei über die zehn Reichsstädte, gehörte damals nicht dem Kaiser Ferdinand selbst, sondern der in Tirol abgezweigten leopoldinischen Linie, den Kindern der Erzherzogin Claudia in Innsbruck; aber das gewann den Franzosen keinerlei Rücksicht ab; sie erachteten das Haus Oesterreich für solidarisch, zumal so lange es das Kaiserthum besaß. Die kaiserlichen Bevollmächtigten führten aus, daß Oesterreich sich in den letzten Jahrzehnten sogar Verdienste um die französische Krone erworben habe, — und in der That möchten die Würfel anders gefallen sein, wenn der Kaiser, so lange Rochelle noch unüberwunden und Rohan noch im Felde war, dazu geschritten wäre, die alten Rechte des Reiches in Geltung zu bringen, was er aus Rücksicht auf die Religion nicht gethan hatte — daß ferner die

eigenen Erklärungen der Franzosen, ihre Verabredungen mit ihren Verbündeten mit diesen Ansprüchen in Widerspruch seien; aber diese Mahnungen an alte Verhältnisse und Zusagen machten den seitdem eingetretenen Veränderungen gegenüber keinen Eindruck; Mazarin zog nur den gegenwärtigen Zustand in Betracht und fand ihn so angethan, daß die Abtretung, wie übermäßig sie auch den Gegnern erscheine, auf die Länge nicht werde verweigert werden können. Denn der Kaiser, so sagte er, sei nun einmal in einer absoluten Nothwendigkeit, Frieden zu machen: von allen deutschen Fürsten werde er durch unaufhörliche Protestationen dahin gedrängt; der Versuch, einen besonderen Vertrag mit andern Feinden zu schließen, sei ihm mißlungen: er beauftragte die Bevollmächtigten, fest zu halten und sich um keine Einwendungen zu kümmern.[1]

Eben hiebei aber geschah nun, daß die Franzosen an ihrem großen Gegner im Feld, dem Churfürsten Maximilian, einen Verbündeten für ihre Unterhandlungen fanden. Der Grund davon lag in folgendem Moment. Im letzten Jahre hatten die Schweden gegen die österreichischen Heere noch entschiedenere Erfolge gehabt, als die Franzosen gegen die Baiern: sie hatten Brünn belagert und Wien bedroht: der Kaiser mußte ihnen selbst und ihren deutschen Bundesgenossen große Zugeständnisse in Aussicht stellen; alle die geistlichen Stifter, auf deren Herstellung man anderthalb Jahrzehnte früher die Katholisirung von Norddeutschland hatte gründen wollen, wurden dazu bestimmt, Bestandtheile der protestantischen Territorien zu werden. In diesem Wachsthum der protestantischen Macht sah aber Maximilian eine Gefahr für sich selbst: um sich vor derselben zu sichern, trat er den Feinden näher, mit denen er am härtesten kämpfte. Die Franzosen versprachen, ihn in seiner churfürstlichen Würde zu schützen; er dagegen

1 Mémoire du roi aux plénipotentiaires, 6 janv. 1644. „Il ne faut pas s'étonner de tout ce que disent nos ennemis — c'est à nous à tenir bon; — il est indubitable qu'ils se rangeront peu à peu."

sagte zu, ihnen die Schadloshaltung, die sie in Anspruch nahmen, im Elsaß zu verschaffen. Vor Allem wurden sie durch das gemeinschaftliche katholische Interesse mit einander verbunden. Die Franzosen wünschten einen vierten katholischen Churfürsten im Reiche zu haben: Churfürst Maximilian fand es nützlich, daß das Elsaß in den Händen einer starken katholischen Macht sei. Auf diese Weise meinten sie das Gleichgewicht der Religionen im Reiche zu erhalten. [1]

Auf das Eifrigste verwandte sich nun zunächst der Churfürst für die Annahme der französischen Vorschläge. Er drohte dem Kaiser, ihn sonst zu verlassen, worauf das Reich in zwei Hälften zerfallen werde, eine protestantische unter den Schweden und eine katholische unter den Franzosen, ohne alle Autorität der kaiserlichen Krone. [2] Seine Anmahnungen wurden durch die überaus mißliche Lage der Dinge unterstützt: die kaiserlichen Bevollmächtigten fanden sich im April und Mai 1646 wirklich bewogen, auf die Forderungen der Franzosen, so unannehmbar sie anfangs erschienen waren, dennoch einzugehen.

Aber damit war doch der Friede nicht zu Stande gebracht. Der Kaiser machte die Ausführung seiner Zugeständnisse allezeit von dem Abschluß zwischen den Franzosen und Spaniern abhängig, der in weiter Ferne lag; er forderte die Herstellung des Herzogs von Lothringen, von der die Franzosen nichts hören wollten. So lange aber der Krieg dauerte, hielt es auch Churfürst Maximilian weder für weise, sich von dem Kaiser zu trennen, noch fand er dieß mit seiner politischen Ehre vereinbar: er war über die Gewaltthätigkeiten, welche die franzö-

[1] Contarini Relatione dell' Ambasciata di Munster: I Protestanti non potevano con buon ochio vedere Francesi in imperio con appogio tanto considerabile al partito cattolico; — Baviera sopra tutti sosteneva l'interesse della Francia per essere da questa corrisposto nel sostenimento degli interessi proprii.

[2] Adami Relatio de pace Westphalica 318: „Non aberant consiliis minae, futurum nempe, ut armistitio seorsim faciendo rebus suis seorsim consulereut."

sischen Truppen in dem Gebiete seines Bruders, des Churfürsten von Köln, ausübten, ohnehin aufgebracht; nachdem er den Franzosen die Abtretungen, nach welchen sie hauptsächlich verlangten, verschafft hatte, ließ er doch seine Truppen wieder zu den Kaiserlichen stoßen.

Eine Politik, für die sich bei jedem einzelnen Schritte etwas sagen ließ, die aber in schreienden Widerspruch mit sich selbst gerieth und bei der Beweglichkeit der Gegner, die überdieß einen großen Feldherrn an ihrer Spitze hatten, verderblich werden mußte.

Vornehmlich darin hatten Kaiserliche und Baiern einen Vortheil, daß sie einander nahe waren und in dringenden Fällen die einen den andern zu Hülfe kommen konnten, während Franzosen und Schweden damals in weiter Entfernung gleichsam auf zwei verschiedenen Kriegstheatern fochten. Turenne dachte nun, sich für den nächsten Feldzug mit den Schweden zu vereinigen und in dieser Bundesgenossenschaft einen abermaligen Anfall auf Baiern zu unternehmen, von welchem er die Vollendung des Krieges erwartete. Am Hofe zögerte man, um der Unterhandlungen willen, die man pflog, diesen Plan zu billigen, genehmigte ihn aber endlich aus Rücksicht auf diese militärische Haltung des Churfürsten. Im August 1646 vereinigten sich die Franzosen mit den Schweden, die jetzt von Wrangel geführt wurden, an der Lahn, fast vor den Augen des Erzherzogs Leopold Wilhelm und des baierischen Feldmarschalls Gleen, welche sich bei Frankfurt aufgestellt hatten. Man erwartete einen abermaligen großen Schlachttag.

Aber nicht dahin ging die Absicht der fremden Generale. Ihr Sinn war vielmehr, diesem stattlichen Heere zum Trotz den schon so lange beabsichtigten Einbruch in Baiern auszuführen. Mochte der französische Hof auch jetzt noch Baiern schonen wollen, Turenne hielt sich, da er nun einmal im Kriege begriffen war, zu keiner Rücksicht verpflichtet; die Schweden glühten von altem Haß. Weder der Erzherzog noch der Feld-

marschall, auf welchen das Talent seines Vorgängers, die Pläne seiner Feinde zu durchschauen, nicht übergegangen war, hatten eine Ahnung von diesem Vorhaben; sie waren nur bemüht, sich in der eingenommenen Stellung zu befestigen. Aber indeß gelang es den beiden Fremden, sie in wohlberechneten Tagemärschen vorbeizugehn, sich zuerst zwischen ihrem Lager und dem Main aufzustellen und alsdann in ihrem Rücken den Fluß zu überschreiten. Dieser eine Tag veränderte, wie Turenne sagt, die ganze Gestalt der Dinge. In zwei großen Zügen, Turenne zur Rechten, nur einen Tag bei Schorndorf aufgehalten, Wrangel zur Linken, über Würzburg und Nördlingen, so stürzten sie sich nach der oberen Donau zu, die jener bei Lauingen, dieser bei Donauwörth überschritt: überall fanden sie Straßen und Brücken und Lebensmittel vollauf. Mit vereinigten Kräften eroberten sie Rain, doch widerstand ihnen Augsburg so lange, bis die kaiserlich-bairische Armee auf weitem Umwege ebenfalls am Lech anlangte. Noch wäre es dieser vielleicht möglich gewesen, den Feind nach Franken zurückzuwerfen, wenn sie es ernstlich unternommen hätte. Aber indem die Kaiserlichen sich vor Allem Schwabens zu versichern suchten und sich nach der Iller wandten, gaben sie dem Feind Gelegenheit, den Lech hinaufziehend durch den Paß von Landsberg in Baiern einzubrechen. Franzosen und Schweden erschienen vor München, während man hier keine Nachrichten von den eigenen Truppen hatte, die den Kaiserlichen zur Seite fochten. Das Land ward der Verwüstung preisgegeben, die in diesem Kriege dadurch so gräßlich wurde, daß jeder Theil den Boden, den er verließ, für den Gegner, der nach ihm kam, unwirthbar zu machen suchte. Um sein Land, wie er mit Recht sagt, von dem Untergang zu retten,[1] entschloß sich Maximilian, nachdem er lange wegen eines allgemeinen Waffenstillstandes unterhan-

[1] Vgl. Snoilsky an Oxenstierna 16. März 1647. Im deutschen Bougeant, III, 263.

delt, der aber an den Forderungen von Oesterreich scheiterte, zum Abschluß eines besonderen, den er bisher immer vermieden hatte (Mai 1647). So viel erreichte er auch dießmal, daß seine churfürstliche Würde ihm unangetastet blieb, vergebens suchten die Verbündeten der Franzosen einen das pfälzische Haus begünstigenden Artikel einzuflechten; die feindlichen Heere verließen Baiern, aber sie behielten die benachbarten festen Plätze, Heilbronn und Memmingen, und die Donauübergänge von Ulm bis Donauwörth in ihren Händen. Hierauf hat man wohl, denn mannigfaltig schwankte die Politik jener Tage, zuweilen von einem bairisch-französischen Angriff auf Oesterreich, zuweilen im Gegentheil von einem schwedisch-österreichischen Bunde gegen Baiern und Frankreich gesprochen: zuletzt über-überwog nochmals das bisherige Verhältniß. Baiern schloß sich aufs Neue an Oesterreich an, aber dadurch zog es auch wieder die gemeinschaftlichen Feindseligkeiten der Schweden und Franzosen über sich herein. Diese fanden jetzt in Schwaben und Franken entgegenkommende Aufnahme, bei ihrem Vordringen in Baiern keinen nachtheiligen Widerstand; sie überschritten den Lech und verwüsteten nun auch die seither noch nicht berührten Landschaften mit Feuer und Schwert. An den aufsteigenden Rauchwolken und dem vom Brande der Dörfer gerötheten Himmel konnte Maximilian, der anfangs nach Wasserburg geflüchtet war, das Unglück, das die Seinen traf, ermessen. Denn das war nun das Geschick von Deutschland, daß das kulturzerstörende Verderben keine Provinz verschonen sollte.

Unter dem Fortgang dieser unheilvollen Begebenheiten konnte den Franzosen dort am Congreß keine ihrer Forderungen abgeschlagen werden. Am 17. September 1646 sandten die französischen Bevollmächtigten einen Courier an die Königin-Regentin, um sie zu benachrichtigen, daß ihr der obere und niedere Elsaß, sammt dem Sundgau, sowie Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg zugestanden sei: sie priesen die Fürstin glücklich, daß sie unter ihrer Regentschaft die

Grenzen von Frankreich weiter ausgedehnt habe, als jemals ein König. [1]

In der Form, welche diese Bestimmungen damals erhalten haben, sind sie später dem Friedenstractat einverleibt worden. Von den Landschaften, welche Deutschland verlor, bemerkte man nicht mit Unrecht, sie seien einem halben Königreiche gleich. Der Gegensatz der Religion, welcher sie den Nachbarn zuerst überlieferte, hat auch ihre damalige Abtretung veranlaßt.

Noch war die Frage, ob die Abtretung mit dem Rechte der Souveränetät geschehen, oder ob die Landschaften ein Lehen des Reiches bleiben sollten. Von Seiten des Kaisers zog man von Anfang an das Erste vor; denn die regelmäßige Theilnahme einer benachbarten großen Macht an den Verhandlungen des Reiches hätte eine dem kaiserlichen Ansehen sehr nachtheilige Wirkung ausüben müssen. Von Seiten der Reichsstände ward das Zweite gewünscht, schon um die Integrität des Reiches im Allgemeinen zu erhalten, da ein Verhältniß des Lehens nicht eine volle Unabhängigkeit in sich schloß. Die Franzosen sahen auf beiden Seiten Vortheile. Zuletzt aber fanden sie es doch mit der Würde ihres Königs nicht vereinbar, daß er einmal in den Bann des Reichs erklärt werden könnte; dem beschränkten und vielleicht zurücknehmbaren zogen sie den unbedingten Besitz vor; sie hielten dafür, daß ihr Einfluß auf die Reichsstände nicht von ihrer Mitgliedschaft, sondern von ihrem politischen und militärischen Uebergewicht abhange. [2]

In diesem Augenblick war dieß so groß, daß die Reichsstände, des Friedens im höchsten Grade bedürftig, den Kaiser nöthigten, auch in dem letzten Punkte nachzugeben, den er noch festgehalten: er mußte darauf Verzicht leisten, den deutschen Frieden von der Pacifikation zwischen Frankreich und Spanien abhängig zu machen und den Herzog von Lothringen mit

[1] Lettre des plénipotentiaires à la reine. Mémoires et négociations secrètes II, 277.

[2] Vgl. Écrit envoyé en cour ib., 243.

andern als gütlichen Mitteln zu unterstützen. Die Reichsstände versprachen wie der Kaiser, sich in den noch fortdauernden Krieg der Franzosen und der Spanier nicht zu mischen.

Krieg und Unterhandlungen mit den Spaniern.

Dem Kriege in Deutschland ging der Krieg der Franzosen mit der spanischen Monarchie in deren verschiedenen Landschaften unaufhörlich zur Seite.

Für ihre Unternehmungen in den Niederlanden fanden sie an den Holländern lange Zeit nicht weniger eifrige Gehülfen, als in Deutschland an den Schweden.

Im Februar 1644 machten sich die Generalstaaten anheischig, dreißig wohlgerüstete Orlogschiffe im Canal aufzustellen, und wenn Frankreich einen oder den andern Platz an der Küste von Flandern angreifen wolle, nicht zuzulassen, daß derselbe von Spanien oder von irgend einer Macht, welche sie auch sein möchte, Unterstützungen erlange. [1] Hierauf konnte der alte Plan Richelieu's, die flandrische Küste mit der französischen zu vereinigen, mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden. Im Beginn des Sommers erschien das französische Heer unter der Führung des Herzogs von Orleans — denn auch für diesen Fürsten führte die Allen gerechte Zeit einen Moment herbei, wo er, was von Talent in ihm war, in einem rühmlichen Unternehmen entwickeln konnte — vor Grävelingen. Admiral Tromp beherrschte mit seiner Flotte die Küste und hielt in der That jede Unterstützung fern. [2] Ende Juli erlag die Stadt den wetteifernden Anstrengungen des Herzogs und der ihm beigegebenen Marschälle Meilleraye und Gassion. Gassion lebte und webte in diesem Kriege; [3] ihm war es hauptsächlich zu danken, daß die

[1] Vertrag vom 29. October 1644 „in den Hage in Holland," bei Aitzema II, 961.

[2] Aitzema II, 981. Die van het Engels Parlement toonden het jalousie over dese belegeringe, echter hebben niet daertegen gedaen.

[3] Mémoires de Puységur I, 258.

Leye im größeren Theil ihres Laufes in die Gewalt der Franzosen gerieth, so daß endlich auch ein ernstlicher Versuch auf Dünkirchen gemacht werden konnte. Denn vor Allem auf diesen Platz kam es den Franzosen und Holländern an. Dünkirchen war damals der Sitz von Corsaren, die mit zahlreichen Fregatten die Mündungen der französischen Flüsse, den Canal, die holländische Küste selbst unsicher machten. Wie mancher reiche Kauffahrer fiel in ihre Gewalt: sie verschafften der Flagge der spanischen Monarchie, zu der sie sich mit Eifer bekannten, wieder Ansehen. Jetzt aber waren die Befestigungen, welche sie auf der Landseite schützten, Mardyk, Bergues, Furnes in den Händen der Franzosen; von der See her bedrängte sie Tromp, wie denn mehr als ein holländischer Seeheld im Kampf mit ihnen seinen Ruf gegründet hat; auch unter den wüthenden Aequinoctialstürmen hielt er die Mündung ihres Hafens verschlossen.[1] So geschah es, daß Dünkirchen, auf sich allein angewiesen, selbst durch die geschickteste Vertheidigung nicht behauptet werden konnte. Enghien, der im Herbst 1646 den Oberbefehl übernommen hatte, erwarb den Ruhm, wie die Landmacht, so auch dieses letzte Bollwerk der spanisch-niederländischen Seemacht gebrochen zu haben: er versäumte dann nichts, den Platz, in dessen Erwerbung man die glücklichste Erweiterung der französischen Küste sah, unverzüglich mit neuen Befestigungen auszurüsten. Friedrich Heinrich von Oranien hatte indessen Sas de Gand und Hulst erobert; es schien nur an vorübergehenden Umständen zu liegen, daß er nicht auch Antwerpen einnahm. Die Franzosen selbst gelüstete bereits nach dieser Stadt; Gassion ließ vernehmen: er werde sich daselbst eine Bildsäule errichten lassen, drei Fuß höher als die des Herzogs von Alba.

Die Feldzüge in den Niederlanden und in Deutschland hielten die Franzosen nicht ab, ihren Krieg auch jenseit der Alpen und jenseit der Pyrenäen mit Nachdruck zu führen. Alle

[1] Vgl. Thysii historia navalis cap. 60, 72.

Jahre sah man diese Truppen ausziehen: lauter junge Leute mit zerrissenen Monturen, ohne Schuhe, die Reiter schlecht zu Pferde, aber sie schlugen sich mit Wuth und trugen meistens Ehre davon. Durch Schwert, Hunger und die mit dem Kriegswesen verbundenen Unordnungen erlitten sie die größten Verluste, aber Jahr für Jahr stellten sie sich wieder her. Ueberaus zahlreich nahm der niedere Adel auch an dieser Form des Krieges, wie an den früheren Theil: der Venezianer Battista Nani behaüptet: ganze Heerhaufen seien zum dritten Theil aus Edelleuten zusammengesetzt gewesen: in den Compagnien habe man zu Zeiten nichts als Offiziere gesehen. Früher hatte es oft an tauglichen Führern gemangelt, jetzt besaß Frankreich die namhaftesten Generale der Welt; für jedes Corps gab es zwei oder drei Bewerber. [1] In Allen lebte das Prinzip der Ehre, die ihr einziger Zweck war: persönliche Mißverständnisse, welche die Denkwürdigkeiten mit Afterrede und gegenseitiger Anklage erfüllen, erschienen im Felde als Wetteifer, der zum Ziele führte. Unentbehrlich erwies sich die Anwesenheit eines oder des andern Prinzen von Geblüt in dem Heerlager; von denselben Gefühlen durchdrungen, hielten sie durch die Verehrung, die ihre Herkunft einflößte, Alles in gleichem Geist zusammen.

Wie die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen durch den Einfluß von Italien, so wurde die Militärmacht der Franzosen zu Land durch ihre Berührung mit dem germanischen Geist auf eine höhere Stufe gehoben. Für die Marine kam ihnen zu Statten, daß der Johanniter-Orden zu Malta immer eine ansehnliche Zahl französischer Ritter in seinen Reihen zählte, die, im Seekriege geübt, sich jetzt dem Dienst ihres Königs widmeten.

[1] Il vigor principale viene dai offiziali in numero così grande e forbito che si calculano un terzo sempre di tutte le armate gente nobile e scielta, che a l'onore per scopo. Molte compagnie constano alle volte da soli offiziali. I Generali ed i capi sono li più gloriosi e li più valorosi del mondo. Non vi è esercito del re, che non habbi 3 o 4 soggetti capaci ognuno di comandar in capo.

Im Jahre 1646 maß sich auch die Seemacht der Franzosen mit der spanischen. Die Seeschlacht von Orbitello, in welcher sie den ausgezeichnetsten ihrer Führer, den jungen de Brezé verlor, läßt sich übrigens mit den Schlachten von Freiburg und Allerheim vergleichen; die beiderseitigen Streitkräfte waren einander gewachsen.[1] Der nächste Erfolg war zum Nachtheil der Franzosen: sie mußten die begonnene Belagerung von Orbitello aufgeben; aber indem nun die spanische Flotte, welche Alles für abgethan hielt, nach verschiedenen Häfen auseinanderging und entwaffnete, rüsteten sich die Franzosen aufs Neue mit äußerster Anstrengung; man wußte den Widerwillen der Matrosen und Truppen gegen die Wiederholung des Unternehmens vielmehr in Eifer und Rachbegier zu verwandeln. Im September 1646 ging die Flotte wieder in See, und dießmal gelang ihr Vorhaben vollständig. Die Franzosen eroberten die für die Verbindung Oberitaliens wie mit Neapel so mit Spanien selbst beinahe wichtigste Station, Portolongone auf Elba, wo sich die Galeeren zu erfrischen pflegten, und an der italienischen Küste Piombino. Darauf erfolgte aber sofort eine Umwandlung aller italienischen Verhältnisse.[2] Der Großherzog von Toscana, sonst aufs Engste mit Spanien verbündet, und in Siena Lehnsträger dieser Macht, ergriff das System der Neutralität. Der Herzog von Modena trat entschieden auf französische Seite und rüstete sich zu einem Angriff auf Mailand, da ihm ein Angriff auf den Kirchenstaat, den er lieber unternommen hätte, nicht gestattet ward.[3] Papst Innocenz X., ein alter Gegner Mazarins, bequemte sich jetzt, den Bruder desselben, Michele, zum Cardinal zu erheben: von der Verfol-

[1] Siri: Mercurio T. VIII, 594.

[2] Brusoni Historia d'Italia 469.

[3] In der Absicht, wie es in einem Briefe von Mazarin vom 28. April heißt: „di ricuperare con la forza quello che pretende doverseli per giustitia dal papa — ma essendosi disapprovato questo pensiero da noi l'ha rivolto all' occupatione di qualche parte dello stato di Milano."

gung der Gönner und Freunde Mazarins, der Barbarini, die er nicht ohne großen Lärmen begonnen, stand er zum Verdrusse des römischen Volkes ab. Die französische Faction erhob ihr Haupt, wie in Rom, so in ganz Italien. Cardinal Grimani, der als ihr Führer gelten konnte, stellte die Eroberung von Neapel als leicht ausführbar dar; denn schon lange regte sich hier ein allgemeines Mißvergnügen unter dem Adel und unter den Gemeinen, und gern ging Mazarin, der den italienischen Angelegenheiten einen verdoppelten persönlichen Antheil widmete, auf diesen Gedanken ein; er faßte den Plan, der spanischen Krone wie Mailand, so ihren schönsten Edelstein, Neapel, zu entreißen. Doch erklärte er, jenseit der Alpen die Politik Heinrichs IV. beobachten zu wollen; Frankreich werde nichts als die Zugänge zu dem Lande behalten und seine Eroberungen unter die Fürsten austheilen, welche sich dazu mit ihm verbinden würden.

Eine der größten Veränderungen, die jemals in Europa und der Lage eines großen Staates vorgekommen, ist doch diese, die zwischen den Jahren 1636 und 1646 in dem Verhältniß von Frankreich zu seinen Nachbarn eintrat. Damals ein überlegenes spanisch-kaiserliches Heer auf dem Wege nach der Hauptstadt dieses Landes, die vor dem Namen des Johann von Werth erzitterte; jetzt dagegen die französischen Besatzungen an den Uebergängen der obern Donau, der Küste von Flandern, nahe dem Ebro, und in Toscana; Roussillon und Catalonien, Artois, Lothringen und Elsaß galten als auf immer erobert; die meisten großen Städte des linken Rheinufers und wie viele feste Plätze des rechten waren in ihren Händen.

Wie das deutsche Reich, so schienen nun auch die Spanier genöthigt zu sein, in große definitive Abtretungen zu willigen. Sehr bedeutend in der That sind die Zugeständnisse, welche sie einst in Münster angeboten haben. Sie wollten die von den Franzosen bereits eroberten niederländischen Plätze in deren Händen lassen, eben so in Italien Casale und Pinerolo, wenn nur die Befestigungen dieser Orte geschleift würden — über

Piombino und Portolongone wollten sie die Entscheidung der mit den Franzosen verbündeten Holländer annehmen[1] — in Catalonien auf dreißig Jahr einen Stillstand mit ihnen schließen: sie ließen sich selbst die Bestimmung gefallen, daß jeder Theil seine Verbündeten auch fortan unterstützen könne, ohne daß sie Portugal hiervon ausgenommen hätten. Um nicht der immer wachsenden Uebermacht ihres Feindes zu erliegen, waren die Spanier bereit, dieselbe anzuerkennen, wie sie war. Einer der Vermittler, Contarini, spricht die Meinung aus, daß der Herzog von Longueville wohl hätte auf sich nehmen können, den spanischen Frieden so zu bewilligen, wie er angeboten wurde, und tadelt ihn, daß er sich durch Privatrücksichten habe abhalten lassen, ein hohes öffentliches Lob zu erlangen. Unleugbar ist jedoch, daß noch wesentliche Differenzen über einige sehr wichtige Punkte obwalteten. Unter andern dachten die Spanier nur eben die von den Franzosen eroberten Städte in deren Händen zu lassen, aber die von denselben abhängigen Territorien für sich zu behalten. Hauptsächlich aber konnte man sich über Lothringen nicht vereinigen. Die Spanier wollten nachgeben, daß der Herzog der bei Frankreich zu Lehen gehenden Landschaften verlustig bliebe, aber sie forderten dagegen die Rückgabe des Hauptlandes. Die Franzosen nahmen schon an sich Anstand, einen Fürsten wieder herzustellen,[2] den sie wegen seines engen Zusammenhanges mit den französischen Großen, die in ihm mehr einen Landsmann als einen Fremden sahen, nach der geographischen Lage und seiner Gesinnung fast als gefährlichsten ihrer Feinde betrachteten; hauptsächlich aber wei-

[1] Contarini, der hierüber am ausführlichsten und glaubwürdigsten ist, sagt jedoch: „Gli Olandesi avevano decretato per la Spagna." Vgl. Négociations secrètes 3, 20.

[2] Battista Nani: E considerato il suo stato come l'officina e la sede delle caballe tutte e delle machine contro il regno et il governo. Contarini: Le fortificationi di Nansy, che li Francesi volevano demolire e li Spagnoli dissentivano. Mazarin, Febr. 1648. Volevano che se le rimettessero tutte le piazze fortificate come sono al presente.

gerten sie sich, was die Spanier verlangten, ihm Nancy, das, schon früher bedeutend, durch sie eine der ersten Festungen von Europa geworden war, zu überliefern. Richelieu hatte ihn verjagt, weil er ihm für das innere Frankreich gefährlich wurde; Mazarin wollte den Spaniern nicht seine Herstellung, für die er ihnen allein dankbar gewesen sein würde, zugestehen.

Aber abgesehen von dem, was in den Unterhandlungen vorkam, — aus dem Briefwechsel des vorwaltenden Ministers mit den Bevollmächtigten der Krone geht hervor, daß noch viel weiter reichende Pläne gehegt wurden. In diesem Augenblick, wo aus allen europäischen Provinzen der spanischen Monarchie, und selbst aus den amerikanischen Mißvergnügte am französischen Hofe erschienen, um zu Unternehmungen gegen dieselben aufzufordern, wo Turenne, Meister geworden in Baiern, mit Zuversicht aussprach, den Kaiser, wenn man ihm freie Hand lasse, völlig zu überwältigen, hielt Cardinal Mazarin es für möglich, dem Hause Oesterreich-Spanien Alles abzudrängen, was zur Erweiterung der Grenzen von Frankreich nach Osten hin und zu ihrer vollständigen Befestigung erforderlich schien. Er setzt einmal auseinander, wie viel es werth sei, die spanischen Niederlande — das heutige Belgien — mit Frankreich zu vereinigen; dann erst, meinte er, werde Paris, das Herz der Monarchie, durch ein unüberwindliches Bollwerk gesichert sein; man werde nie mehr den Schrecken von Corbie wieder zu erwarten, noch die Unterstützung innerer Factionen von Flandern her zu besorgen haben. Aber damit begnügte sich sein Ehrgeiz noch nicht. Er wollte, wie Lothringen, so auch die freie Grafschaft, den Elsaß und Luxemburg an die Monarchie bringen, um die gesammten Rheinlande zu beherrschen: mit der westfränkischen Krone in ihrer damaligen Macht meinte er das alte Königreich Austrasien zu vereinigen.[1] Er war nicht so

[1] Mémoire de son Éminence 20 jan. 1646. „On verroit annexé à cette couronne tout l'ancien royaume d'Austrasie." Négociations secrètes touchant la paix de Munster. III, 21.

verblendet, um nicht die ganze Schwierigkeit zu empfinden, welche die Ausführung eines Planes, wie dieser, zunächst die Erwerbung der spanischen Niederlande haben mußte: es ist der Mühe werth zu bemerken, aus welchen Gründen er sich dennoch einen glücklichen Erfolg versprach. Die Spanier würden — so sagt er — da sich das Kriegsglück allenthalben gegen sie erkläre, die Gefahr noch größerer Verluste erwägen; schon mehr als einmal seien sie gesonnen gewesen, sich der Niederlande zu entäußern, jetzt sei dieß Gebiet bereits zur Hälfte für sie verloren; warum sollten sie es nicht vollends ganz aufgeben, wenn man ihnen dagegen Catalonien, dessen sie nicht entbehren könnten, überliefere und ihnen freie Hand gegen Portugal lasse? Nicht zwar den Titel von Navarra, weil dieß bei manchem alten Gallier Geschrei erwecken würde, aber Roussillon, das an sich für Frankreich vielen Werth habe, wolle er ihnen abtreten. Mazarin brauchte nicht erst daran erinnert zu werden, wie widerwärtig diese Erweiterung der französischen Grenzen den Engländern sein würde: aber eben jetzt, meinte er, lasse sich diese Sache gegen ihren Willen durchführen, jetzt oder niemals: ihre Waffen seien in innerem Krieg beschäftigt und nicht im Stande, in die allgemeinen Angelegenheiten einzugreifen; ihr alter Haß gegen Frankreich werde dadurch auf ewig unschädlich. Von den Generalstaaten wußte man sehr wohl, daß sie die Nachbarschaft von Frankreich nicht gern sehen würden: aber Mazarin bemerkte, daß sie doch in dem Vertrag von 1635 darauf eingegangen seien, und daß ein unermeßlicher Vortheil für sie darin liege, die Spanier zu ihrer Seite los zu werden, als eine unabhängige Republik endlich wirklich in der Welt zu erscheinen: die Sicherheit, die ihre geographische Lage ihm gewähre, werde er ihnen durch feste Garantie verstärken. Den Prinzen von Oranien meinte er dadurch zu gewinnen, daß er ihm die Erwerbung von Antwerpen für sein Haus, als ein Lehen nicht von Frankreich, was die Holländer eifersüchtig machen würde, sondern von den Generalstaaten selbst zusage.

In Münster durfte man nichts von diesen Dingen ahnen lassen; der ganze Congreß hätte darüber gesprengt werden können; die französischen Bevollmächtigten ließen sich angelegen sein, eher das Gegentheil zu versichern.

Aber Mazarin dachte in Kurzem Spanien selbst dahin zu bringen, daß es einen Vorschlag dazu mache; wenn es damit die Vermählung der Infantin an den König von Frankreich verbinde, so könne es die Abtretung als Ausstattung bezeichnen und auf diese Weise auch die Ehre retten.

Nicht so sehr jedoch auf die Art, wie Mazarin seine Entwürfe den betheiligten Mächten annehmbar machen wollte, kommt es an, als darauf, daß er dieselben überhaupt hegte. Sie waren mit nichten unerhört: früheren Königen hatten sie vorgeschwebt, Richelieu hatte ähnliche Absichten kundgegeben, doch waren sie noch niemals so entschieden gefaßt, mit so bestimmter Hoffnung, sie durchzuführen, geäußert worden. Denn erst die glücklichen Erfolge der letzten Kriegsjahre ließen dieß möglich erscheinen.

Aber ganz so tief, wie Mazarin glaubte, war die spanische Monarchie noch nicht heruntergebracht; sie zeigte mehr Widerstandskraft, als man ihr zutraute.

Wohl kam in Neapel die vorbereitete Empörung im Sommer 1647 wirklich zum Ausbruch; ein französischer Großer, der Herzog von Guise, in der Hoffnung, die alten Ansprüche seines Hauses auf dieses Reich zur Geltung zu bringen, begab sich von Rom aus dahin und ward von der städtischen Menge als ihr Führer begrüßt und anerkannt. Von Anfang an war jedoch weder die Art und Weise der neapolitanischen Bewegung, noch diese Anführung im Sinne des Cardinal Mazarin. Er hatte auf eine Erhebung des Adels zu Gunsten von Frankreich gerechnet; wie sich die Dinge zutrugen, so mußten sie den Adel auf die Seite des Königs von Spanien zurücktreiben. Mazarin suchte dieß zu verhindern: er hätte gewünscht mit beiden Parteien gut zu stehen, durch Guise das Volk, durch den Cardinal Grimaldi, der in italienischen Angelegenheiten sein eifrigster Gehülfe war,

die alten Freunde unter dem Adel festzuhalten; dieser doppelten Verbindung wollte er durch die Flotte zu Hülfe kommen, welche im December 1647 wirklich an den Küsten von Neapel erschien. Allein der Gegensatz zwischen den beiden Ständen war eben das lebendigste Moment in jener ganzen Bewegung; eine vermittelnde Stellung flößte weder dem einen noch dem andern Vertrauen ein; jene Flotte mußte sich wieder entfernen, ohne daß sie das Mindeste ausgerichtet, ohne daß sich die Bevölkerung von Neapel nur ernstlich um sie bekümmert hätte. Nach einigen Monaten ward Guise von der Stadt ausgeschlossen, die spanische Herrschaft wieder erneuert; jede Regung gegen sie gewaltsam erdrückt. [1]

In Catalonien hatten die Spanier Lerida erobert; alle Versuche, welche die Franzosen unter der Führung Condé's machten, es wieder in ihre Hände zu bringen, scheiterten.

Für die Behauptung der Niederlande war es ein Ereigniß von unermeßlichem Werth, daß es den Spaniern gelang, den Frieden mit den Generalstaaten zu Stande zu bringen. Alle diplomatischen Einwirkungen der Franzosen, die gleichsam einen Abfall darin sahen, scheiterten an dem Entschlusse der Republik, dem achtzigjährigen Kampf, jetzt, da es möglich war, ein Ende zu machen, ihre Unabhängigkeit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Freudig ergriffen die Spanier eine Auskunft, gegen die sie so lange gekämpft. Von diesen Feindseligkeiten frei, konnten sie alle ihre Kräfte gegen die Franzosen wenden, und schon glückten ihnen wieder einzelne Unternehmungen.

Doch möchten wir nicht sagen, daß alles dieß sie fähig gemacht hätte, den Krieg mit Frankreich auf die Länge zu bestehen, wenn ihnen nicht innere Bewegungen in diesem Reiche zu Hülfe gekommen wären. Lange hatte man sie erwartet, endlich gelangten sie zum Ausbruch.

[1] Vergl. auch „Ueber den Antheil Mazarins an dem Aufruhr von Neapel im Jahre 1647.“ S. W. XII, 197.

Drittes Capitel.

Die ersten Unruhen der Fronde.

Indem die von Mazarin geleitete französische Regierung allen Nachbarn furchtbar wurde, große Erwerbungen vollzog, noch größere im Sinne hatte, fühlte sie doch oft den Boden unter ihren Füßen schwanken.

Den vornehmsten und gegründetsten Anlaß zu verbreitetem Mißvergnügen gab der Druck der Auflagen und der täglich wachsende Mißbrauch eines verderblichen Finanzsystems.

Bei seinem Amtsantritt hegte, wie wir sahen, der Cardinal Richelieu den Gedanken, den Staatshaushalt von Frankreich in monarchisch-populärem Sinne umzugestalten: aber er ließ dieß Vorhaben fallen, als er sich in den Kampf mit Spanien warf: das Bedürfniß der Kriege hatte seitdem die Lasten fortwährend vermehrt. Die Einnahmen wurden im Jahre 1644 bis auf 120 Millionen Livres gebracht, — eine Summe, bei deren Aussprechen die venetianischen Gesandten ihre Verwunderung nicht genug betonen können: — aber noch größeres Mißvergnügen als der Betrag der Auflage erweckte die Art ihrer Erhebung. Das Beitreiben der Steuern, seiner Natur nach ein Verwaltungsgeschäft, hatten die Franzosen damals mit dem Aufbringen von Anleihen vermischt, denen die Steuern zur Sicherheit und zur Verzinsung dienen sollten: die Banquiers, welche der Regierung die Geldsummen, deren sie bedurfte, vorstreckten, wurden dafür auf bestimmte Gefälle angewiesen, welche einzuziehen ihnen selbst über-

lassen ward. Die bei diesen Geschäften Betheiligten nannte man Partisans.[1] Wenn man ihnen den unverhältnißmäßigen Betrag der Einnahmen, die sie sich gewähren ließen, zum Vorwurf machte, so entschuldigten sie sich damit, daß auch sie ihrerseits das Geld von Dritten oder Vierten gegen hohe Zinsen aufnehmen mußten, und daß sich immer eine Anzahl nicht beizutreibender Forderungen herausstellte. Aber dabei häuften sie doch ungeheure Reichthümer auf; früher hatte man ihr Vermögen zu Hunderttausenden geschätzt; damals hatte sie die Sucht ergriffen, Millionäre zu sein. Die Menschen waren empört, daß die ihnen mit rücksichtsloser Gewalt abgepreßten Leistungen mehr dem Luxus der großen Geldbesitzer zu gute kamen, als dem allgemeinen Besten und dem Staate. Man wollte berechnen, daß nur der fünfte Theil des Ertrags in die Hand der Regierung komme. Und welche Willkür im Einzelnen war damit verknüpft![2] Die Regierung legte damals häufig den Wohlhabenden außerordentliche Taxen auf, welche sie dann sogleich zu Geldoperationen benutzte: die Folge war, daß die Betroffenen sich einzeln mit den Partisans abfanden, und die Aermern oft stärker herangezogen wurden als die Reichen.[3]

[1] On appelle traitans ou partisans une secte de personnes qui composent avec le roi de certaines sommes liquides, que là nécessité des affaires l'oblige de lever sur ses peuples, à beaucoup moins qu'elles ne se montent comme au quint ou au quart près; et les contracts et actes par lesquels ils stipulent, c'est ce qu'on nomme traités en partis. Aus der Flugschrift: Catéchisme des partisans 1649, welche für diese Verhältnisse sehr unterrichtend ist.

[2] Le provincie sono ridotte all' estremo, le marche più evidenti della povertà e della miseria apparendo in quelle eziandio, che più lontane delle frontiere et dall' armi doveriano goder la comodità et i beni maggiori. — Per questo non solo i susurri, e l'aversione al governo va per tutte le Provincie serpendo. — Relazione di Battista Nani 1648.

[3] Ungefähr dasselbe, was in der Republik und dem Directorium als Emprunt forcé erscheint und damals so großes Mißvergnügen erweckte. Die Willkürlichkeit der Bestimmungen kehrte auch da wieder.

Durch ein altes Gesetz war es ausdrücklich verboten, die Taille, die auf das Landvolk fiel, zu den Geschäften mit den Partisans heranzuziehen: aber im Drange der Noth gerieth es in Vergessenheit; die Taille, ebenfalls zur Grundlage dieser Operationen gemacht, ward alsdann von Denen, welche zu ihrem Geld sammt Zinsen kommen wollten, mit einer um alle verderblichen Folgen, die daher entsprangen, unbekümmerten Strenge eingetrieben. Wenn Provinzen, die nie einen Feind gesehen hatten, dennoch in einen Zustand von Elend, ja Verödung geriethen, wie ihn sonst die Verwüstungen des Krieges herbeiführen, so schrieb man das im Lande den Gewaltsamkeiten der Partisans zu. Die Schatzmeister von Frankreich nahmen an den Geschäften dieser Art Antheil, auch sie liehen Geld dar und zogen dafür die Einkünfte für sich selber ein; ihre Stellen stiegen zu einem Preise, der außer allem Verhältniß zu ihrer Besoldung stand. In den Rechnungen erschienen sogenannte Baarzahlungen, für welche eine einfache Quittung des Königs genügte, so daß über ihre Verwendung kein Nachweis im Einzelnen geführt zu werden brauchte. Sie bildeten ursprünglich den Fonds für die geheimen Ausgaben und betrugen zwei bis drei Millionen; unter Richelieu stiegen sie auf dreißig, unter Mazarin auf sechzig Millionen. Unaufhörlich im Krieg zu Land und See, und in den mannigfaltigsten Unterhandlungen begriffen, bedurften diese Minister jeden Augenblick baares Geld, und sie konnten Derer nicht entbehren, die es ihnen zu verschaffen ausschließlich im Stande waren. Alles war Geldgeschäft, auch die Werbung der Truppen. Der Capitän rechnete auf Solche, die nur einmal, eben bei der Musterung, erschienen; ihr Sold fiel nachher dem Hauptmann zu. Aber wie oft wurde die Löhnung auch Denen entzogen, welche Dienste leisteten. Indem ungeheure Summen einkamen, erfolgten doch die Zahlungen des Staates unregelmäßig oder blieben aus.

Wie hätte sich aber unter diesen Umständen das Land nicht mit Klagen anfüllen sollen: wie hätte es ausbleiben

können, daß man die oberste Verwaltung selbst der Erpressung und des Einverständnisses, der Theilnahme an diesen Privatinteressen bezüchtigte? Unaufhörliche Gährungen zeigten sich.

Im Jahre 1644 hielt Mazarin für nöthig, eine Armee des Innern aufzustellen, um jede Bewegung zu dämpfen, die sich gegen den Dienst des Königs erheben könnte.[1] Im Jahre 1645 bemerkte er selbst, die Hartnäckigkeit der Spanier bei den Friedensunterhandlungen rühre von der Erwartung her, daß es in Kurzem zu einem neuen Ausbruch von Unruhen in Frankreich kommen werde.[2]

Die Gegner des von Richelieu mit gewaltiger Hand aufgerichteten Systems hatten sich nach seinem Tode, wie wir sahen, zu einem Umsturz desselben vereinigt. Sie waren geschlagen, wieder zurückgedrängt, jedoch keineswegs vernichtet worden; dem Minister gegenüber, der als der Fortsetzer des Verstorbenen galt, aber weder dessen Stellung vollständig besaß, noch mit einer gleichen Unnachsichtigkeit verfuhr, hielten sie fortwährend an ihren Absichten fest und pflegten die Sympathien, die sie im Innern und im Ausland hatten. Manche aus ihrer Mitte waren wieder geflüchtet: eben denen schrieb Mazarin die Erregung jener Erwartung zu.

Dieser Gesinnung und Tendenz gehörte nun auch die Corporation an, welche von jeher die am allgemeinsten anerkannte Autorität im Lande besessen hatte, das Parlament von Paris. Durch Richelieu war es tief herabgewürdigt, durch den Antheil, den es an der Bildung der Regentschaft nahm, zu erneutem Selbstgefühl emporgekommen. In den Jahren 1646 und 1647 finden wir die Regierung aufs Neue in lebhaftem Hader mit dem Parlament. — Eben auf dem Boden der finanziellen Unternehmungen und Beschwerden stießen sie an einander.

[1] Afin d'empêcher que personne ne songe à remuer contre le service du roi (Négociations secrètes II, 27).

[2] Négociations secrètes II, 160.

Der Oberintendant der Finanzen, Emery, ein Italiener wie Mazarin, und mit demselben eng verbunden — er galt für schwelgerisch, ungläubig und tyrannisch — hatte unter andern Mitteln, sich eine Einnahme zu verschaffen, von den Eigenthümern der in den Vorstädten von Paris einem früheren Verbote zuwider aufgebauten Häuser ein nachträgliches Strafgeld eintreiben wollen; die Eigenthümer setzten sich dagegen und wendeten sich an das Parlament; dieses nahm sich ihrer an, und die Regierung ließ in der That ihre Forderung fallen. Schon hiebei kam es zu unangenehmen Conflicten. Die Regierung sah sich veranlaßt, einige Mitglieder des Parlaments zu exiliren, für welche dann nicht allein die Magistratur, sondern die ganze Stadt Partei ergriff.

Emery suchte sich durch eine Auflage auf den Verbrauch der Lebensmittel zu helfen, und es gelang ihm wirklich, eine solche in dem Steuerhofe durchzusetzen und bereits zur Erhebung zu bringen. Man könnte eine Geschichte von dem Widerstand schreiben, welchen diese Auflage, so unvermeidlich sie an sich ist, in jedem europäischen Lande hervorgerufen hat. Wie einst zu Heinrichs IV. Zeiten, so auch damals setzte sich ihr das Parlament von Paris entgegen, nicht etwa nach einer ruhigen Erwägung der Gründe dafür und dawider, sondern einmal, weil sie dem Volke verhaßt und der Widerspruch gegen sie populär war, hauptsächlich aber, weil die Anerkennung der Gültigkeit eines Beschlusses des Steuerhofes allein das vornehmste politische Recht des Parlaments, das in der Verification der finanziellen Edicte bestand, zweifelhaft oder unnütz machte. Nach langen Streitigkeiten schritt das Parlament zu einer Ermäßigung des aufgestellten Tarifs der Abgabe: das Conseil verwarf dieselbe; von beiden Seiten wurden entgegengesetzte Beschlüsse gefaßt und durch Maueranschläge dem Volke kund gethan.[1]

[1] Histoire du temps, 1649, p. 14.

Auch dießmal, im Sommer 1647, gab die Regierung nach: sie suchte einige andere Edicte hervor, welche früher von dem Parlament verificirt und nicht ausgeführt worden waren; aber dieß waren solche, welche dem Stand der Hausbesitzer von Paris beschwerlich fielen: schon zeigten sich lärmende Zusammenrottungen in der Stadt, wie sie einem Aufruhr voranzugehen pflegen.[1]

Welch ein Zustand war das bereits! Bei allen ihren Schritten, mochten sie heilsam sein oder nicht, sah sich die französische Regierung von parlamentarischem oder populärem Widerstand gehindert. Neuer Hülfsquellen bedurfte sie aber zu dem nächsten Feldzug auf das Dringendste. Sie griff endlich zu einigen außerordentlichen Maßregeln: Beschlagnahme von bereits veräußerten Einkünften und Creationen neuer Aemter, unter andern von zwölf neuen Stellen von Maistres de Requestes — und beschloß, um aller Weigerung zuvorzukommen, dieselben in Gegenwart des Königs in einem Lit de justice aussprechen zu lassen.

Als der Eckstein der französischen Verfassung ward es betrachtet, daß ein in dessen Gegenwart verkündigtes Edict, — denn von dem König leitete man alle Gerechtsame des Parlaments her — keinen weitern Widerspruch erfahren durfte. Am 15. Januar 1648 ward eine Throngerichtssitzung zu diesem Zweck mit gewohntem Pomp gehalten.

In dem Parlament bemerkte man jedoch, daß jener Grundsatz unter einem minorennen König nicht gelte, durch dessen Mund nur der Minister rede, der zugleich der Intendant seiner Erziehung sei.[2] Eben hier begann der ernstlichste Widerspruch. Schon in der Sitzung selbst zeigte sich eine nicht erwünschte

[1] Grands bruits et grands murmures parmi la bourgeoisie.

[2] In der Flugschrift: La justfication du parlement et de la ville de Paris 1649 wird ihm besonders zum Vorwurf gemacht, „qu'il a fait venir le roi mineur au parlement, pour par sa présence obliger le parlement à recevoir ses édits.“ (7.)

Stimmung; nach derselben vertheilte der erste Präsident die verkündeten Edicte zu neuer Prüfung unter die Mitglieder, und diese hatte dann den Erfolg, daß die Königin gebeten wurde, ihre Anordnungen entweder sehr wesentlich abzuändern oder ganz zurückzunehmen.

Und unmittelbar brachte dieß nun die unangenehmste Verlegenheit hervor. Die Regierung, die ihren Edicten volle Gültigkeit zuschrieb, hatte auf den vorausgesetzten Ertrag derselben Anleihen begründet, deren sie für den Krieg bedurfte; indem sich das Parlament jenen entgegensetzte, machte es diese nichtig.

Ueberdieß aber kamen die bedenklichsten constitutionellen Fragen, die es in Frankreich geben konnte, zur Sprache. Der Präsident Le Coigneux, der nach dem Tode Richelieu's in das Parlament zurückgekommen war, führte in Gegenwart der Königin die Behauptung aus, daß, wenn man in alten Zeiten bei der Einführung neuer Auflagen die Beistimmung des Volkes, ausgesprochen durch die allgemeinen Stände, für nöthig gehalten habe, jetzt, da man diese nicht mehr einberufe, das Parlament an ihre Stelle getreten sei.[1] „Der Wille des Fürsten müsse durch Die, welche die Gerechtigkeit verwalten, für gerecht erklärt werden, dann führe das Volk ihn aus." Bei jener königlichen Sitzung ergriff der sonst so ergebene Generalprocurator die Gelegenheit, das Elend des Volkes mit den dunkelsten Farben zu schildern; er stellte dem jungen König vor, daß es zu dem Glanz seiner Krone gehöre, über freie Menschen und nicht über Sclaven zu herrschen. Die Ansicht, daß eine Verordnung, über welche das Parlament berathen sollte, durch die Publication in Gegenwart des Königs Gesetzeskraft erlange, erklärte er für eine moralische Täuschung und einen politischen Widerspruch.

[1] Bei Talon II, 96. Quand nos rois ont désiré d'établir quelque impôt sur leurs peuples, ils ne l'ont pas voulu faire si non de leur consentement par l'assemblée légitime des états: mais peu à peu cette manière étant éteinte, les parlements ont suppléé la fonction des états du royaume.

Ideen, die über das Gebiet einzelner finanzieller Maßregeln weit hinaus reichen. Indem die Regierung nach dem Vorbild Richelieu's ihre einseitige Gewalt ausbildete, erhob sich die Körperschaft, die von ihm auf immer in die Schranken der Rechtspflege zurückgewiesen zu sein schien, zu einer energischen Erinnerung an ihre politische Bedeutung. Auch von dem mit allem Apparat der königlichen Würde ausgesprochenen Willen der höchsten Gewalt achtete sie sich nicht gebunden; sie meinte, die Rechte der Generalstände ausüben, über den Gehorsam des Volkes entscheiden zu können.

So eben war die Periode der Paulette abgelaufen, an deren Zahlung der so gut wie erblich gewordene Besitz der hohen Stellen gebunden war. Emery meinte, zugleich sich empfindlich zu rächen und die Widerstrebenden zu ihrer Pflicht zurückzuführen, wenn er dieselbe der Rechenkammer, dem Steuerhofe und dem Grandconseil verweigerte, denn sie zeigten sich alle von dem Geist der Opposition ergriffen. Er ordnete überdieß an, daß der öffentlichen Bedürfnisse wegen den Mitgliedern dieser Höfe vier Jahre lang ihre Besoldungen eingehalten werden sollten.[1] Da das eigentliche Parlament sich der Bedrohten annahm und sogar den Beschluß faßte, daß die Einwilligung der Erben zum Eintritt in jede erledigte Stelle erforderlich sei, trug Emery kein Bedenken, seine Strafverfügung auch auf die wirklichen Parlamentsmitglieder auszudehnen; er nahm die Paulette überhaupt und im Ganzen zurück. Es war das sowohl eine finanzielle als eine politische Maßregel. Die Regierung

[1] Vgl. Talon II, 150. Ondedei oder vielmehr Mazarin selbst leitet alles Folgende davon ab. La causa di questo disturbo è stata che il sopraintendente — per cavare danari — volse imprudentemente ritenere il salario di tutti i consiglieri etc. So heißt es in den Mémoires de Mathieu Molé, Tom. III, S. 394: On se mit en esprit que l'on pourroit tirer de tous les offices de la France par renouvellement de ce droit des sommes immenses et qu'il étoit temps de rétablir cette autorité qui étoit déchue.

hoffte ihre Kassen zu füllen und zugleich ihre Autorität zu verstärken.

Man hat gesagt, in Frankreich seien die öffentlichen Angelegenheiten unter die Obhut der Privatinteressen gestellt: eben durch eine Bedrohung der letzteren meinte die Regierung Gehorsam erzwingen zu können; indem sie aber hoffte, einen Jeden an seine Abhängigkeit zu mahnen, erweckte sie vielmehr in Allen ein großes, ihr entgegenstrebendes Gemeingefühl. Die vornehmsten Familien des höheren Bürgerstandes, welche die Stellen inne hatten, die Tausende von Andern, die mit ihnen zusammenhingen, fühlten sich gleichsam durch eine gemeinschaftliche Gefahr verbunden. Männer traten auf, welche das Talent entwickelten, eine entstehende Opposition Schritt für Schritt weiter zu führen; den größten Einfluß mochte damals der Rath der Grandchambre, Longueil, haben, der eine besondere Gabe überzeugender Beredtsamkeit besaß; er ward als das Orakel der Partei betrachtet. Unter solchen Impulsen faßten die vier Beamtenhöfe den Beschluß, sich in dem Saale St. Louis durch zahlreiche Deputirte zu gemeinschaftlichen Berathungen zu vereinigen. Schon an sich ein Ereigniß von Bedeutung. Denn was gab es, was nicht kraft des Rechtes des Einen oder des Andern zu denselben hätte herangezogen werden können? Ihre Zusammenkünfte bildeten gleichsam eine Repräsentation der gesammten Magistratur. Die Regierung erklärte sich in entschiedenen Worten dagegen; eine Verbindung wie diese könne die schlimmsten Folgen haben und dürfe in der Monarchie nicht geduldet werden.[1] Die Versammlungen fanden dennoch Statt und legten auf der Stelle, wie man denn nicht anders erwarten konnte, eine oppositionelle Tendenz von Grund aus an den Tag; sie faßten Beschlüsse, welche das gesammte Staatswesen, wie es damals bestand, betrafen und gefährdeten.

Die von Richelieu eingeführten Intendanten der Justiz

[1] Vgl. Extrait des registres du parlement 28 mai bei Molé III, 219.

und der Finanzen, welche die großen erblichen Corporationen der Beamten in Ordnung zu halten bestimmt waren, sollten abgeschafft sein; vereinigt wollten die vier Kammern einen Gerichtshof aufstellen, um den Unterschleifen der Verwaltung nachzuforschen. Die Taille sollte um ein Viertheil verringert und nicht länger auf Rechnung der Finanzmänner, die ihren Ertrag gekauft hatten, sondern auf die altherkömmliche Weise eingezogen werden. Aber bei diesen und ähnlichen den Geldbesitzern feindseligen Beschlüssen blieb man nicht stehen; man traf noch zwei andere Anordnungen von größter Tragweite. Als unwiderrufliche Regel ward festgesetzt, daß keine Auflage oder Steuer erhoben werden dürfe, ohne regelmäßig, mit Achtung des freien Stimmrechtes, verificirt worden zu sein; ohne freie Einwilligung der souveränen Höfe sollte kein neues Amt creirt, keine Rente noch Besoldung zurückgehalten werden. Ueberdieß aber sollte die vornehmste Waffe, deren sich die Regierung bisher bedient hatte, ihre Gegner gefangen zu setzen und in dem Gefängniß festzuhalten, ihr entwunden sein; man wollte sie verpflichten, einen Jeden, den sie einziehe, nach vierundzwanzig Stunden vor seinen natürlichen Richter zu stellen. [1]

In diesen Beschlüssen darf man fast einen Constitutionsversuch sehen, sehr außerordentlicher Art, der aber der damaligen Lage der Dinge in Frankreich entsprach. Von Generalständen, Notabeln, Provinzialrechten ist dabei nicht die Rede. Die gerichtlichen und administrativen Beamten, durch Kauf oder Erbe zu ihren Aemtern gelangt, suchten die gesetzgebende Gewalt unabhängig in ihre Hände zu nehmen. Es war, als sollte die Landesverfassung den Eingriffen der Minister wieder entzogen

[1] Arrest fait en l'assemblée des quatre compagnies souveraines sçavoir le parlement, le grand conseil, chambre des comptes, la cour des aydes et en la chambre du St. Louis. Nouveau journal contenant tout ce qui s'est fait et passé aux assemblées des compagnies souveraines du parlement ès années 1648 et 1649 jusqu'à présent. Paris 1649, p. 5. Vgl. Isambert Recueil des lois XVII, 72.

werden, überhaupt eine juridisch-parlamentarische Gestalt bekommen. Die jüngeren Mitglieder der Beamtenhöfe, noch frisch von den classischen Studien der Schule, sahen sich als eine Art von römischem Senate an.

Die Beschlüsse der Kammer von St. Louis sind ein Manifest der antimonarchischen Richtung der Geister, die täglich tiefere Wurzeln schlug.

Die Regierung wich vor ihnen zurück. Noch am 15. Juni erklärte sie es für unerträglich, daß Beamte, die keine andere als die ihnen vom König übertragene Gewalt besitzen, es wagen, sich ihrem König und Herrn zu widersetzen, und gleichsam eine neue Staatsgewalt bilden wollen: vierzehn Tage darauf gab sie die Versammlung zu. Wenn man fragt, was sie dazu bewog, so war das nicht allein Schwäche: sie folgte dabei sehr besonderen Rücksichten. Vor Allem: sie wünschte einen Bruch zu vermeiden, der die Friedensunterhandlungen in Deutschland, welche dem Abschluß nahe waren, stören, den spanischen Feindseligkeiten neuen Antrieb verleihen konnte: und der überdieß einen vollkommenen Ruin des schwankenden Credits zu veranlassen drohte. Mazarin hatte selbst noch einen andern Gedanken, den er in einem Briefe an seinen Bruder verräth.[1] Wenn das Parlament die Mißbräuche der Partisans so lebhaft angriff, so war ihm das nicht unangenehm, weil diese dadurch genöthigt wurden, sich an die Regierung anzuschließen und ihr in ihren Geldoperationen bessere Bedingungen zu machen. Dieser kaufmännisch rechnende Geist war so recht eine Eigenthümlichkeit des ersten Ministers. Der pecuniäre momentane Vortheil überwog in ihm die Betrachtung zukünftiger Gefahr, die ja noch vermieden werden konnte.

[1] 9. August 1648. Ho lasciato correre il disgusto del parlamento contra li trattanti, prevedendo come è riuscito, che questi vedendosi perseguitati et attaccati cosi furiosamente dalle compagnie sovrane ricorrebbono a noi facendo offerta, che no haveressimo mai la forza di pensare.

Mazarin ließ selbst Emery fallen: er willigte in die Abschaffung der Intendanten; in einem abermaligen Lit de justice, Ende Juli, ward eine Declaration verkündigt, in welcher diejenige von den neuen Aemtercreationen, die am meisten Widerspruch erregt hatte, die der zwölf Requetenmeister zurückgenommen, die Herabsetzung der Taille genehmigt, endlich das große Zugeständniß ausgesprochen wurde, daß in Zukunft kein Steueredict Gültigkeit haben solle, ohne im Parlament, wie sich gebührte, verificirt worden zu sein.[1] Nur verbat sich die Regierung, daß diesem Zugeständniß eine rückwirkende Kraft beigemessen und etwa die Steuern, die auf nicht verificirte Edicte gegründet waren, für unzulässig erklärt würden; eine Versammlung, die ohne ihre Erlaubniß gehalten werde, wollte sie nicht dulden.

Auf diese Weise hoffte sie durch eine zugleich populäre Nachgiebigkeit die Gemüther zu beruhigen und doch die Summe der Gewalt zu retten.

Aber die vereinten Corporationen gaben sich damit keineswegs zufrieden. Sie hielten an ihrer Union und an ihren Versammlungen fest; indem sie auch das letzte Edict einer Prüfung unterwarfen, zogen sie die in der Kammer St. Louis geschehenen Propositionen eine nach der andern in Berathung und nahmen sie auch dann an, wenn sie mit der letzten Declaration des Lit de justice im Widerspruch standen; sie verboten alle und jede Steuererhebungen, die nicht auf regelmäßig verificirte Edicte gegründet seien, und trafen Anstalt, den Finanzmännern, welche auf die innebehaltenen Besoldungen der Mitglieder Anleihen hergegeben hatten, den Proceß zu machen.

[1] Der Ausdruck war nicht wie in dem Parlamentsbeschluß: avec liberté des suffrages, sondern bien et dûment vérifiées; der Unterschied fällt in die Augen, doch machte das damals weniger Aufsehen. Ich finde nicht, daß die Herstellung der ursprünglichen Worte gefordert worden wäre, auch nicht von dem heftigsten Opponenten, Gressetau.

So trat das Parlament von Paris der höchsten Gewalt mit entschiedener Feindseligkeit entgegen; es fand damit Beifall nicht allein bei den Großen des Reiches, die schon immer der ministeriellen Autorität widerstrebt hatten, sondern bei Jedermann. Die obwaltende Stimmung der Hauptstadt, der Nation, ja der Welt überhaupt kam ihm zu Statten. Der zu Gunsten der parlamentarischen Gewalt so eben in England durchgeführte Kampf brachte einen allgemeinen antiroyalistischen Eindruck in Europa hervor, der gleiche Name machte den Unterschied der Institutionen beider Länder einen Augenblick vergessen. Frankreich hatte den Abfall von Portugal, den catalonischen, zuletzt den neapolitanischen Aufruhr genährt und benutzt, obgleich sie die monarchischen Prinzipien verletzten: aber sollte dieß nicht zuletzt auf Frankreich zurückwirken? Man weiß, daß in Paris den Neapolitanern ganz von Herzen der Sieg gegönnt wurde. Denn von jeher gab es einen tiefen innern Zusammenhang des europäischen Lebens; Bewegungen von scheinbar localem Ursprung treiben ihre Analogien in entfernten Regionen hervor, wo diese plötzlich und unerwartet auftauchen. Die Stimmungen, Irrthümer und Leidenschaften der Menschen berühren sich auf Wegen, die Niemand nachzuweisen vermag.

Noch immer hätte Mazarin durchgreifende Maßregeln, welche Unruhen veranlassen konnten, lieber vermieden, doch war er in dieser Angelegenheit nicht so ganz Meister; unter Andern hörte die Königin damals wieder auf Chavigny, der in der Strenge Richelieu's das Ideal der Staatsverwaltung sah; ihre Umgebung und sie selbst fühlte durch die Unternehmungen der bürgerlichen Körperschaften ihren Stolz beleidigt. Und wenn man bisher auf die Lage der auswärtigen Angelegenheiten, die in der letzten Zeit nicht überall günstig standen, Rücksicht genommen hatte, so schien das allmählich nicht mehr nöthig zu sein. Von allen Seiten erhielt man Siegesnachrichten: in Italien waren Cremona, in Catalonien Tortosa, in den Niederlanden Ypern in die Hände der Franzosen

gefallen; im August erfocht der Prinz von Condé einen glänzenden Sieg über die spanisch-niederländische Armee bei Lens. Sollte bei so vielem Glück über die auswärtigen Feinde der Hof nicht auch den Muth haben, seinen Gegnern in der Hauptstadt zu Leibe zu gehen?

Die Regierung ersah sich zwei Mitglieder des Grandconseil, den Präsidenten Blancmesnil, Bruder jenes Bischofs von Beauvais, der ein Ministerium der Reformen hatte aufstellen wollen, und den Rath Broussel, Männer von einem gewissen Einfluß, aber keineswegs die eigentlichen Führer, um an ihnen ihre Strafgewalt auszuüben. Eben an dem Tage, an welchem der Sieg von Lens durch ein Tedeum in Notre Dame gefeiert wurde, unmittelbar nach der Feierlichkeit, ließ die Königin Anna diese Beiden in ihren Wohnungen verhaften und abführen.[1]

Sie hatte keine Vorstellung von dem Umfang des schon seit Jahren in den Gemüthern der Einwohner von Paris angesammelten Widerwillens: indem sie zwei minderbedeutende Männer antastete, erweckte sie ein allgemeines Losbrechen. Der alte Broussel, der als ein biederer Ehrenmann bekannt war, ohne viel in die Weite reichende Absichten, nur ein abgesagter Feind der obwaltenden Finanzwirthschaft, voll von Mitgefühl für die Noth des gemeinen Volkes, genoß die Verehrung zuerst seiner Freunde und Nachbarn in dem Quartier, wo er wohnte, dann der kleinen Bürger in den nächsten Stadttheilen; die gemeinen Leute auch in den übrigen kannten den Namen des

[1] Mazarin an den Herzog von Modena, 11. Sept.: Restavano intieramente aggiustate le cose del parlamento, ma la contumacia di alcuni spiriti inquieti che andavano pur procurando di tenere le cose in disordine obligò la regina a far arrestare due consiglieri del parlamento, il che se bene era rimedio molto moderato e molto giusto, nondimeno, se le devo dire il vero, non fu mio parere d'usarne nelle presenti congiunture. In einer späteren Lettera circolare von Ondedei, Febr. 1650, heißt es, der Cardinal habe der Königin hierin nachgegeben. Lettere dell' eminentissimo e reverendissimo Cardinale Mazarini, in der großherzoglichen Bibliothek zu Carlsruhe.

Mannes, der die Auflagen, durch die sich Alle gedrückt fühlten, abschaffen wollte. Auf das Gerücht von seiner Gefangennehmung wurden die Läden geschlossen, die alten Waffen hervorgeholt; eine plötzlich losbrechende Bewegung, vor der die für die Feier des Tages aufgestellten Garden zurückwichen, wälzte sich nach dem Palais Royal hin. In diesen empörerischen Massen lebt zugleich eine eigenthümliche Leichtigkeit, sich zu organisiren: man sah einen Stadtcapitän Wachen der Empörung den Schildwachen des Königs gegenüber aufstellen; Alle schreien nach der Rückkehr ihres Broussel. Dieser Aufruhr läßt sich nicht mit dem der Ligue vergleichen; er war weder so wohl vorbereitet, noch so leidenschaftlich und erfolgreich; die Truppen wurden dießmal nicht entwaffnet, am andern Morgen haben sie den von einem Volkshaufen ins Gedränge gebrachten Kanzler aus dessen Händen errettet und sich dann, nachdem einige Schüsse gewechselt worden, an den Tuilerien und dem Palais Royal aufgestellt.[1] Aber die Stadt war doch plötzlich in den Händen der empörten Menge; die städtischen Compagnien, statt ihr zu widerstehen, machten, von denselben Antrieben ergriffen, gemeinschaftliche Sache mit ihr: wenigstens in der Nähe des Tumults waren allenthalben Barricaden errichtet; wollte die Königin die Ruhe wieder herstellen, so mußte sie sich zu Concessionen bequemen.

Das Parlament, das sich, wenn gleich sehr ungern, mitten durch die Barricaden, die vor ihnen geöffnet und dann wieder geschlossen wurden, in feierlichem Zuge von dem Justizpalaste nach dem Palais-Royal begab, vermittelte dieselben: es wirkte in der That die Rückkehr der beiden Eingezogenen aus, — ohne dieß hätte Keiner von Allen nach seinem Hause gehen dürfen; aber ganz im Nachtheil blieb auch die Königin nicht. In einem Beschluß, der dort im Palais in allen herkömmlichen

[1] Vergl. auch „Ueber einige Momente der Geschichte der Fronde und die Memoiren des Cardinals Retz," S. W. XII, 213.

Formen gefaßt wurde, versprach das Parlament dagegen seinerseits, bis nach den nächsten Vacanzen von der Erörterung der letzten Declaration und den Propositionen der vereinigten Kammern abzustehen. [1] Eben daran aber war dem Hofe Alles gelegen; zu vollkommener Beschlußnahme über so weitaussehende Entwürfe konnte es nun zunächst nicht kommen. — Beide Theile behielten ihren Anspruch sich vor.

Auch so aber leuchtet doch ein, welch einen Vortheil die Opposition hiedurch gewonnen hatte.

Mit unbeschreiblichem Jubel ward Broussel bei seiner Rückkehr empfangen; das Volk bildete Spalier vor ihm und begrüßte ihn mit Freudenschüssen. Erst dann und zwar auf die Verfügung des Parlaments wurden die Barricaden abgetragen, die Waffen niedergelegt und die Ruhe äußerlich hergestellt. Da das Parlament, in welchem Broussel nun erst eine Rolle spielte, in seinen Versammlungen fortfuhr, um die bei jener Uebereinkunft noch vorbehaltenen Punkte zu erledigen, so kam es täglich zu neuen Reibungen.

Schon im September schien ein neuer Bruch bevorzustehen. Mazarin hatte angemessen gefunden, zwei der angesehensten Männer, die einen großen Einfluß auf das Parlament hatten und als seine Nebenbuhler angesehen werden konnten, Chateauneuf und Chavigny verhaften zu lassen und zu verbannen; zugleich verließ die Königin, die sich in der steten Berührung mit einer widersetzlichen Faction nicht gefallen und besonders die Wirkung, welche die neueren Verhaftungen hervorbringen mußten, in der Nähe zu erleben nicht wünschen konnte, unerwartet mit dem König und dem Hofe Paris und begab sich nach Ruel.

Parlament und Stadt geriethen hierüber in Aufregung: es schien, als ob eine unmittelbare Belagerung bevorstehe, man

[1] Nur die Punkte, in deren Berathung man eben begriffen war, wurden ausgenommen, Tarif und Renten des Hotel de Ville.

traf Anstalten, sich einer solchen zu erwehren; das Parlament faßte sehr energische, namentlich gegen Mazarin gerichtete Beschlüsse.

Und als man nun zur Beilegung dieses Zwistes zu Conferenzen schritt, die in dem alten Schloß von St. Germain gehalten wurden, so waren es nicht unbedeutende Fragen, die zur Sprache kamen. Das Parlament forderte nach dem Muster von England Garantien für die persönliche Sicherheit. Man sagte ihm, von den letzten Verhaftungen sei das Parlament nicht betroffen worden; unmöglich könne sich die Regierung das Recht, das sie alle Jahrhunderte geübt habe, entreißen lassen. Der erste Präsident versetzte, das Parlament habe für die Sicherheit aller Unterthanen Sorge zu tragen; ein Unrecht werde nicht dadurch Recht, daß es lange im Schwange gehe. Der Herzog von Orleans bemerkte, die königliche Autorität würde eine solche Beschränkung nicht vertragen,[1] er könne der Königin nicht anrathen, sie anzunehmen. Der Prinz von Condé fügte hinzu: man kenne die Geister, besonders wie sie am Hofe seien; eine solche Anordnung werde den Gehorsam aufheben und Anlaß geben, Alles zu wagen: ein Jeder werde sich seiner Straflosigkeit versichert halten.[2]

So lebhaft traten schon damals die Ideen der individuellen Freiheit und der für den Staat unentbehrlichen Strafgewalt einander entgegen.

Indessen neigten sich auch dießmal die Königin und ihre Räthe, abermals hauptsächlich aus Rücksicht für das Geldwesen, zur Nachgiebigkeit. Sie hatten sich durch die einseitige Jurisprudenz des Parlaments bewegen lassen, die den Partisans

[1] qu'il savoit le préjudice que cette nouvelle loi apporteroit à l'authorité du roi. (Journal du parlement 91.)

[2] que le mal qui arriveroit seroit extrême — que s'il n'y avoit que les officiers, dans l'assurance de leur fidélité le remède seroit aisé, mais qu'à la cour on sait les spirits.

für ihre Anlehen gemachten Assignationen zurückzunehmen.[1] Aber dieß veranlaßte einen allgemeinen Bankerutt, welchen die Regierung selbst in ihren auswärtigen Unternehmungen am schmerzlichsten empfand. In seinen Briefen klagt Mazarin, der Geldmangel habe es ihm unmöglich gemacht, etwas für Neapel zu thun, obwohl er sehe, was sich dort ausrichten ließe; den großen Sieg in Flandern habe er unbenutzt lassen müssen, der Flotte ihren Unterhalt nicht auf zwei Monate sichern, die schon begonnenen Unternehmungen in Catalonien und in Oberitalien nicht fortsetzen können. Da die fortdauernden Unruhen die Zuversicht auf die Zukunft, den Credit vernichteten, so hielt man für nothwendig, denselben um jeden Preis ein Ende zu machen.

Aus diesen Gründen entschloß sich die Regierung noch vor dem Wiederbeginn der Parlamentsitzungen zu definitiven Zugeständnissen. Am 24. October publicirte sie eine Declaration, in der dem gemeinen Mann neue Erleichterungen zugesagt wurden, den Gewerbtreibenden, nach ihrem Wunsch, das Verbot ausländischer Manufacte, den verbündeten Corporationen die Versicherung, daß niemals Aemter ohne ihre Einwilligung creirt werden sollten. Eine förmliche Habeascorpusacte ließ sich die Königin nicht abgewinnen; aber sie sagte zu, daß in Zukunft Niemand vor Ausnahmsgerichte gestellt, die Beamten nicht durch Lettres de cachet in ihren Amtsverrichtungen gestört werden sollten.

Das war nicht Alles, was die Kammern von St. Louis gefordert hatten, aber das Meiste davon; die Königin hoffte davon eine allgemeine Befriedigung und kehrte nach Paris zurück.

Welch eine Täuschung aber ist es, von abgedrungenen Zugeständnissen eine Herstellung der Ruhe zu erwarten. Auch damals zeigte sich, wie später so oft, daß dieselben nur den Erfolg hatten, die Strenge des Gehorsams zu unterbrechen,

[1] Forbonnais Recherches II, 256.

und den Gegnern einen festen Punkt zu verschaffen, von welchem aus sie die Regierung weiter angreifen konnten. Alle alten Gegner fühlten, erhoben sich. Unter den Uebrigen erschien dem regierenden Cardinal gegenüber ein anderer hoher Geistlicher, der schon in die letzten Irrungen eingegriffen hatte und von Tage zu Tage kühner auftrat, der Coadjutor von Paris, Johann Franz Paul von Gondi, genannt von Retz.

Das Haus Gondi war stolz darauf, daß sein Familienpalast in dem ältesten Umkreis der Stadt Florenz liege, ein sicheres Zeichen seines uralten Adels. In Geldgeschäften nach Frankreich herübergekommen, war es durch seine Verbindung mit den beiden mediceischen Königinnen, besonders der ersten, und durch die wohlerwogene und umsichtige Haltung des noch in Florenz gebornen Albert de Gondi, für den seine Herrschaft Retz an der untern Loire zum Herzogthum erhoben wurde, rasch emporgestiegen.[1] Besonders war ihnen das Bisthum Paris zugefallen. Erst ein Bruder Alberts, dann zwei seiner Söhne haben es besessen; sein Enkel war der Coadjutor, der sich durch ein höchst eigenthümliches politisches und ein unvergleichliches literarisches Talent einen Namen gemacht hat.

Bei den meisten namhaften Menschen ist es ein lebhafter Eindruck, den sie in der Jugend empfingen, der allerdings darum eben so lebhaft wurde, weil er eine Ader ihres innersten Wesens berührte, was ihre Lebensrichtung bestimmt hat. Wie Manche lassen sich nennen, die durch die Lebensbeschreibungen des Plutarch angeregt worden. Auch auf Paul Gondi hat Plutarch gewirkt; aber große Könige oder Kriegsmänner waren es nicht, die seine Nacheiferung erweckten; er bewunderte am meisten Diejenigen, die sich einer vorherrschenden Gewalt gegenüber als Parteihäupter Anerkennung und Macht verschafft

[1] Lettres patentes de l'érection du comté de Retz en duché et pairie, Nov. 1581. Histoire généalogique de la maison de Gondi II, 529, ausführliche Aufzählung der Verdienste Alberts und der Ansprüche des Hauses.

haben. In einer französischen Bearbeitung von Mascardi's Verschwörung des Fiesco, die er als junger Abbé verfaßte, finden sich Einschaltungen sehr auffallenden Inhalts: z. B. über den nichtigen Beigeschmack von Schimpf, der der Bezeichnung Rebell, Factionsmensch, Verräther anklebe; aber man müsse wählen zwischen Scrupel und großen Unternehmungen, die der Erfolg allezeit rechtfertige.[1] In dem Zustand, in welchen Richelieu den französischen Adel herabgedrückt, sah er eine unwürdige, mit der Ehre unvereinbare Sclaverei. Er leitete denselben von der Lethargie her, die sich nach den Gewaltthaten des Machthabers über die Parlamente, die Provinzen und die Großen des Landes ausgebreitet habe; in der ursprünglichen Verfassung von Frankreich sei das absolute Königthum nicht gegründet. Wenn nicht auf so festen Satzungen, wie die Verfassung von England oder von Aragonien, so beruhe sie doch auf anerkannten Gewohnheiten, deren Obhut wie früher den Generalständen, so später den Parlamenten anvertraut worden sei. Gesetze seien allerdings, sagte er, ohne die Waffen unvermögend, aber auch die Waffen ohne Gesetze; Cardinal Richelieu habe allen Gesetzen und Gewohnheiten Hohn gesprochen und Diejenigen gestraft, die darauf halten wollen; die Marillacs erschienen ihm als Märtyrer der Gesetzlichkeit. In Unzähligen lebten dieselben Ueberzeugungen: in Paul Gondi erwachte der Ehrgeiz, sie zur Geltung zu bringen.

Gleich in den ersten Wochen der Regentschaft, ehe sie ihr System gebildet hatte, ward Gondi von der Königin zum Coadjutor seines Oheims in der nun zum Erzbisthum erhobenen Diöcese von Paris ernannt.[2] Er versäumte keine äußere Pflichterfüllung, durch die er bei seinem Capitel und seinen Pfarrern in Ansehung kommen konnte; denn zu seinen politischen Lehrmeinungen gehörte der Grundsatz, daß ein Mann,

[1] Auszüge in der Notice von Petitot: Mémoires 44, 10.

[2] Am 12. Juni 1643 dankt das Capitel der Königin für diese Ernennung. Hist. généal. II, 164.

der etwas unternehmen wolle, von der Genossenschaft, zu der er gehöre, gedeckt werden müsse; das Volk suchte er durch überreiche Almosen, die schon einigen Verdacht gegen ihn erweckten, für sich zu gewinnen. In den Versammlungen des Clerus nahm er sich der alten Gerechtsame desselben aufs Eifrigste an; Thomas von Canterbury und der heilige Ambrosius waren hier seine Vorbilder; er trat mit dem Herzog von Orleans in einen Ehrenrechtsstreit; schon sagte ihm Mazarin einmal, wer affectire, ein Ambrosius zu sein, der müsse auch so leben.

Aber das war die tiefe Immoralität dieses Menschen, daß er, indem er das Heiligste verwaltete, dennoch mit vollem Bewußtsein, kurz und gut, den Entschluß faßte, seine Ausschweifungen fortzusetzen. Vor Gott, sagt er, sei das zwar das größte Verbrechen, aber vor den Menschen das Klügste. Er wollte zugleich St. Ambrosius und Catilina sein.

Ein noch unmittelbareres Motiv zu einer öffentlichen Wirksamkeit, als die geistlichen, gaben ihm die Angelegenheiten des Parlamentes. Er erzählt, am ersten Tage der Barricaden, trotz seines guten Willens von der Königin und dem Cardinal mit Argwohn und Wegwerfung behandelt, habe er sich jeder Pflicht gegen sie überhoben gefühlt und den Tumult des zweiten Tages geleitet. Man hat Grund, an der Wahrheit dieser Behauptung zu zweifeln; es scheint, als habe er seinen Einfluß auf das Ereigniß jenes Tages nach der Hand höher angeschlagen, als er in der That gewesen ist. Aber wer könnte leugnen, daß die offene oder geheime Theilnahme eines Mannes von vornehmer Herkunft und hohem geistlichem Range die Führer der parlamentarischen Partei in ihrem Unternehmen gewaltig bestärken mußte. An deren Spitze, auf ihre Rechte gestützt, dachte Gondi einen entschlossenen Angriff auf die Regierung zu beginnen.[1]

[1] Nicht ganz ohne Beziehung hierauf möchte die Bezeichnung Fronde für diese Partei sein, die auf den Grund parlamentarischer Gerechtsame nicht geradezu, sondern aus der Ferne die gigantische Gewalt des ersten Ministers

Noch erschien das Verhältniß höchst ungleich. Retz machte uns den Krieg, sagt Mazarin einmal, wie wenn der Führer einer Brigantine eine große Flotte anzugreifen unternähme.

Er konnte, wenn es wieder zum Bruche kam, auf einige Hülfe für sein Fahrzeug rechnen. Wie sollten nicht die Vendome's oder die Lothringer ihre alte Stellung, sobald es möglich war, wieder zu gewinnen suchen? Bouillon war nach Paris zurückgekommen, aber keineswegs zufriedengestellt. Auch einige Kriegsgefährten Condés, die sich von diesem zurückgesetzt sahen, näherten sich dem Coadjutor. Condé selbst sprach mit ihm wohl nur deßhalb, um sich selbst über den Stand der Dinge zu unterrichten; denn er sah Wolken am Himmel und wollte wissen, was er im nächsten Sturme zu thun habe: er hielt am Hofe fest. Um so auffallender war, daß sein jüngerer Bruder Conti und seine Schwester, die Herzogin von Longueville, dem Coadjutor Gehör gaben. Die Letzte, welche mit einer anmuthvollen Erscheinung einen zugleich gebildeten und unternehmenden Geist verband, so daß ihr Alle huldigten, die in ihre Nähe kamen, war eine unschätzbare Bundesgenossin für ihn.

Unter der Einwirkung des Coadjutors und seiner Freunde nahmen die Bewegungen der Stadt gegen Ende des Jahres 1648, der Declaration zum Trotz oder vielmehr durch sie veranlaßt, eine drohende Gestalt an. Mit eifersüchtiger Strenge bestritt das Parlament jede auch noch so unbedeutende Verletzung der darin gemachten Zugeständnisse. Schon waren die Gemüther hierüber in Aufregung, als neue Finanzoperationen in Vorschlag kamen. Die Minister beabsichtigten, das Einkommen des nächsten Jahres und unter andern auch die Taille zur Grundlage derselben zu machen. Das Parlament widersetzte sich dem mit einer Festigkeit, gegen welche die Mahnungen

zu zertrümmern suchte, wie jener Riese durch die Anwendung der Schleuder erlegt worden sei. Mag das Wort auch einen andern zufälligen und localen Ursprung haben, so ist es doch schon damals so verstanden worden. Vgl. Priolus de rebus Gallicis III, 6.

an das öffentliche Bedürfniß, wie sie der Herzog von Orleans vortrug, und die drohende Haltung, die der Prinz von Condé annahm, nichts ausrichteten. Eine allgemeine Verstimmung gab sich in den Einwohnern der Hauptstadt kund, und zwar dießmal gegen den ersten Minister selbst.[1] Sie sahen in Mazarin einen Verbündeten der Finanzwirthschaft, von der sie so viel gelitten hatten: sie erinnerten sich und wurden in bittern, mannigfaltigen Flugblättern, deren Angriffe jetzt begangen, täglich daran erinnert, daß er ein Fremder war, sie schienen eine neue Empörung vorzuhaben. Man hat gesagt, sie hätten die Königin zur Entlassung Mazarins zwingen, oder sich der Person des jungen Königs bemächtigen wollen. Wohin auch ihr Sinn gegangen ist, die nächste Folge der tumultuarischen Bewegungen war, daß das Reich nicht eigentlich regiert werden konnte. Es war an keine Vorbereitungen zu dem nächsten Feldzug zu denken; man sah, daß die Spanier auf den Fortgang dieser Unruhen zählten. Der Stadt war die Königin nicht mehr Meister, und ein Versuch, sich mit Gewalt dazu zu machen, hätte zu einer blutigen Katastrophe führen können. In dieser Verlegenheit und Bedrängniß faßte Mazarin einen, wenn nicht verwegenen, doch sehr kecken Gedanken und wußte die Königin dafür zu gewinnen. Sie beschlossen, mit dem ganzen Hofe die Hauptstadt zu verlassen, um dieselbe durch einen Angriff von außen zum Gehorsam zurückzubringen. Sie hofften damit rasch genug zu Ende zu kommen, um noch zur rechten Zeit den Feldzug gegen Spanien beginnen zu lassen.

Fast wie eine Flucht ward die Entfernung des Hofes vorbereitet und ausgeführt. Mazarin wohnte am Vorabend des Dreikönigstages einem Feste bei, das der Marschall Grammont

[1] Als Grund bezeichnet Ondedei in einem Schreiben „una quasi indubitabile certezza che si procurasse di far nascere nuove sollevationi et in esse di mettere la mano sopra la persona del re.“ Aubery I, 531. „Ils auroient au moins emporté l'éloignement du premier ministre, s'ils s'y fussent opiniâtré comme apparemment ils n'y auroient pas manqué.“

gab; für den andern Tag hatte er selbst ein Fest angekündigt, das er in der Behausung des Cardinals Grimani außerhalb der Thore geben wollte, und dazu sein Silberzeug, seine Teppiche und den besten Hausrath bereits hinausgeschickt. Im Palais-Royal war Alles im gewöhnlichen Gang; Königin Anna sah, den Arm auf den Tisch gelehnt, dem Spiele des jungen Königs zu; sie erschien heiter und sorglos und zog sich dann um die gewöhnliche Stunde zurück. Um 4 Uhr verließ Mazarin seine Gesellschaft und fuhr nach dem Palais-Royal. Da hatte sich auch die Königin wieder erhoben und begab sich durch den Garten mit ihren beiden Söhnen nach einer bereitstehenden Carosse. In dem Cours gesellten sich den beiden Wagen noch einige mehr hinzu, andere folgten später; der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé hatten das Thor mit zuverlässigen Leuten besetzt, so daß bis zum Morgen Niemand hinauszufahren gehindert wurde.[1] So entfernte sich dieser Hof in dem Augenblick, wo die Vergnügungen des Winters beginnen sollten, aus der Hauptstadt. In St. Germain, wohin er ging, fühlte er sich anfangs ziemlich unbequem, tröstete sich aber damit, daß er doch nicht mehr von dem Gutdünken untergeordneter Menschen abhänge.[2] Und ohne Verzug bereitete man sich zum Kriege gegen Paris. Die für die Zufuhr wichtigsten Posten wurden in Besitz genommen; dem Parlament ging eine Verfügung zu, durch welche es nach Montargis exilirt wurde, und der Stadt die Weisung, keinen Befehl von dem Parlament mehr anzunehmen.

Das erste Gefühl, das bei dieser Nachricht in der Menge sich regte, war eine Art von Ingrimm und Wuth. In dem Parlamente war man eher erschrocken; da aber die Deputation, welche man sofort nach St. Germain schickte, von der Königin nicht

[1] Aus Ondedei Lettera circolare, 8 Genn. „Siamo fuori di Parigi," sagte er, „alloggiati come soldati."

[2] Vgl. die Aeußerungen von Le Tellier bei La Rochefoucauld I, 407; Ondedei „ad ognuno nauseava che quatro consiglieri, soliti solo a giudicare le cause di particolari, haveano voluto intrapendere di dar leggi al re."

angenommen wurde, so behielt auch hier der ausgesprochenen Ungnade gegenüber Entschlossenheit und Haß die Oberhand. Schon öfter waren Anträge zu einer Erklärung gegen Mazarin im Parlamente vorgekommen, als von welchem alles Uebel herrühre, und der gar nicht Minister sein dürfe, da eine Ordonnanz von 1617 alle Fremden von dem Ministerium ausschließe; sie war durch die Mehrheit noch den letzten Tag abgelehnt worden, wie bisher immer: aber da man hörte, die Blockirung der Stadt beginne schon, so hörte alle Rücksicht auf. Man wollte zeigen, daß man nicht gegen die königliche Gewalt streite, sondern gegen einen Usurpator derselben. Mazarin ward fast einstimmig für einen öffentlichen Feind erklärt, verbannt und geächtet; zugleich ordnete das Parlament eine Aushebung von Truppen an, um die Versorgung der Stadt mit den erforderlichen Lebensmitteln zu sichern.

Bernhard von Weimar hat einst König Ludwig XIII. auf die Gefahr, die ihm aus der anwachsenden Größe seiner Hauptstadt entstehe, aufmerksam gemacht, denn die Stadt sei mächtiger als er. In Deutschland gab es damals noch keine mächtigen Fürstenstädte, aber in Frankreich trat, wie so manche andere, so auch diese große Schwierigkeit der modernen Monarchie, ihrer Hauptstadt mächtig zu bleiben, bereits vollständig hervor.

Die Stadt Paris nahm jetzt, dem Königthum gegenüber, eine sehr selbständige und drohende Haltung an.

Aus den Flugschriften der Zeit ergibt sich, daß man sich nicht begnügen wollte, Mazarin zu entfernen, oder vielleicht die Fremden aus dem Staatsdienst zu verweisen; die Absicht war, der Regierung wenigstens während der Minderjährigkeit des Königs eine ganz andere Gestalt zu geben. Mitglieder des Clerus, des Adels und der Magistratur, neben den Prinzen von Geblüt sollten sie bilden: alle Geschäfte durch die Mehrheit der Stimmen entschieden,[1] die geistlichen Pfründen nur durch

[1] Contract de mariage du parlement avec la ville de Paris enthält in dieser wunderlichen Form sehr ernste Vorschläge, unter andern: que toutes les matières d'état se résoudront par l'advis des princes du sang et

sie vergeben werden. Der oberste Einfluß war dabei dem Parlament selbst zugedacht. Es sollte jenen ständischen Regierungsrath vorschlagen und, wenn sich einer der ernannten Minister seines Amtes unwürdig zeige, auf seine Absetzung dringen, die dann nicht verweigert werden dürfe. Einen Finanzcontroleur sollte es nicht mehr geben; zwei Mitglieder des Parlamentes, von dem Parlament ernannt, sollten dieses Amt verwalten. Alle Befehlshaberstellen in den festen Plätzen, zehn Lieues in der Runde um Paris her, sollten von dem Parlament besetzt werden, wenn man es nicht vorziehe, diese Befestigungen zu schleifen.

In der ausführlichen Remonstranz,[1] in welcher das Parlament in denselben Tagen seinen Beschluß gegen Mazarin begründete, wird zugleich die frühere Verwaltung angeklagt, welche die heiligsten Gesetze verletzt, die großen Körperschaften erniedrigt, Personen jeden Standes, die königlichen selbst nicht ausgenommen, unterdrückt und Alles ihrem Interesse, ihrem Ehrgeiz aufgeopfert habe. Im Rath und nach den Maximen Richelieu's habe sich Mazarin gebildet, er usurpire die Staatsgewalt in einem Frankreich verderblichen Sinne.

Es war recht eigentlich die ministerielle Gewalt, in der die Idee des absoluten Königthums erschien, welcher das Parlament sich entgegensetzte.

Und in diesen Bestrebungen fanden nun Stadt und Parlament jene von dem Coadjutor vorbereitete Unterstützung aus den vornehmsten Familien. Die Herzogin von Longueville war gleich in der Stadt geblieben; ihr Gemahl und ihr Bruder Conti kamen sofort aus St. Germain zurück; der erste bot dem Parlament die Kräfte der Normandie an, in seinem Gefolge trat ein tapferer Kriegsmann, La Mothe Houdancourt, über. Dann erschien auch Bouillon, gichtbrüchig, wie er war, in dem

des conseillers et ministres d'état (die von dem Parlament präsentirten) et par la pluralité des voix. Das Journal des Parlaments darf man nicht für officiell halten, doch enthält es noch die sichersten Nachrichten.

[1] Très humble remonstranse du parlement au roy. 21 janv. 1649.

Parlament, um zu erklären, er wolle nichts, als die Autorität desselben, der er die Entscheidung seiner eigenen Interessen überlasse, und die Ruhe der Stadt, welche die Hauptstadt nicht allein von Frankreich, sondern der ganzen Welt sei, aufrecht erhalten. Es gab ihm doppeltes Gewicht, daß sein kriegberühmter Bruder Turenne hierin mit ihm einverstanden war. Die Pariser Population bezweifelte fast, daß die Herren es ehrlich mit ihr meinen könnten. Um sie zu beruhigen, erschienen eines Tages die beiden Damen Longueville und Bouillon mit ihren Kindern in dem Hotel de Ville und boten diese und sich selbst als Geißeln für die Hingebung ihrer Familien dar. Der Sohn, dessen die erste in dieser Zeit genas, bekam seinen Namen von der Stadt: man nannte ihn Charles-Paris. Auch noch von einer andern Seite schlossen sich Verbündete an: Elboeuf, aus dem Hause Lothringen, der die Rolle Mayenne's erneuern zu können meinte; Beaufort, dem es zur Ehre gerechnet wurde, daß er aus dem Gefängniß des Cardinals entkommen war; mit seiner populären Art, sich auszudrücken und darzustellen, in seinem langen blonden Haar, gewann er einen unbeschreiblichen Einfluß auf die Massen. Es hatte einige Schwierigkeiten, die entgegengesetzten Ansprüche dieser Herren zu vereinigen; dem gewandten Coadjutor gelang es jedoch; der Prinz von Conti ward, seiner Herkunft wegen, als das Haupt anerkannt; die übrigen dienten unter ihm.

Man darf zweifeln, ob ihnen an sich so viel an den Rechten des Parlaments lag; waren aber nicht unter jenen Vorschlägen gar manche, die ihren alten Tendenzen entsprachen? Die Thatsache des Widerstandes gegen die oberste Regierung, die immer allgemeiner wurde, wie sich denn in allen Provinzen des Reiches im Westen und Osten Zustimmung und Theilnahme für die Sache des Parlamentes regte, war ihnen an und für sich genehm. Der Coadjutor vereinigte die vornehmsten der großen Herren zu einer Union,[1] in welcher sie sich das Wort

[1] Acte d'union facsimilisirt in La Borde, Valais Mazarin 40.

gaben, die vom Parlament ausgesprochene Aechtung Mazarins zur Ausführung zu bringen; sie wollen, wie sie sagen, im Gehorsam des Königs und der Königin Regentin leben und sterben, aber die Sicherheit des Lebens und der Besitzthümer der Unterthanen und die Gerechtigkeit, die von Mazarin unterdrückt sei, in Schutz nehmen. Ihr Sinn war, unter den günstigsten Umständen den Versuch zu machen, das Joch der absoluten Gewalt von sich abzuwerfen, das ihnen auferlegt war.

Mazarin versichert in einem seiner Briefe an Prinz Thomas von Savoyen, er würde mit der Stadt binnen acht Tagen fertig geworden sein, wenn sich die Fürsten und Herren nicht für sie erklärt hätten: „gegen alle Erwartung, ohne Grund, ja ohne den Schein eines Grundes." Er findet es unbegreiflich, daß sie sich der Stadt und dem Parlament sogar verpflichtet haben.

Mochte auch der Prinz von Condé in den Scharmützeln des kleinen Krieges, der nun begann und fast mehr mit Lärmen als mit Anstrengung geführt ward, im Allgemeinen die Oberhand haben, und die Umgegend von Paris besonders die Hand der Polen und Deutschen in seiner Armee schwer empfinden, auf die Stadt hatte das keinen entscheidenden Einfluß, da ihr doch nicht alle Zufuhr abgeschnitten werden konnte; der Preis der Lebensmittel ward davon wenig berührt.

Schon aber hatte diese Sache noch eine andere für Mazarin höchst empfindliche Rückwirkung.[1] Zwischen den empörten Großen und der spanisch-niederländischen Regierung wurden Mittheilungen und Gesandtschaften gewechselt.[2] Der König von Spanien, Philipp IV., war auch von Mazarin um Unter-

[1] 27. Februar 1649: „la detestabile conspiratione trascorre sino promovere l'unione con gli Spagnoli e l'intelligenze con i parlamentarii d'Inghilterra."

[2] Mehr dürfte man nicht sagen; das Schreiben, das der Erzherzog an das Parlament ganz in dem Sinne der Fronde gerichtet haben soll, ist unecht und von einer Faction in Paris selbst erdichtet, wie in den Memoiren von Retz ausführlich erzählt wird. Vgl. Guy Joly 89.

stützung angegangen worden. In dem Brüsseler Archiv findet sich ein sehr sonderbares Document, das die Unentschiedenheit des spanischen Hofes beweist. Es besteht in zwei übrigens gleichlautenden, in der Sache selbst einander entgegengesetzten Vollmachten für den Gouverneur, dem es überlassen blieb, sich mit der einen oder mit der andern Partei zu verbinden. Wie leicht, daß dieser, wie es denn dazu einmal allen Anschein hatte, sich auf die Seite der Empörung schlug.

Unmöglich durfte es Mazarin zu einer Verbindung zwischen den Spaniern, den Großen und der Pariser Bevölkerung kommen lassen. War die Stadt nicht auf der Stelle zu unterwerfen, so war der Krieg mit ihr ein großes Uebel und eine große Gefahr. Er eilte, die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Auch die Führer des Parlaments, aber vor Allem die würdigen und in der Tiefe der Seele loyal gesinnten Präsidenten Molé und de Mesmes, erschraken vor einer Verbindung mit den alten Feinden des Landes und vor allen den weiteren Folgen eines entschiedenen Kampfes mit der Krone; sie kamen dem Minister von ihrer Seite entgegen. Die Großen und Generale waren anfangs damit nicht einverstanden; noch oft haben sie auf die Entfernung Mazarins angetragen, ohne jedoch die Königin erschüttern zu können. Sie waren nicht eigentlich besiegt worden; aber sie wurden inne, daß auch sie den Gegner nicht überwältigen würden: wiewohl widerstrebend, gaben sie nach.

So geschah, zum Erstaunen der Welt, aber doch eigentlich in gewohnter französischer Weise, daß man sich nach heftigen gegenseitigen Anfällen und Feindseligkeiten in Kurzem auf beiden Seiten zum Frieden kehrte. Am 11. April ward eine Abkunft geschlossen, in welcher das Parlament es aufgab, den Fremdling, den es haßte, aus dem Rath der Königin zu stoßen; alle Beschlüsse, die es seit der Entfernung derselben aus der Stadt gefaßt hatte, im Widerspruch mit ihrem Befehl, obenan jenes Decret der Aechtung, bequemte es sich zurückzunehmen. Dagegen bestätigte die Regierung aufs Neue die Declaration vom

24. October. Mazarin hätte den für die Staatsgewalt so bedrohlichen Versammlungen der vereinigten Kammern auf die nächsten drei Jahre, d. h. bis zur eintretenden Volljährigkeit des Königs, Einhalt zu thun gewünscht, er konnte nur erreichen, daß sie in dem laufenden Jahre unterbleiben sollten. Die Generale und Herren wurden durch einen Artikel des Vertrags und durch eine besondere Erklärung sicher gestellt.

Den anwesenden Fremden gereichte die ganze Art und Weise, wie diese Dinge auf beiden Seiten geführt wurden, zur Verwunderung. Mazarin habe unerweisbare Beschuldigungen erhoben und dann mit zehntausend Mann tausendmal tausend zu bezwingen unternommen; das Parlament habe den Cardinal für abgesetzt erklärt und den Befehl an das königliche Kriegsheer erlassen, sich aus der Nähe der Hauptstadt zu entfernen, gleich als stände es in seiner Macht, sich bei demselben Gehorsam zu verschaffen; nachdem viel Blut vergossen und das Land weit und breit verwüstet worden, seien sie endlich beide mit gleichem Unbedacht auf den Frieden gefallen, der unmöglich bestehen könne.[1]

Das Auffallendste war, trotz einiger tumultuarischer Aufwallungen in der Stadt, daß die Nation, deren Sache es galt, an der Entscheidung nur geringen Antheil nahm. Sie sah dem mörderischen Trauerspiel müßig zu, ohne dem einen oder dem andern Theile Hülfe zu leisten.[2]

Wenn ich nicht irre, so erklärt sich der Verlauf der Sache daher, daß Mazarin immer am meisten die auswärtigen Angelegenheiten im Auge hatte. Um das zur Fortsetzung des Kriegs erforderliche Geld aufzubringen, willigte er in jene Throngerichtssitzung, von welcher alle Unordnungen entsprangen. Aus

[1] Rosenhane observationes politicae de nuperis in Francia motibus; mir zunächst bekannt aus einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: „Continuirende Rebellion, d. i. gründlicher Bericht — — der anjetzo neuen in Frankreich erweckten Rebellion, deren Ursachen &c." Frankfurt 1650.

[2] Tellien an Molé: 24 May. Quant aux mouvemens de la populace, ils sont excités par ceux qui désirent l'archiduc dans le royaume.

Rücksicht auf Spanien zögerte er anfangs, die strengsten Mittel gegen das Parlament anzuwenden. Hatte er doch auch an sich nichts dagegen, daß die Partisans einmal gezüchtet wurden; seine Moral verbot ihm den Bankerutt nicht, wofern er nur eine Möglichkeit behielt, den Kredit wieder herzustellen. Er verließ Paris, weil er dadurch den Unruhen auf das Rascheste ein Ende zu machen und für den auswärtigen Krieg freie Hand zu gewinnen hoffte. Da das mißlang, so bot er in derselben Absicht unter Bedingungen, so gut, wie er sie erlangen konnte, die Hand zur Aussöhnung. Aber nicht allein von dem Standpunkt der auswärtigen Verhältnisse aus lassen sich die innern behandeln. Durch Nichtachtung der besonderen Bedingungen, auf denen diese beruhen, war nun doch veranlaßt worden, daß die Ideen des Widerstandes sich wieder in alter Kraft erhoben. Besonders gewannen die Herren und Prinzen; wie vor Alters sah man Diejenigen, welche die Waffen gegen den Hof geführt, Belohnungen davontragen.[1] Die Bestätigung der Declaration vom 24. October hatte insofern für sie unschätzbaren Werth, als sie dadurch vor den willkürlichen Verhaftungen und exceptionellen Gerichten, durch welche sie bisher bedrängt worden waren, gesichert wurden.

Wie nun aber, wenn auch Die, welche auf Mazarins Seite gestanden und ihn sammt dem Hofe wieder zurückgeführt hatten, sich von ihm trennten und vielleicht selbst auf die Seite der Gegner übertraten? Wie vollends dann, wenn Spanien wirklich, wie vor Alters so oft, sich mit den empörten Franzosen in Verbindung setzte? Mußten alsdann nicht alle inneren, und selbst die äußeren Verhältnisse wieder in Frage kommen?

[1] Vgl. das Brevet, welches Bouillon und Turenne erlangten, den 2. April 1649. Histoire de Turenne IV, 20. Die Unterhandlungen der Herren und Generale über ihre besondern Interessen lernt man in ihrem Ursprung bei Retz, in ihrem Verlauf bei Molé weiter kennen; — hier konnten wir darüber hinweggehen.

Viertes Capitel.

Entzweiungen zwischen Mazarin und Condé. Einwirkungen der Spanier.

Selten hat es eine politische Persönlichkeit gegeben, die sich ihr Leben lang in so widersprechenden Tendenzen bewegt hätte, wie Prinz Heinrich II. von Condé. Geborner Protestant, aus Rücksicht auf die Nachfolge im Reich übergetreten, wollte er lange Zeit der Beschützer der Hugenotten sein und wurde dann ihr heftigster Verfolger. An der Spitze der Aristokratie warf er sich einst in den Bürgerkrieg, später half er mit ungeheucheltem Eifer sie unterdrücken. Er hatte sich lange zum Throne bestimmt geglaubt und, in dieser Hoffnung getäuscht, wenigstens die Stelle eines obersten Rathgebers in Krieg und Frieden unter Ludwig XIII. eingenommen; nach einiger Zeit schloß er sich doch der Herrschaft des Cardinals Richelieu mit Hingebung an. Denn er hatte sich überzeugt, daß auch ein Mann von seiner Herkunft und seinen Ansprüchen durch systematische Opposition nur unglücklich werden könne; er unterwarf sich nicht allein den Ideen der Monarchie, er billigte sie und liebte sie vielleicht; für sich selbst glaubte er genug zu thun, wenn er seine Gouvernements Berry und Bourgogne behauptete und seine Kinder, die er nach dem Sinne des Jahrhunderts erzog, reich und mächtig hinterließ. Wie es dem Cardinal Richelieu zu Statten kam, daß die Autorität des ersten Prinzen von Geblüt seine Staatsverwaltung unterstützte, so gehörte es zur Befestigung der Regentschaft der Königin Anna, daß er

sich ihr anschloß. Denn wenn die Unterwerfung der Prinzen für die alte französische Monarchie überhaupt eine Lebensbedingung war, so konnte eine Regentschaft derselben vollends nicht entbehren.

Im Jahr 1646 starb nun Heinreich von Condé. Er soll seine Kinder in seinem letzten Augenblicke ermahnt haben, sich nach seinem Beispiel ihrem Souverän anzuschließen; und in der That hing das Schicksal von Frankreich davon ab, ob namentlich der älteste Sohn Ludwig, Herzog von Enghien, auf den nun der Titel Condé überging, dieß thun werde.[1] Von Anfang an aber hat man es von ihm nicht erwartet; denn so scheint es einmal bestimmt zu sein, daß ein Jeder seine Erfahrungen für sich selbst machen muß: aber auch die Umstände waren anders. Der Vater empfing seine Stellung von Richelieu, der durch die Großartigkeit seiner Verwaltung die Geister beherrschte; der Sohn stand neben Mazarin, der mit nichten ein ähnliches Gefühl der Verehrung und Unterordnung einflößte.

Wenn man bald im Anfang dieser Verwaltung den Prinzen, indem ihn der Minister auffordert, seine Waffen nach dem Rheine zu wenden, sich erst dann dazu entschließen sieht, nachdem ihm jener ausdrücklich versprochen hat, sein Unternehmen mit aller ihm zu Gebot stehenden Macht zu unterstützen, so erkennt man wohl, daß hier nicht ein regelmäßiges Verhältniß zwischen einer Regierung und einem General, sondern gleichsam ein persönliches zwischen zwei Oberhäuptern, die einer des andern nicht ganz sicher sind, obwaltete.

Ein andermal kam es dann vor, daß der Feldherr, der, in einem kriegerischen Unternehmen begriffen, nicht in dem Maße, wie es nöthig gewesen wäre, unterstützt wurde, den

[1] Motteville, 37, 205. Il les assura que le plus grand malheur qui pût arriver à un prince de sang, étoit de faire un parti contre son souverain. Wenn er wirklich einige Opposition gegen Mazarin gemacht hat, so war das weiter nichts als „quelque petit contrariété sur les matières qui se traitoient dans le conseil."

schlechten Erfolg, den er hatte — es war in Catalonien bei Lerida — damit entschuldigen konnte.

Außerdem aber bestand noch ein anderer ausgesprochener Grund des Mißverständnisses zwischen ihnen. Nach dem Tode seines Schwagers Brezé in jener Seeschlacht, hatte Enghien, der französischen Sitte gemäß, auf dessen Aemter und Würden — die Oberintendanz des Handels mit den Admiralitätsrechten und Gouvernements, welche mit ihr verknüpft waren — Anspruch gemacht. Aber Mazarin, der schon begann, sich nicht mit der Würde eines Ministers allein begnügen, sondern auch für sich selbst etwas sein zu wollen, hielt für gut, daß die Königin die erledigten Aemter sich selbst zueignete, wodurch sie unter seine Verwaltung kamen. Die offene Entzweiung ward damals dadurch verhindert, daß Mazarin nach dem Tode des ältern Condé die Gouvernements desselben dem Nachfolger und der Familie ließ und sich auch für jene Ansprüche zur Bewilligung einer Entschädigung bequemte: aber Vertrauen und Freundschaft zwischen ihnen war damit nicht zurückgekehrt.

Im Jahre 1647 haben Madame de Chevreuse, — die nach jenem vergeblichen Versuch, ihre alte Stellung unter Königin Anna einzunehmen, sich gegen Mazarin in ein ähnliches Verhältniß setzte, wie das, in dem sie gegen Richelieu gestanden, — und St. Ibal, den wir öfter im Vertrauen des Prinzen finden, der niederländisch-spanischen Regierung vorgestellt, daß sie auf eine Verbindung mit Condé zählen könne, wenn sie ihm die Furcht benehme, daß sie sich zuletzt doch der Königin und dem Cardinal geneigter zeigen würde, als ihm, weil sie von diesen den Frieden erwarte, nach dem sie in höchstem Grade begierig sei, obgleich ihr die Fortsetzung des Krieges vielleicht noch nützlicher werden könne, wenn damit eine innere Umwandlung in Frankreich in Verbindung träte. Sollte Spanien ihnen sein Vertrauen schenken, so machte sich St. Ibal anheischig, mit Condé, und die Herzogin von Chevreuse, mit ihren besonderen Freunden in Frankreich zu unterhandeln; sie rechneten

auf eine Erhebung der Großen, der Provinzen und der Hugenotten; würden die Spanier selbst in Frankreich eindringen, so würden sich Städte und Parlament gegen Mazarin erklären und der Prinz alsdann ohne allen Zweifel in dem allgemeinen Strome mit fortgerissen werden.[1]

Wir finden nicht, welche Folgen diese Eröffnungen hatten; als es wirklich zu inneren Entzweiungen in Frankreich kam, stand der Prinz, wie wir sahen, auf Seiten Mazarins; aber im Kriege vor Paris änderte sich dieß Verhältniß.

Condé schrieb sich die Ehre der Erfolge zu, welche die königliche Armee davon getragen hatte. Er meinte den Hof in die Stadt zurückgeführt zu haben; Mazarin behauptete, hätte der Prinz ernstlich zur Sache gethan, so würde die Stadt sich auf Gnade und Ungnade haben ergeben müssen.[2] Sehr verstimmt gegen einander kamen sie nach Paris zurück. Condé vermied es, sich an dem Feldzug von 1649 persönlich zu betheiligen; Mazarin unternahm ohne seinen Beistand die Belagerung von Cambray; daß sie mißlang, war den politischen Gegnern des Cardinals in Frankreich nicht weniger erwünscht, als den Spaniern selbst.

Noch war die Fronde nicht eigentlich besiegt oder zersprengt; in der Hauptstadt brauste die alte Gährung immer von Neuem auf: denn bei den Bürgern war durch den Widerstand, den sie geleistet hatten, ein gewisses Selbstgefühl erwacht; die Frauen der Hallen widmeten Beaufort öffentliche Huldigungen;[3] indem dieß so stand und zugleich das Kriegsglück schwankte, ließen sich die Dinge überdieß zu einem offenen Zerwürfniß zwischen den beiden Männern an, die den letzten Sturm mit vereinten Kräften bestanden hatten.

1 Mémoire de ce qui s'est négocié et traité au voyage de l'abbé de Mercy 27 Sept. 1647. (Archiv zu Brüssel.)

2 Sans cela — la politique de Mr. le Prince — Paris et le parlement étaient contraints de se rendre la corde au col. Lettres de Mazarin p. 11.

3 Guy Patin, 14. Mai 1649. Lettres II, 514.

Mazarin, der sich in der Mitte der großen Familien vereinzelt und in Wahrheit als ein Fremder fühlte, fand allmählich eine Verbindung mit einer oder der anderen derselben rathsam. Von seinen Schwestern, welche in Rom, die eine mit Cavaliere Mancini, die andere mit Graf Girolamo Martinozzi vermählt waren, lebten ihm mehrere Nichten: die beiden zunächst herangewachsenen hatte er jetzt nach Frankreich kommen lassen; er ging darauf ein, als ihm der Herzog von Vendome den Vorschlag machte, die eine von ihnen, Laura Mancini, mit seinem älteren Sohne, der den Titel Mercoeur führte, zu verheirathen. Die Vendome's hatten unter Richelieu die ganze Schwere der Feindseligkeit eines ersten Ministers empfunden; im Anfang der Regentschaft zu großen Hoffnungen erhoben, waren sie dann um so tiefer hinabgedrängt worden; sie gehörten principiell zu den Gegnern der Verwaltung, wie sie im Jahre 1643 gebildet worden war. Daß nun Mazarin eben mit diesem Hause in eine so enge Verbindung treten wollte, und zwar mit Beistimmung der Königin, machte in dem Hotel Condé, wo die Mitglieder der Familie nach dem Frieden wieder vereinigt und versöhnt waren, den unangenehmsten Eindruck. Von jeher war zwischen den Condé's und den Vendome's bittere Feindschaft. Der Prinz, dem der Cardinal von seinem Vorhaben sprach, setzte sich demselben nicht entgegen; aber da ein ihm widerwärtiges Haus zu Ansehen gelangen sollte, erhob er eine Gegenforderung. Der Cardinal hatte einst dem Herzog von Longueville, wenn gleich nur in zweifelhaften Worten, deren er sich später nicht erinnern wollte, Hoffnung gemacht, ihm das für die Beherrschung der Normandie so wichtige Pont de l'Arche zu überlassen: Condé erneuerte jetzt im Namen seines Schwagers diese Forderung. Aber Mazarin verweigerte sie auch ihm; denn der Platz sei so wichtig, daß es der Regentin einst von ihrem Sohn zum Vorwurf gemacht werden könnte, ihn in fremde Hände gegeben zu haben; um dem Prinzen den aus der Eifersucht der großen Familien entspringenden Grund seines Anspruchs zu entziehen,

nahm er von jener Vermählung zunächst Abstand und ließ seine Nichten in ein Kloster bringen.[1] Aber man sieht, wie gewaltsam und unhaltbar dieses Verhältniß war. Schon richteten die Führer der Fronde, die auch nach dem Frieden verbunden blieben und den Sturz des Cardinals nach wie vor beabsichtigten, ihre Augen auf Condé; sie faßten die Hoffnung, ihn auf ihre Seite zu ziehen, der Coadjutor hat ihm gesagt, er könne die Rolle Heinrich Guise's übernehmen, und ihn dazu aufgefordert.

Unter den damaligen Häuptern von Frankreich nahm der Prinz Ludwig II. von Condé — nach alter Sitte schlechthin Monsieur le Prince genannt, — wie durch Herkunft, so durch Besitz die bedeutendste Stellung ein. Der geordnete und sparsame Haushalt seines Vaters hatte ihm ein reiches Erbtheil verschafft, so daß man seine Einkünfte auf anderthalb Millionen Livres schätzte. Er besaß die Gouvernements Bourgogne, in welchem sich auch seine Nachkommen erhalten haben, und Berry, überdieß als Ersatz dessen, was er an der Verlassenschaft Brezé's verlor, die über Lothringen eroberten Plätze: Stenay, Jamets und Clermont. Bei dem Einfluß, den er auf seinen Bruder Conti, in dessen Namen das Gouvernement Champagne verwaltet wurde, und auf Longueville, Gouverneur der Normandie, ausübte, glaubte man annehmen zu dürfen, daß er über den dritten Theil von Frankreich gebiete.[2]

Was ihn aber noch mehr über alle Andern erhob, das war der Kriegsruhm, in dem er glänzte.

Sein Zeitalter hat ihn mit Cäsar und Alexander verglichen,

[1] Ich folge hier, mit Vorbeigehung der Gerüchte des Tages, die in den Memoiren wiederholt worden sind, den Nachrichten, die der vertraute Ondedei dem Vater des Cardinals Sr. Pietro gab; Memoria scritta del Sr. Ondedei al Sr. Pietro Mazarino. November 1649.

[2] Nani 1648: il principe, che conosce il suo tempo et che non se gli puo negar cosa alcuna, profitta della debolezza del governo presente, e stabilisce la casa sua et la fortuna con appoggi si saldi, che il re medesimo non potra cosi facilmente abbassarla. Ha Conde il governo perpetuo di quasi la terza parte del regno.

denn jedes liebt seine großen Männer an die unsterblichen Namen des Alterthums anzureihen; in der That nimmt Condé in der Reihe der Heerführer des modernen Europa zwischen Gustav Adolph und Friedrich, neben Turenne, eine ausgezeichnete Stelle ein. Er besaß den Muth, der Alles unternimmt, die Selbstbeherrschung, die sich durch nichts verwirren läßt, und zugleich ein Feuer, das sich im Augenblick der Gefahr verdoppelte. Wer ihn in der Schlacht sah, eine schlanke Gestalt, sein Antlitz mager, mit dem Ausdruck des Adlers im Auge, kaltblütig zwischen den vorbeisausenden oder um ihn her niederschlagenden Kugeln, die Hand, welche das Schwert führte, mit Feindesblut bespritzt: der meinte den Kriegsgott zu erblicken.[1] Bei seiner Erscheinung hob sich in den Truppen ihr schon gesunkener Muth. Mit seinen Kampfgenossen und seinem Heere lebte Condé als guter Kamerad; in seinen Schlachtberichten drückte er sich so aus, als hätten die Andern Alles gethan; von sich selber sprach er wenig oder nicht; in dem Heere, das ihn umgab, sah er seine Familie; man freute sich, unter ihm zu dienen.

Diese Leutseligkeit konnte man aber in bürgerlichen Verhältnissen nicht an ihm rühmen. Selbst seine Geschwister haben sich durch sein Betragen zuweilen beleidigt gefunden: wie denn Conti sagte, um dem Bruder seine Unabhängigkeit zu beweisen, würde er sich im Anfang 1649 unter allen Umständen in die demselben entgegengesetzte Partei geworfen haben. Eine gewisse Rücksichtslosigkeit schien ihm angeboren zu sein: er nahm sich nicht übel, Andere seinen höheren Rang fühlen zu lassen. Wir erinnern uns an Heinrich Guise, der mit militärischem Verdienst populäre Eigenschaften von großer Wirksamkeit verband: ganz anders Condé. Wie er die Feinde im offenen Felde zu zerschmettern gewohnt war, so verschmähte er in bürgerlichem Hader, um die Gunst der Widerstrebenden zu buhlen. Er war

[1] Bussy, Réflexions sur la guerre I, 65.

sorgfältig erzogen worden und besaß mannigfaltige Lectüre und Wissenschaft, gesunden Verstand, richtiges Urtheil: aber um in öffentlichen Versammlungen zu glänzen, dazu fehlte es ihm an der erforderlichen Aufmerksamkeit auf die Sinnesart Anderer. Er dachte, es sei genug, wenn er seine Meinung ausspreche; in der Rede verwirrte er sich leicht: es begegnete ihm wohl, daß er in seiner Heftigkeit zu stottern anfing. Widerspruch vermochte er vollends nicht zu ertragen. Einem Guise nachzuahmen, wäre ihm wie eine Selbstbeleidigung vorgekommen. Er ließ vernehmen: sein Name sei Bourbon, und dieser Name schon verpflichte ihn zu einer entgegengesetzten Haltung. Aber darum war er nicht gemeint, sich vor dem Emporkömmling zu beugen, der zufällig die Zügel der Regierung in die Hände bekommen hatte, dessen moralische Eigenschaften, nicht ohne Beigeschmack von Verächtlichkeit, den Credit untergruben, den sein Talent ihm verschaffte. Auch ohne Hülfe der Fronde glaubte er stark genug zu sein, um diesem das Gesetz seines Willens aufzulegen. In der That hat ihm Mazarin bereits im October 1649 die umfassendsten Zugeständnisse gemacht. Wenn er ihm versprach, ohne sein Vorwissen und seinen Rath keine höhere Stelle zu besetzen, weder am Hofe, noch im Kriege, weder für die innern noch für die äußern Geschäfte, bei den vorkommenden Vacanzen auf die Diener und Freunde des Prinzen Rücksicht zu nehmen,[1] in keiner wichtigen Angelegenheit Beschluß zu fassen ohne seine Einwilligung, liegt darin nicht fast eine Einräumung der Mitregentschaft? Der Prinz sagte zu, die Königin, welche die Autorität wieder auf den Punkt zu heben wünsche, auf welchem sie bei dem Tode ihres Gemahls gestanden, dabei zu unterstützen; darunter verstand er aber nur eine solche, bei der er selbst mitwirke; denn wie wären Vorrechte, wie die ihm zugestandenen, mit einem wahrhaft unabhängigen Ansehen der

1 Die Urkunde ist in Champollions Ausgabe der Memoiren von Condé abgedruckt. Collection de Michaud II, 205.

Krone vereinbar gewesen? In Kurzem fanden die Königin und der Minister das Verfahren des Prinzen unerträglich. Einen seiner Freunde, der sich so weit vergaß, der Königin mit andern Gefühlen als denen eines Unterthans näher zu treten, nahm Condé in Schutz und wollte ihn nicht vom Hofe entfernen lassen. Für einen Freund und eine Freundin seiner Schwester erzwang er sich Ehrenvorrechte, welche den meisten unbillig vorkamen. Seinen Anhängern war Alles erlaubt: Niemand wagte mehr ihren Anmaßungen entgegenzutreten. Das größte Aufsehen machte es, daß der junge Richelieu gegen den Willen der Herzogin von Aiguillon, die als seine Pflegemutter betrachtet ward, sich mit einer Freundin des Hauses Condé vermählte und der Prinz die Hochzeit durch seine Gegenwart autorisirte. Jedermann glaubte, da der junge Mann Havre de Grace besaß, es komme dem Prinzen nur darauf an, auch diesen Ort unter seinen Einfluß zu bringen. Immer weiter nach der Erwerbung einer unbedingten Macht schien er zu streben.[1]

Zu einer solchen wollte ihn aber der Cardinal doch nicht gelangen lassen. Wohl fühlte er, daß er, unpopulär wie er war, für sich allein nicht stark genug sei, etwas gegen den Prinzen zu unternehmen: wie aber, wenn er sich mit den Frondeurs verbündete, welche, von demselben zurückgewiesen, mit ihm wieder zerfallen waren? Den Cardinal, dem es allezeit nur am Zwecke lag und nicht an den Mitteln, kostete es so viel Ueberwindung nicht, sich mit Denen in Verbindung zu setzen, welche ihn einst auf Leben und Tod bekämpft hatten. Auch die stolze Königin wußte er zu einem ähnlichen Verfahren zu überreden; sie gewann es über sich, den Coadjutor, den sie verabscheute, einst in tiefer Einsamkeit zu sehen und ihm Vertrauen zu beweisen. Dagegen versprach die Fronde, die noch wie eine

[1] Michel Morosini bemerkt in ihm alti e vasti fini, che tendevano in modo a sublimare la sua conditione, che havessero poi a dipendere dal suo arbitrio tutte le resolutioni più gravi di pace e di guerra.

geschlossene Phalanx zusammenhielt, ihre Mitwirkung bei dem großen Schritte, der gegen Condé im Werke war.

Geheimnißvoll, verschlagen, beinahe verrätherisch ward derselbe vorbereitet. Man hat einen Brief Mazarins vom 16. Jan. 1650, in welchem er feierlich die Zusage giebt, sich niemals von dem Prinzen abzusondern, und ihn um seine Protection bittet; am 18. Jan. ließ er ihn gefangen nehmen, ihn selbst, seinen Bruder Conti und seinen Schwager Longueville; in dem Palais Royal, wohin sie unbesorgt gekommen, um dem Conseil beizuwohnen, wurden sie festgehalten und nach dem Schloß Vincennes gebracht. Die Königin glaubte, indem sie dieß gut hieß und beförderte, ein gutes, ja ein religiöses Werk zu thun. In dem Augenblick der Gefangennehmung führte sie ihren Sohn in ihr Betzimmer, um Gottes Segen zu erflehen: denn das Heil der Monarchie schien ihr darin zu liegen.

Und so viel bewirkte die Fronde nun in der That, daß die Hauptstadt ruhig blieb. Am Abend durchritt der Herzog von Beaufort, mit zahlreichem Gefolge, bei Fackelschein die Straßen; eine Anzahl Menschen lief hinter dem Zuge her und schrie dem König ein Lebehoch. Die Bürger konnten es dem Prinzen ohnehin nicht vergessen, daß er während der Belagerung ihre Landhäuser und Gärten verwüstet hatte; hie und da zündeten sie Freudenfeuer wegen seiner Gefangennehmung an.

Damit war jedoch die Sache nicht durchgeführt, noch beendigt. Ueber das ganze Land hin regte sich eine dem Prinzen günstige Partei; statt der Männer erschienen die Frauen an ihrer Spitze. Hauptsächlich aber: was der Prinz noch immer vermieden, das trugen seine Freunde zu thun kein Bedenken: sie riefen den Beistand der Spanier an, und Spanien gewährleistete ihnen denselben.

Es waren besonders zwei Gründe, aus denen sich die Spanier dafür entschieden: der eine, daß ja der König von Frankreich ebenfalls die Rebellion spanischer Vasallen und Provinzen begünstigt habe; der andere, daß Mazarin um seiner

persönlichen Interessen willen nie zu einem billigen Frieden zu bringen sein werde; eher lasse sich ein solcher von dem Prinzen erwarten, wenn dieser jemals wieder zu Freiheit und Macht gelange. Ueberhaupt, sagte man, könne Spanien die Franzosen nicht besiegen, so lange dieselben vereinigt seien: in ihrer Entzweiung liege das Heil ihrer Nachbarn; in der sich bildenden Partei müsse man nicht so wohl das sehen, was sie sei, als das, was sie werden könne, in einer Zeit der allgemeinen Aufregung: jeder Mißvergnügte in diesem Lande müsse wissen, daß, wenn er von seinem König abfalle, er in Spanien Rückhalt finde.[1]

Die erste Verbindung ward unter dem Einfluß der Schwester Condé's, der Herzogin von Longueville, geschlossen. Von Paris, wo sie sonst das Schicksal ihres Bruders und ihres Gemahls hätte erwarten müssen, war sie nach der Normandie und, nach einem vergeblichen Versuch, sich daselbst zu halten, weiter nach Holland geflohen: sie wandte sich dann nach Stenay, wo sie mit Turenne zusammentraf. Turenne, an sich nicht gefährdet, noch auch mit dem Prinzen von Condé durchaus einverstanden, wollte ihn doch nicht in seinem Unglück verlassen; indem er mit erborgtem Geld nach Stenay eilte und einige Truppen daselbst sammelte, gelang es ihm, diesen Platz der Partei zu erhalten, während alle andern abfielen. Auf sein Ansuchen kamen ihm die Spanier unverzüglich mit Lebensmitteln, Munition und Geld zu Hülfe; sie bemerkten, daß das Unternehmen, selbst wenn es mißlinge, doch schon durch die Theilung der Streitkräfte einen ungemeinen Vortheil für den nächsten Feldzug darbiete; eine Verbindung ward ins Werk gesetzt, ehe darüber noch eigentlich abgeschlossen war. Die vornehmste Schwierigkeit bei der damaligen Unterhandlung lag darin, daß

[1] Parecer del Sr. Conde, de Fuensaldana 16. Marzo 1650, que quelquiera dellos que tenga sentimiento, que le obligue a faltar a suo rey, topa abrizo y seguridad en el poder de S. Md.

die Spanier zu ihrer Sicherheit die Einräumung von Stenay verlangten. Turenne und die Herzogin wandten ein, daß dieß Zugeständniß die öffentliche Meinung in Frankreich verletzen und ihren Freunden im Parlament mißfallen würde;[1] die Spanier erwiderten, daß es ein allzu ungleiches Verhältniß wäre, wollte man ihrem Interesse für so mannigfaltige Hülfleistung nicht auch etwas bewilligen. Man kam endlich überein, daß die Stadt Stenay, sobald Spanien es fordere, von spanischen Truppen besetzt werden möge; die Citadelle solle in den Händen des Prinzen bleiben.

Am 20. April ward hierauf der Vertrag zwischen dem König von Spanien, Anne de Bourbon, Herzogin von Longueville und dem Marschall Turenne geschlossen, in welchem sie sich anheischig machten, mit vereinten Kräften nach zwei Zwecken zu streben — einem gerechten, gleichmäßigen und sichern Frieden zwischen beiden Reichen und der Befreiung der gefangenen Prinzen — und die Waffen nicht niederzulegen, bis der eine sowie der andre erreicht worden sei.[2] Ein Schreiben von Turenne liegt vor, worin er darauf besteht, daß die spanische Armee unmittelbar in das französische Gebiet vordringe; denn um die Gegner zur Annahme eines Friedens zu vermögen, reiche die Wiedereroberung von ein paar verlorenen Plätzen in den Niederlanden nicht hin: dazu gehöre, daß Frankreich sich selbst angegriffen sehe; folge man ihm darin nicht, so könne er für Niemand gut stehen, auch nicht für die Truppen unter seinem Befehl; da er selbst würde genöthigt sein, auf seine Aussöhnung mit dem Hofe zu denken.[3]

Indessen war die Gemahlin Condé's, Clementine de Maillé,

[1] Ce seroit le moyen de ruiner entièrement le parti qui se forme et qui est près d'agir en France.

[2] Traité fait à Stenay in den Lettres de Turenne I, 128.

[3] A me retirer à Stenay et songer à mon accommodement. Turenne an Fuensaldana 11. Juni 1650, ein in der Sammlung nicht vorkommender Brief, den ich in Brüssel fand.

mit seiner Schwester in unternehmendem Geist wetteifernd, nach Bourdeaux gegangen, wo sie durch eine Verstimmung, die in der Provinz obwaltete, unterstützt zu werden hoffen durfte. Der Gouverneur von Guyenne, der jüngere Epernon, hatte sich in hohem Grade verhaßt gemacht; da er von Mazarin, der mit ihm in Familienverbindung zu treten dachte, in Schutz genommen wurde, so wandte sich der Widerwille gegen diesen selbst.[1] Namentlich bei dem Parlament von Bourdeaux fand die Prinzessin eine gute Aufnahme: sie vertraute demselben die Obhut ihres siebenjährigen Knaben an, „des einzigen Prinzen aus dem königlichen Hause, der nicht in der Gewalt des fremden Machthabers, des öffentlichen Feindes sei.“ Allmählich, wiewohl nicht ohne tumultuarische Bewegungen,[2] kam es dort zu einer Vereinigung zwischen dem Parlament, der Bürgerschaft und dem benachbarten Adel unter der Führung von Bouillon und La Rochefoucauld gegen Mazarin, welcher die Spanier, die einen Abgeordneten dahin schickten, ebenfalls zu Hülfe zu kommen Anstalt trafen.

So trat, was seit dem Frieden von Vervins, wenn auch zuweilen im Werke gewesen, doch niemals entschieden geschehen war, die innere Fehde mit dem äußern Kriege noch einmal in Verbindung. Die Spanier erwarteten damals eine neue Erhebung der Hugenotten unter Turenne's Führung, was der Partei erst eine feste Haltung geben werde.[3]

Mazarin säumte nicht, sich dieser drohend anwachsenden Feindseligkeit nach allen Seiten entgegenzusetzen. Das Dringendste schien ihm, den Aufstand in Guyenne zu dämpfen, ehe er recht

[1] „Celui qui s'attribue la direction de votre état,“ so heißt es in den Remonstrances faites au roi et à la reyne régente sur les mouvemens de Guyenne.

[2] Man muß darüber die Memoiren Lenets lesen.

[3] Philipp IV. 7. März: el partido, que podria ser mas permanente para la paz y para la guerra, seria le de los Hugonottes apoyendo le a que se encargasse a hazerse cabeça del Sr. de Turenna.

Wurzel geschlagen habe: er führte den jungen König selbst nach dieser Provinz ins Feld und brachte es dort in der That zu einer Abkunft. Er mußte darin allerdings seinen Schützling Epernon fallen lassen und den Gegnern, was sie zu ihrer Sicherheit forderten, zugestehen. Aber übrigens waren die Bedingungen doch auch für ihn nicht ganz ungünstig,[1] und er bekam freie Hand, sich nach der Champagne zu wenden. Denn dahin drangen so eben die Spanier und die mit ihnen verbündeten Franzosen, nachdem sie Catelet, La Capelle und Mouzon genommen, vor: durch flüchtende Bauern erfuhr die Pariser Bevölkerung, daß wieder ein Feind in ihrer Nähe sei. Mazarin war glücklich, daß er mit seinen Streitkräften aus dem südlichen Frankreich auf den Feind in der Champagne losgehen konnte. Er besaß neben seinen diplomatischen Gaben auch einen gewissen militärischen Sinn, mehr Entschlossenheit, als man ihm zutraute, und Einsicht genug, um von den Vorschlägen, welche im Kriegsrath gemacht wurden, den besten zu wählen. Auch setzte er sich wohl einmal selbst an die Spitze eines Regiments. Er hatte persönlich Antheil daran, daß Rethel, welches den Spaniern in die Hände gefallen war, belagert und ihnen wieder entrissen wurde: Turenne, der zum Entsatz dieses Platzes herbeikam und, als er ihn genommen fand, wieder zurückwich, ward auf dem Wege von der königlichen Armee an günstiger Stelle angegriffen und geschlagen. So wurden die Provinzen zum Gehorsam zurückgeführt; Mazarin rühmte sich besonders des letzten Erfolges. Einem seiner Freunde schreibt er, man habe Rethel von ihm gefordert, er bringe nicht allein die Wiedereroberung dieses Platzes, sondern auch die Vernichtung der feindlichen Armee.

Durfte er sich aber als Sieger im offenen Kampfe betrachten, so fehlte doch viel, daß er Meister der in der Tiefe

[1] Urtheil Morosini's: Si trovò temperamento d'accordo con certe sodisfattioni per la parte regia e per quella de Bordelesi — ma bene esaminate — il Bordelesi havevano sodisfattione nel ponto essentiale.

gährenden Feindseligkeiten geworden wäre. Wie er in Guyenne Vieles hatte nachgeben müssen, so beruhigte er auch Normandie und Bourgogne nur dadurch, daß er die Ansprüche der dortigen Parlamente begünstigte und Beschränkungen widerrief, die denselben von seinem Vorgänger aufgelegt waren.[1] Und hatte er nicht sein Unternehmen gegen den Prinzen in Paris nur mit Hülfe der Fronde ausführen können? Er erkannte dieß selbst an, wenn er einst mit einer Hutschnur erschien, wie sie das Abzeichen des Frondeur war. Man sah Broussel in den Gesellschaften des Palais Royal. Auf den Wunsch der Partei mußte Mazarin sogar zugeben, daß der alte Chateauneuf, der vor siebzehn Jahren von Richelieu der Siegel beraubt worden war, in das Ministerium trat. Chateauneuf galt von jeher für den besonderen Freund der Herzogin von Chevreuse, welche, nach Paris zurückgekommen, wieder Zutritt und Einfluß bei der Königin gewann und die gewohnte Wirksamkeit in den Umtrieben und Bewegungen jener Tage ausübte. Mit diesen Beiden im Bunde versprach sich die Fronde große Dinge. Nicht darum hatte sie sich dem Prinzen von Condé entgegengesetzt, weil sie in Bezug auf die allgemeine Tendenz, den Widerstand gegen den vorwaltenden Minister, verschiedener Meinung von ihm gewesen wäre, sondern weil er ihre Hülfe verschmähte und seinen Weg allein gehen wollte. Nicht um Mazarin groß zu machen, hatte sie sich ihm beigesellt, sondern um wieder Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte zu erlangen. Dazu schien ihr die Zeit jetzt gekommen zu sein.

Denn schon erwachte auch die Opposition des Parlaments von Paris aufs Neue. Eine dritte Dame aus dem Hause Condé, die verwittwete Prinzessin, Mutter und Schwiegermutter der Gefangenen, der es gelang, wider den Wunsch des Hofes nach Paris zu kommen, hatte den Schutz der Gesetze für die

[1] Maillé: Esprit de la Fronde III, 385 hat in Bezug auf Bourgogne einige originale Notizen aus den Memoiren von Mallotet, Generaladvocaten des Parlaments von Dijon.

Ihren angerufen und in Erinnerung gebracht, daß in der Gefangennehmung der Prinzen eine Verletzung der Declaration vom 24. October liege.[1] Auf das Lebhafteste beschäftigte sich seitdem das Parlament mit der Herstellung derselben; in der Sache von Bourdeaux sah es gleichsam die seine. So lebten die alten Animositäten gegen Mazarin wieder auf. Er hatte gemeint, durch seinen Sieg in der Champagne die allgemeine Gunst davonzutragen; aber der Glanz seiner Trophäen erweckte ihm erbittertere Feindschaft: man sah in seinem Siege nur eine Verstärkung des ministeriellen Absolutismus; eben weil er stark zu werden drohte, glaubte man sich seiner sobald wie möglich entledigen zu müssen. In langen Plakaten, die man an den Mauern anschlug, in den tausendstimmigen Flugschriften ward sein Name dem Haß und der Verachtung preisgegeben. Alles forderte die Befreiung der Prinzen, allerdings in der Hoffnung, sie dadurch zu gewinnen, hauptsächlich aber, weil man zugleich den Cardinal zu stürzen dachte.

Anna von Oesterreich war, so viel an ihr lag, entschlossen, darin nicht nachzugeben. Es lautet parador, wenn man sagt, daß die revolutionären Bewegungen in England dem französischen Minister zu Statten gekommen seien, aber nichts ist wahrer. Denn hauptsächlich darin glaubte die Königin den Ursprung der Unglücksfälle Carls I. zu erkennen, daß er einst seinen Minister Strafford hatte fallen lassen. Einen ähnlichen Fehler zu begehen, dagegen sträubte sich ihre ganze Seele. Sollte sie aber, eine Frau und Fremde, den von allen Seiten auf sie eindringenden Forderungen auf die Länge Widerstand zu leisten im Stande sein?

Den Angriff begann das Parlament durch den Beschluß, ihr wegen der Gefangenschaft der Prinzen eine feierliche Vorstellung zu machen. Der erste Präsident Molé trug dieselbe

[1] Requeste de Madame la princesse de Condé. Suite du journal des assemblées du parlement: 67.

am 20. Januar 1651 mit einer Wärme vor, welche man nicht von ihm erwartete und durch welche sich die Königin persönlich verletzt fühlte. Wiewohl aus einer Versammlung des Clerus und einer Versammlung des Adels, die in Paris gehalten wurden, ähnliche Anmahnungen verlauteten, so blieb sie doch dabei, nicht nachzugeben: sie hielt für genügend, dem Parlament eine ausweichende Antwort zu ertheilen, in der sie sich auf die Unterhandlungen bezog, die sie mit den Gefangenen schon selbst eingeleitet habe. Mazarin fühlte sich noch stark genug, um auf Rache zu denken: der Plan ging ihm durch den Kopf, dem Parlament einen andern Gerichtshof mit neuen und eigenthümlichen Gerechtsamen zur Seite zu stellen.

Schon aber gewannen Parlament und Fronde eine nicht geringe Verstärkung dadurch, daß der Herzog von Orleans sich ihnen zugesellte. Gaston hatte einst die Gefangennehmung der Prinzen bewilligt; es beleidigte ihn aber, daß sie ohne seine bestimmte und deutliche Genehmhaltung nach dem Havre gebracht worden waren, welche Festung wieder ganz von Mazarin abhing. Die Besorgniß ward in ihm rege, daß der Minister sich der Gewalt, die er daselbst über sie besaß, bedienen könne, um sich gegen ihn selbst, den Herzog, mit ihnen zu vereinigen. Die Fronde stellte ihm vor, daß ihm nichts Anderes bevorstehe, als das Schicksal des Prinzen von Condé:[1] wie viel besser, wenn er sich vielmehr mit diesen selbst gegen den Minister verbinde.

Wie verwoben sich in diesem Momente wieder die persönlichsten Interessen der Großen und der öffentlichen Angelegenheiten!

Es ist ganz wahr, daß zwischen dem Prinzen und dem

1 Vgl. Retz 218. Ondedei an Mazarin: al quale il Duca fanno credere, che per sua propria sicurezza non bisogna che sia di tutto in preda della corte, ma che vada trattenendo il parlamento et terzo partito et che si mantenga gli amici: altrimente gli averra un giorno quello ch' è successo al principe de Condé.

Cardinal über die Bedingungen einer Aussöhnung unterhandelt ward: La Rochefoucauld hat darüber im tiefsten Geheimniß eine Zusammenkunft mit ihm gehabt. Aber Mazarin schmeichelte sich, durch irgend ein neues Zugeständniß die Freundschaft des Herzogs von Orleans wieder zu gewinnen. Er scheint sogar einmal zu diesem Zweck eine Verlobung des jungen Königs mit der Tochter desselben, Mlle. de Montpensier, beabsichtigt zu haben.[1] Das aber war einer der wenigen Punkte, in denen die Königin seinem Rathe nicht folgte: ein solches Verhältniß wollte sie auch nicht einmal in Aussicht stellen. Und indem nun Mazarin zögerte, das letzte Wort auszusprechen, schloß der Herzog sein Bündniß mit den gefangenen Prinzen ab. Noch einmal wirkten hier lothringische Rücksichten auf die innersten französischen Verhältnisse ein. Margarethe von Lothringen, Herzogin von Orleans, dieselbe, deren Ehe Richelieu nicht hatte zugeben wollen, war für eine Verständigung mit Condé, weil dieser dagegen zu einer Abkunft mit Lothringen die Hand zu bieten versprach: auch eine neue Verbindung beider Familien ward verabredet. Eine der vornehmsten Bedingungen bildete es ferner, daß der Prinz mit der Fronde in ein gutes Verhältniß treten sollte; er versprach, den Coadjutor, Beaufort, Brissac, Noirmoutier, die der Herzog als seine Anhänger bezeichnete, ebenfalls als seine Freunde zu betrachten und in die Entfernung Mazarins zu willigen, die sie jetzt entschieden forderten.

Hierauf erwartete Gaston nur eine Gelegenheit, um sich gegen Mazarin zu erklären; sie bot sich ihm in einer Sitzung des Conseils am 2. Februar dar. Der Cardinal sprach mit einiger Anzüglichkeit von den Bewegungen in Stadt und Parlament und ließ das Wort fallen, daß es auch diesseit des

[1] Er verlangt, daß Ondedei Letellier unterrichten möge, facendoli particolarmente rimarcare e notare il fine che li frondosi hanno d'unire S. A. R. con il principe et che per impedirle la regina potrebbe seriosamente parlare e Mr. le Tellier da sua parte per concludere l'altro.

Canals Menschen gebe, wie Cromwell und Fairfax. Der Herzog von Orleans nahm an, daß damit der Coadjutor und Beaufort gemeint seien: in heftiger Aufwallung über eine so schwere Beleidigung seiner Freunde bezeichnete er hinwieder Mazarin selbst als den für Frankreich gefährlichsten Menschen; noch am Abend ließ er die Königin wissen, er werde nicht mehr im Conseil erscheinen, so lange der Cardinal darin sitze.

Bisher hatte die Königin über ihren Schwager immer einen leitenden Einfluß ausgeübt; sie war über seine Haltung erstaunt und betroffen. Will auch er mich verfolgen, rief sie einst seiner Tochter zu. Sie dachte noch, ihn persönlich zu gewinnen, und kündigte ihm ihren Besuch an: aber er that dießmal, was er noch nie gethan; er lehnte diese Ehre ab. Seine neuen Freunde, seine Gemahlin hielten ihn bei dem gefaßten Entschluß fest.

Auf der Verbindung des Ministers mit dem Hause Condé und dem Herzog von Orleans hatte von Anfang an die Autorität der Regentschaft beruht; nachdem die Prinzen gefangen worden, zeigte sie sich erschüttert, schwankend; daß nun auch der Herzog sich von ihr lossagte, war ihrer Auflösung gleich.

Am 3. Februar ward jener ausweichende Bescheid dem Parlamente mitgetheilt; man begreift, daß er keinerlei Befriedigung erwecken konnte. Als nun aber der Coadjutor jene Aeußerungen Mazarins zur Sprache brachte, gleich als enthielten sie eine Beleidigung des Parlaments selbst, so steigerte sich das Mißvergnügen zu stürmischer Aufregung. Im Widerspruch selbst mit dem ersten Präsidenten schritt man zur Berathung über die Nothwendigkeit der Entfernung Mazarins.[1]

Die Königin suchte den Eindruck, den die Worte des Cardinals gemacht, durch eine mildernde Darstellung zu verwischen: den Herzog von Orleans lud sie nochmals ein, in das Conseil zu kommen. Aber alle Vorstellungen waren bei ihm, alle Ent-

[1] „d'éloigner d'auprès la personne du roi et de ses conseils le Cardinal Mazarin." Extrait des registres du parlement in dem Journal des Parlaments, 4. Febr.

schuldigungen bei dem Parlamente vergebens. Das Parlament beschloß, von der Königin nicht mehr bloß die Befreiung der Prinzen, sondern zugleich die Entfernung des Cardinals zu fordern. Es war am 5. Februar, eines Sonntags, daß diese Vorstellung der Königin vorgetragen ward. Man begründete sie hauptsächlich auf den Widerwillen, den der Herzog von Orleans gegen Mazarin fühle: im Laufe der Geschäfte, so drückte man sich aus, sei derselbe entsprungen, er habe alle höheren Kräfte seines Geistes eingenommen und werde sich nur mit der Zeit beseitigen lassen. Uebrigens, versicherte man, dürfe die Fürstin an dem Royalismus so des Parlaments wie der Nation nicht zweifeln; unter keinen Umständen seien in Frankreich Ereignisse möglich, wie in England.

Was ließ sich gegen dieß Andringen thun? Anwendung von Gewalt wäre nothwendig gewesen: aber dazu war nichts vorbereitet, und wie höchst gefährlich hätte es ausschlagen können.

Mazarin, wie die meisten Menschen, die durch auffallendes Glück emporgehoben worden sind, neigte zum Fatalismus. In einem seiner Briefe aus dieser Zeit heißt es: wenn das Verhängniß Unglück sende, so gebe es keine Schutzwehr dagegen;[1] dann versage die Treue auch solcher Menschen, auf die man durch Vernunft und Nothwendigkeit angewiesen sei. Dazu kam, daß ja beim Eintritt der Majorennität, die noch in demselben Jahre bevorstand, sich das alles wieder ändern konnte. Die Königin scheint bis auf den letzten Augenblick widerstrebt zu haben. Mazarin schreibt seinem Vater: von Königin und König habe er nichts als Beweise von Gunst empfangen; aber es sei ihnen unmöglich gewesen, die Verkehrtheit zu überwinden, die, seine Person zum Vorwand nehmend, das Reich in Unruhe zu stürzen suche; er selbst habe ihnen gerathen, ja sie überredet, ihn gehen zu lassen.

[1] Quando le disgrazie sono fatali, non vi è riparo che possa impedirle. (22. März an Valençay.)

In der Nacht vom 6. zum 7. Februar verließ Mazarin die Hauptstadt. Indem er zunächst nach dem Havre eilte, um dem Prinzen von Condé seine Befreiung aus dem Gefängniß ohne alle Bedingung anzukündigen, hoffte er denselben günstig für sich zu stimmen, und er versichert, daß ihm dieß gelungen sei.[1] Aber indessen sprach das Parlament aufs Neue seine Verbannung aus dem Königreich in den härtesten Worten aus und ordnete eine gerichtliche Untersuchung gegen seine Verwaltung an. Sein Palast ward durch die öffentliche Gewalt in Beschlag genommen: mit Thränen im Auge überreichte sein Bibliothekar die Schlüssel zu seiner Büchersammlung, die mit seltenem Sinne für allgemeine Gelehrsamkeit und mit einem Eifer zusammengebracht worden war, den man bisher diesseit der Alpen noch nicht erlebt hatte, ja wie es scheint, noch nicht verstand. Mazarin erzählt, gar mancher Kriegscapitän habe ihm seine Hülfe gegen so große Ungerechtigkeiten angeboten, doch habe er keine Unordnung erregen wollen. Er verließ das Reich und begab sich nach Brühl unter den Schutz des Churfürsten von Cöln, eines Prinzen aus dem Hause von Baiern, mit welchem er seit langer Zeit in enger Verbindung stand. Hier wußte man nichts von den französischen Irrungen: das Volk sah in dem Flüchtling nur den großen Prälaten und ließ ihn, etwa am Sonntag mit Ehrfurcht bei Seite tretend, nach der Kirche des Ortes vorübergehen.

So war nun doch geschehen, was so oft gefordert und von der Königin immer verweigert worden war; ihr erster Minister, der vornehmste Träger der monarchischen Gewalt, hatte vor einem populären Sturme zurückweichen müssen. Und zwar war dieß hauptsächlich dadurch unvermeidlich geworden, daß der Herzog von Orleans, der ihr früher in guten und bösen

[1] An Ondedei: Per molte ragioni debbo credere che Mr. le Prince, che ha mostrato gran sodisfazione della maniera che ne ho usato per la sua libertà, s'impiegherà efficacemente per me.

Tagen zur Seite gestanden, sich von ihr lossagte. Ein paar hundert Reiter patrouillirten auf dessen Befehl um das Palais, wo sie wohnte, um Niemand heraus zu lassen: man meinte, sie wolle den jungen König entführen. Einst drang ein Volkshaufe in die königlichen Gemächer ein, um sich persönlich zu versichern, daß derselbe noch anwesend sei; sie sahen ihn in seinem Bett. Die Königin fühlte, daß sie eine Gefangene war: sie scherzte wohl darüber, daß man ihr ein so geräumiges prächtiges Haus, wie das Palais, zum Gefängniß gegeben; aber ihr ganzes Gemüth war verwundet und empört. „Ah," rief sie aus, „daß es doch immer Nacht wäre: sie gewährt mir zwar keinen Schlaf, aber doch Einsamkeit; am Tage sehe ich nichts als Menschen, die mich verrathen." Der Herzog von Orleans besuchte sie jetzt wieder, um ihr von den Geschäften zu sprechen; auch dessen Tochter kam: „aber unsere Besuche waren kurz," bemerkt diese; „man ist verlegen gegen Die, denen man den Dolch ins Herz gestoßen zu haben sich bewußt ist." [1]

Am 18. Februar 1651 kehrten die Prinzen nach Paris zurück; von Allem, was Bedeutung und Macht besaß, mit lärmender Freude eingeholt und, weil sie Unrecht gelitten hatten, auch von dem Volke mit Jubel begrüßt. Welches aber sollte nun ihre Stellung sein? Die ganze Situation war verändert. Nur auf Condé selbst schien es anzukommen, die Stelle in Besitz zu nehmen, nach der er vor einem Jahre getrachtet hatte, der erste Mann im Lande zu sein. Man meinte, es liege in seiner Hand, der Königin durch ein paar Parlamentsbeschlüsse die Regentschaft zu entreißen und so die Rückkehr Mazarins auf immer zu verhindern. So eben tagte eine Versammlung des Adels in Paris, in welcher der Geist des Widerstandes gegen die ministerielle Allgewalt lebhaften Ausdruck fand: man verband sich da, die Verletzung der ererbten Privilegien und

[1] Mémoires de M^lle de Montpensier. Pet. 41, 130.

Rechte an Denen zu rächen, von welchen sie geschehen war; auch eine Versammlung des Clerus gab es, die mit der ersten ziemlich gemeinschaftliche Sache machte; was schien für einen Prinzen von Geblüt leichter zu sein, als sich ihrer zu bedienen, um eine Berufung von Generalständen zu erzwingen, in denen dann unter seiner Führung neue Ordnungen und Gesetze hätten eingeführt werden können. Die Königin hat wirklich ein dahin zielendes Versprechen gegeben.[1] Um aber eine große Autorität auszuüben, muß man nur von sich selber abhängig sein. Condé war durch tausendfältige Rücksichten gefesselt. Wie oft hatte er früher selbst Generalstände für gefährlich und für unvereinbar mit der Monarchie erklärt. Ueberdieß aber, ihre Ansprüche liefen denen des Parlaments entgegen, der Corporation, deren Beschlüssen er seine Befreiung verdankte. Hätte er die Regentschaft aufgelöst, so würde die erste Stelle nicht ihm, sondern dem Herzog von Orleans zugefallen sein, der vollkommen unter dem Einfluß der Fronde stand. Die Freundschaft, die er den vornehmsten Frondeurs zugesagt hatte, lastete wie eine harte Pflicht auf ihm. In Chateauneuf, der durch dieselben in das Ministerium gekommen war, sah er einen Feind seines Hauses, denn durch diesen Mann sei sein Großvater Montmorency ums Leben gebracht worden. Wie hätte er endlich den Coadjutor, der seine Gefangenschaft befördert, vielleicht zuerst vorgeschlagen hatte, lieben sollen? Einen Beschluß des Parlaments, durch welchen die hohen Geistlichen von der Staatsverwaltung ausgeschlossen wurden, begrüßte er, weil sich derselbe, woran die Uebrigen wenig dachten, auch auf den Coadjutor beziehen konnte, mit einer freudigen Ausrufung. Durch besondern Vertrag hatte er versprochen, daß sich sein Bruder Conti mit der Tochter der Herzogin von Chevreuse vermählen sollte; aber Mutter und Tochter standen in den innigsten Beziehungen zum Coadjutor; dessen Verhältniß zu der letzteren

[1] Mémoires de M[me] de Motteville. Pet. 39, 189.

erregte Anstoß. Höchst widerwärtig war ihm diese Vermählung, und seine Schwester von Longueville, die wieder nach Paris zurückgekommen, versäumte nichts, um ihn in seinem Widerwillen dagegen zu bestärken; er entschloß sich wirklich, sie seinem Versprechen zum Trotz rückgängig zu machen, aber dadurch brach er mit der gesammten Partei und beschwor den Haß und die Feindseligkeiten derselben, namentlich des Coadjutors, gegen sich herauf. Weder des Parlaments, wo sich erst jetzt für ihn eine Partei zu bilden anfing, noch des Ministeriums Meister, des Herzogs von Orleans nicht sicher, weder mit dem Adel noch mit dem Clerus einverstanden, was konnte er Großes unternehmen? Sein Selbstgefühl diente nur, ihm bei jedem Schritt Hindernisse zu schaffen.

Dieß ist die Epoche, in welcher die so lange Zeit durch eine starke und durchgreifende Gewalt gebundenen Geister, da eine solche fehlte, sich wieder unabhängig neben einander bewegten, so daß das Allgemeine nichts weiter zu sein schien, als die gemeinschaftliche Angelegenheit der Einzelnen, die die hohen Stellungen einnahmen, der Staat nichts als ein Tummelplatz ihrer Verbindungen und ihrer Feindschaften unter einander; in welcher dann geistreiche und ehrgeizige Frauen, buhlerisch von Natur und durch die Licenz des Jahrhunderts, — ihre Gunst mit Politik verbindend, wenn nicht dafür preisgebend, — entzweit oder verbündet oder vermittelnd Einfluß gewannen, eine Rolle spielten und eine noch größere zu spielen meinten; wer hätte freien Sinn genug behalten, um die in einander laufenden mannigfaltigen Interessen, die Verknüpfungen und Lösungen, die Truggewebe, die man spann, diesen verwickelten Kampf von Verschlagenheit und Leidenschaft in ihrem Geheimniß zu beobachten und der Nachwelt zu überliefern? Und wer wollte noch heute alle diese Fäden verfolgen und entwirren? —

In den auswärtigen Angelegenheiten lag für Condé eine nicht mindere Schwierigkeit als in den innern.

Die spanische Regierung schrieb sich, und in der That

nicht ohne Grund, denn sie hatte durch ihre Hülfe den Widerstand gegen Mazarin möglich gemacht, einen großen Antheil an der Befreiung der Prinzen zu und forderte nun, da von den beiden vorgesteckten Zielen das eine erreicht sei, daß man auch das andere erstrebe, den gleichmäßigen Frieden zwischen beiden Kronen. Die Herzogin von Longueville schlug einen Stillstand vor, während dessen über den Frieden unterhandelt werden sollte: ein Parlamentsrath, Fouquet de Croissi, ward nach Stenay abgeordnet, um hier mit einem von den Niederlanden anlangenden Bevollmächtigten, Juan Frichet, darüber ein Abkommen zu treffen. Den Stillstand verwarfen die Spanier von vorn herein, da man, wenn Frankreich nur wolle, in derselben Zeit den Frieden zu Stande bringen könne, wie den Stillstand. Von dem Frieden selbst ist dann wenigstens zwischen Frichet und Turenne die Rede gewesen. Die Spanier meinten, durch den Ausdruck „gleichmäßiger Friede" in dem Vertrag von Stenay werde die Herstellung der Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege gewesen seien, zugesagt.[1] Wohl erklärten sie sich bereit, von dieser Herstellung Einiges nachzulassen, um dem Prinzen die Vermittlung des Friedens zu erleichtern. Aber man sieht: wie weit dieß auch dann noch von den Ansprüchen entfernt war, die Frankreich im Laufe so vieler Siegesjahre sich gebildet hatte; zu einer förmlichen Unterhandlung ist es auf dieser Grundlage gar nicht gekommen. Condé fühlte sich den Spaniern verpflichtet, aber auf einen Friedensvorschlag

[1] Bericht von Don Juan Frichet, 8. April 1651. Turenne habe ihm gesagt: que los principes no juzgan ser obligados a procurar una paz como la de Vervins pero justa e razonable, la qual se puede entender sin que la Francia restituya lo todo que ha usurpado: sobre lo qual replique, que el no se acordava ben de la clausula del tratado en que prometian una paz justa ygual y razonable: supuesto que ellos pudiessen a su modo interpretar las calidades de justa y razonable la de igual no admitia otro sentido ninguno, sino que las cosas se buelvan al estado en que se trovavan quando se començo le guerra. Instruction und Berichte im Archiv zu Brüssel.

einzugehen, wie dieser war, würde ihn mit dem Parlamente, ja mit der Nation entzweit haben.

In welchen Verlegenheiten sehen wir da den heldenmüthigen und stolzen Prinzen nach allen Seiten hin. Das war bei weitem nicht wieder die Autorität, welche er vor seiner Gefangennehmung besessen hatte. Alle Die, welche zu seiner Befreiung mitgewirkt, legten ihm ihre Bedingungen auf oder stellten sich ihm feindselig entgegen, wenn er sie nicht erfüllte.

Das einzige Mittel, eine festere Stellung zu gewinnen, wäre gewesen, wenn er sich mit der Königin wieder hätte vereinigen können. Auch ist darüber unterhandelt worden: unter Mitwirkung Servien's und Lyonne's, die für große Anhänger Mazarins galten, ist man wirklich über einige Bedingungen übereingekommen, welche sehr merkwürdig lauten. Der Hof willigte ein, die Gouvernements des Hauses Condé in dessen Sinne zu ändern. Champagne und Bourgogne, wo es mannigfaltigen Widerstand erfahren hatte, waren ihm nicht mehr angenehm. Condé wünschte, daß ihm Guyenne und seinem Bruder die Provence eingeräumt würde. Da hatten sie zahlreiche Anhänger, besonders in Guyenne, das schon einmal für den Prinzen die Waffen ergriffen hatte: der Adel der benachbarten Provinzen, Saintonge, Limousin, war ihnen befreundet: sie konnten darauf rechnen, daß auch die alten Freunde und Anhänger der Montmorency's in Languedoc sich für sie, deren Enkel, erklären würden. Indem hierdurch Condé dieser Provinzen mächtig geworden wäre, hätte er zugleich in der Hauptstadt die Zügel der Regierung in die Hand nehmen und Freunden und Feinden mit der alten Eigenmacht begegnen können. Man hat lange gemeint, gegen so große Zugeständnisse habe der Prinz seinerseits die Rückkehr Mazarins bewilligt: aus authentischen Documenten ergibt sich aber, daß das nicht der Fall war. Er versprach nichts, als zum Gehorsam gegen die Königin zurückzukehren und ihr seine Dienste zu widmen. Hiefür hat er seinen Bedingungen vielmehr noch die hinzugefügt, daß sie

Mazarin nicht zurückrufen und auch selbst Paris nicht verlassen solle. [1]

Auch in Voraussicht der baldigen Großjährigkeit des Königs durfte es Mazarin nicht so weit kommen lassen. So war sein Verhältniß zur Königin nicht, daß diese über Alles und Jedes bei ihm angefragt und seinen Rath abgewartet hätte, was bei der Entfernung der Orte und der Langsamkeit der Communication unmöglich gewesen wäre, — aber kein Zweifel ist, daß die Schreiben des Cardinals, voll von Geist, wie sie sind, und von überzeugenden Rathschlägen, vorgetragen in dem Tone leidenschaftlicher Hingebung, auf die Politik der Fürstin den größten Einfluß ausübten. Und ziemlich häufig trafen sie ein. Ueber jene Vereinbarung mit Condé, die hinter seinem Rücken geschlossen worden und ihn selbst so nahe betraf, gerieth Mazarin in die heftigste Aufwallung. Er ließ vernehmen, niemals sei ein König in Aquitanien so mächtig gewesen, als Condé durch dieselbe werden würde; überdieß aber werde sich seine Macht über das ganze Reich erstrecken, da man ihm zugleich seine festen Plätze in Champagne, Bourgogne und Lothringen lasse und sein Schwager Longueville die Normandie immer zu seinen Diensten halte. Mazarin erklärte Diejenigen, welche diesen Vertrag unterhandelt hatten, für Verräther und setzte Alles ein, ihn nicht zur Ausführung kommen zu lassen. Seine Meinung war jetzt unumwunden, daß die Königin Condé demüthigen müsse; damit sie dieß aber vermöge, predigte er ihr die Lehre, daß ein weiser Fürst, frei von Liebe und von Haß, nur den Vortheil des Staates und die Erhaltung seines

[1] Lettres de Mazarin 71. Mr. le Prince venoit de s'engager et dévouer en tout à S. M., à l'exception seulement de mon retour et de la sortie de Paris. Bei Aubery heißt es: der Prinz habe sich vorbehalten, „d'être ami ou ennemi de celuy (le C[l]), selon que sa conduite lui donnerait sujet de l'un ou de l'autre, que son retour n'a pas été stipulé dans un accommodement par lequel on accordait à M. le p[ce] des établissements au delà de l'imagination."

Ansehens ins Auge zu fassen habe; wenn der Fürst von zwei verschiedenen Parteien angefochten sei, so müsse er, um die eine zur Vernunft zu bringen, sich der andern bedienen; von der Zukunft möge er dann die Herstellung der Herrschaft über beide erwarten. Er forderte die Königin auf, sich ohne Scrupel und Verzug mit Denen zu verbinden, welche sie eigentlich Grund hätte zu hassen, den Führern der Fronde.[1] Die Königin fühlte sich abermals bewogen, in tiefem Geheimniß mit den großen Frondeurs anzuknüpfen, und diese, da sie von Condé zurückgewiesen und beleidigt waren, boten aufs Neue die Hand dazu. Sie waren ungefähr ebenso gesinnt wie Mazarin: von ihren Feinden suchten sie immer den einen gegen den andern zu brauchen, um zuletzt über alle zu triumphiren. Ueberaus bedeutende Zugeständnisse machten einander beide Theile. Die Königin versprach der Fronde eine Zusammensetzung des Ministeriums in ihrem Sinne und die Cardinalswürde für den Coadjutor. Die Frondeurs nahmen — und fast möchte man sich wundern, daß irgend ein Preis hoch genug für sie war, um sie dahin zu bringen, — die beiden Punkte an, welche Condé verweigert hatte: sie willigten in die Zurückberufung Mazarins und selbst in die Entfernung des Hofes aus der Hauptstadt, wenn sie nöthig scheine.[2] Wie nach einem durchgreifenden Zug auf dem Schachbrett, sah man alle Parteien ihre Stellungen gegen einander ändern. Die Führer der Fronde, welche von der Absicht, Mazarin zu stürzen, ausgegangen waren, willigten

[1] Der Brief jedoch, den Retz von ihm gesehen haben will, kann unmöglich echt sein; er widerspricht dem ganzen übrigen Briefwechsel.

[2] Aus den Briefen Mazarins ergibt sich, daß die Entfernung Chavigny's und Maisons als die Bedingung seiner Rückkehr gefordert wurde. Unter anderm schreibt er den 18. Juli an Ondedei: „I Frondosi si obligavano, ristabilito Chastoneuf nel consiglio senza i sigilli, di fare che il Duca d'Orleans accompagnerebbe S. M. dove volesse et vi abbracciarebbe il Cardinale.“ Er fürchtet nur immer, daß sie ihr Versprechen nicht halten werden, und ist glücklich, wenn sie es wiederholen. Vgl. das bei Ravenel S. 252 gedruckte Schreiben an die Königin.

in seine Rückkehr. Das Parlament, ursprünglich mit der Fronde so eng verbunden, hielt an der einmal ausgesprochenen Verbannung Mazarins fest und zeigte Vorliebe für den Prinzen, der die in den Unruhen erworbenen parlamentarischen Prärogativen schützen zu wollen schien. Indem die Königin mit jenem über die Rückkehr des Cardinals verhandelte, versprach sie diesen die Ausführung ihrer verdammenden Sentenz. Der Zwiespalt Aller zeigte sich in den Unschlüssigkeiten des Herzogs von Orleans, der weder mit der Fronde brechen, noch den Prinzen und das Parlament verletzen wollte. Condé, der noch eben mit der Königin gut zu stehen meinte, sah sich plötzlich gefährdet. Es ist unleugbar, daß der Hof und die Fronde gleich bei ihrer ersten Annäherung einen Schlag gegen ihn vorhatten. In Paris hielt man für das Beste, den hochstrebenden Gefährlichen wieder durch einen Handstreich unschädlich zu machen; und schon überlegte Mazarin in Brühl, wohin man den Gefangenen bringen, wem man seine Bewachung anvertrauen solle.[1] Noch war nichts festgesetzt oder zur Ausführung vorbereitet, aber Unrecht hatte der Prinz nicht, wenn er eine plötzliche Gewaltthat fürchtete und sich dagegen auf seine Weise sicher zu stellen suchte. Er begab sich nach seiner Besitzung St. Maur, und von der Königin zur Rückkehr aufgefordert, verweigerte er dieselbe, so lange die vertrauten Gehülfen Mazarins — denn er wolle nicht wieder erleben, was ihm schon einmal begegnet sei — am Hofe wären: er nannte Lyonne, Servien und Le Tellier, obgleich man dafür hielt, daß nur der letztere ihm unzugänglich und eigentlich feindselig sei. Die Königin antwortete anfangs, sie würde sich lieber in ein Kloster sperren lassen, als hierin nachgeben. Da aber das Par-

[1] An Ondedei: „Il bosco di Vincennes sarebbe buono per il principio: e per le persone (da guardarlo) il medesimo Bar overo Bongi" (14. Juli 1653). Die Nachricht von der Entfernung des Prinzen hatte der Cardinal noch nicht am 16., von welchem Datum wir einen Brief haben, sondern erst am 18.

lament,[1] an seinen alten Beschlüssen gegen Mazarin und dessen Anhänger festhaltend, dem Prinzen beipflichtete und die Königin ersuchte, demselben die zu seiner Rückkehr erforderlichen Sicherheiten zu gewähren, so blieb ihr nichts übrig, als sich auch dießmal, in Erwartung besserer Zeiten, zu fügen. Die von dem Prinzen Bezeichneten verließen Paris: er selbst kehrte dahin zurück. Man hatte mit ihm erst einen Vertrag geschlossen und ihm dann doch wieder nach seiner Freiheit gestanden. Allen Mahnungen des Parlaments, das ein gutes Verhältniß herstellen zu können meinte, zum Trotz, versäumte er, ihr seinen Besuch zu machen: doppelt gereizt, trat er mit unverholener Feindseligkeit auf. Er erklärte laut, er wolle keine Versöhnung, denn welche bessere Versicherung könne ihm die Königin geben, als die sie ihm damals ertheilt hatte, als sie ihn im Louvre festhalten ließ. Gegen sie selbst wandte er die ganze Rücksichtslosigkeit, die ihm im bürgerlichen Leben eigen war: es kümmerte ihn nicht, daß er dem jungen König auf einer öffentlichen Spazierfahrt begegnete, ehe er ihn, — was er erst später ein einziges Mal that, in dem Palais Royal begrüßt hatte.[2] Er gefiel sich darin, mit zahlreichen Carossen und einer glänzenden Dienerschaft in prächtigen Livreen durch die Straßen zu fahren, so daß er die öffentliche Aufmerksamkeit mehr beschäftigte als der königliche Hof. Condé bot seinem Fürsten vor aller Welt in seiner Hauptstadt Trotz.

Da ließ sich denn Alles zu offenem Bruch und Bürgerkrieg an.

Die Königin hatte bei dem Parlament eine Anklage gegen Condé erhoben; er vertheidigte sich energisch und ausführlich.

1 Der Brief Condé's an das Parlament bei Motteville IV, 223 und Aubery II, 162, doch mit bedeutenden Abweichungen. Ich halte den Schluß bei Aubery „reprendre le rang deu à sa naissance et y continuer ses anciens services“ für richtiger als die wahrscheinlich modernisirten Worte bei Motteville „continuer mes soins au service du roi et de l'Etat.“

2 La Coste, Histoire du prince de Condé, 101.

Bei den Verhandlungen erwachten schon alle Leidenschaften. Eines Tages kam es in dem Justizpalaste selbst beinahe zum Blutvergießen. Der Prinz erschien mit seinem bewaffneten Gefolge daselbst; um nicht in dessen Gewalt zu gerathen, hatte sich der Coadjutor königliche Leute ausgebeten: diese beiden Gefolge stießen in dem Saale des Palastes zusammen: man sah einen Augenblick ein paar hundert Degen gegen einander entblößt: nur um die Länge eines Schwertes standen sie auseinander; Ausrufungen der Anhänglichkeit und des Hasses erschollen zu beiden Seiten; nur mit Mühe ward ein großes Unglück verhütet.

Die Zeit war nun herbeigekommen, in welcher der junge König in sein vierzehntes Jahr trat und für volljährig erklärt werden sollte. Mazarin hätte gewünscht, daß dem Parlament zu Paris die Ehre, an dieser Erklärung Theil zu nehmen, versagt worden wäre; man könne dieselbe, meinte er, nach dem von Catharina Medici gegebenen Beispiel ebenso gut in Rouen vollziehen und alsdann Paris mit Gewalt zu dem alten Gehorsam zurückbringen. Aber das waren Rathschläge, welchen die Königin, die in der Mitte der gährenden Elemente besser wahrnahm, was sich ausführen ließ und was nicht, dießmal kein Gehör gab. Sie zog es vor, die Besorgnisse des Parlaments durch eine neue Declaration gegen Mazarin, die dieser doch sehr bitter empfand, zu heben. Die Volljährigkeitserklärung ward am 5. September ohne Schwierigkeit in altem Pomp in Paris vollzogen. Condé erschien nicht bei der Ceremonie, obgleich sein Rang und seine Stellung dieß gefordert hätten, weil er fürchtete, bei dieser Gelegenheit gefangen gesetzt zu werden.

Niemand dachte daran, daß der junge Fürst nun selbst die Regierung führen könne; die Bedeutung des Actes lag nur darin, daß die Königin Mutter der Nothwendigkeit, auf den Rath der beiden vornehmsten Prinzen von Geblüt Rücksicht zu nehmen, entledigt wurde. Es war die Ausschließung des

Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé von ihrem gesetzlichen Antheil an der höchsten Autorität.

Die Königin selbst bildete sich nun ein Ministerium, das den veränderten Umständen entsprach. Der Mann der Fronde, Chateauneuf, trat wieder ein; an die Stelle des bisherigen Direktors der Finanzen, Maison, der als eine Creatur Condé's betrachtet wurde, kam der Candidat der parlamentarischen Familien, Vieuville, der nämliche, der einst mit Richelieu in Wettstreit gewesen war; er verstand es, der Partei, der er diente, Geld zu verschaffen; der erste Präsident des Parlaments, Molé, empfing die Siegel.

So consolidirte sich für den Augenblick das neue System des Hofes, seine Verbindung mit der Fronde. Wie die Dinge gegangen waren, so konnte der Prinz von Condé sich nicht verbergen, daß die Staatsgewalt eine ihm persönlich feindliche Richtung habe, daß zunächst seines Bleibens in Paris nicht mehr sei. Er bedachte sich einen Augenblick, was er thun solle, berieth sich mit seinen Verwandten, seinen Freunden: aber ein Mittel der Ausgleichung gab es nicht mehr. Wollte er sich nicht den verhaßten Feinden unterwerfen, so mußte er zu den Waffen greifen. Er verzweifelte nicht, ihrer Meister zu werden. Den Antheil an der höchsten Gewalt, den er vor seiner Gefangennehmung durch entschlossenes Ergreifen des günstig scheinenden Moments, nach seiner Befreiung durch Unterhandlung und Vertrag zu erlangen gesucht hatte, — beidemal vergeblich — unternahm er nun in bürgerlichem Kriege zu erkämpfen. Sein Beginnen gewann aber dadurch noch einen andern Charakter, daß es der für majorenn erklärte König war, gegen den er die Waffen ergriff.

Fünftes Capitel.

Bürgerlicher Krieg. 1652.

Die Fronde war mit Intrigue verwebt und durchzogen, aber sie war keine Intrigue.

Ihre historische Bedeutung besteht darin, daß die von dem System der absoluten Regierung niedergedrückten altnationalen Institutionen sich gegen dasselbe erhoben; wie die Parlamente, die den ihnen versagten Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten des Reiches zurückforderten und wieder in Besitz nahmen, so die Geistlichkeit, welche die Eingriffe in ihre Rechte und ihre Besitzthümer, die sie erfahren hatte, mit hierarchischem Eifer von sich wies; der Adel selbst, der seine ererbten Rechte in Erinnerung brachte.

Wir erinnern uns, wie sich Richelieu im Jahre 1632 bewogen fand, die ständische Verfassung von Languedoc, indem er sie bestehen ließ, doch zu beschränken; im Jahre 1649 wurden diese Beschränkungen für ungültig erklärt;[1] alle Provinzen suchten sich der unmittelbaren Verwaltung durch Intendanten, die er eingeführt hatte, zu erwehren.

Richelieu hatte das Treiben der persönlichen Factionen, an denen schon unter ihm die Frauen Antheil nahmen, in sich selbst zu ersticken gemeint; die Factionen waren stärker als je. Die Herzogin von Chevreuse, deren Flucht und vergebliche Feindseligkeiten er in Komödien hatte verspotten lassen, war

[1] Édit de révocation de celui de Béziers; Paris, Octobre 1649.

jetzt doch eine Art von Macht geworden, um die sich die Häupter der Fronde sammelten.

Die vornehmsten Anstrengungen Richelieu's waren gegen die Autonomie der Magnaten gerichtet gewesen; es mußte geschehen, daß eben aus denen, die er begünstigte, seiner eigenen Allianz, sich eine Persönlichkeit erhob, die alle ihre Tendenzen in sich darstellte; oder in wem wären sie jemals gewaltiger erschienen, als in dem Prinzen von Condé?

Die große Frage für die französische Geschichte war also: ob der erste Prinz von Geblüt stark genug sei, die unbedingte Autorität der königlichen Gewalt zu sprengen, denn auch kein Anderer hätte sie dann zu fürchten gebraucht — oder ob er genöthigt sein werde, sich ihr zu unterwerfen.

Sofort nach seiner Waffenerhebung nahm Condé eine glänzende Stellung ein. In Bourdeaux mit dem Jubel alter Hingebung empfangen, bemächtigte er sich ohne Widerstand der königlichen Kassen und schritt zu Truppenaushebungen. Die großen Familien La Rochefoucauld in Poitou, La Force in Gascogne, La Tremouille in Saintonge, später und nach einigem Schwanken auch Rohan in Saumur, althugenottischen Andenkens, ergriffen Partei für ihn. Einen Theil der Besatzungen in Catalonien führte ihm Marsin auf seine eigene Hand über die Pyrenäen zu Hülfe. In Brouage hatte damals Louis Foucault, Comte du Daugnon, der sich nach dem Tode Brézé's selbst in Besitz setzte, eine kleine Flotte geschaffen, mit der er die Küsten von Nantes bis Bordeaux beherrschte; dieser schloß sich jetzt an den Prinzen an, der durch den Uebertritt des Herzogs von Richelieu auch Havre's sicher wurde. Da in der That schien er eine Stellung einzunehmen, wie ein alter König von Aquitanien.

Das so eben gebildete Ministerium säumte nicht, zum Angriff gegen ihn zu schreiten, ehe er sich in derselben befestigen könne; Graf Harcourt, an der Spitze der königlichen Truppen, hinderte ihn wenigstens, sich Cognacs zu bemächtigen, und

gewann Rochelle für den König; bei Tonay-Charente lagen die beiden Heere einander gegenüber. Auch der Hof kam nach Poitiers. Obwohl nicht sehr kräftig organisirt, hielt sich die Regierung doch für fähig, den Prinzen zu besiegen: zumal da die öffentliche Meinung überall, wo sie sich selbst überlassen war, dessen Rebellion mißbilligte. Auch die Parlamente sprachen sich gegen ihn aus.

Da erscholl die Nachricht, daß Mazarin wieder zurückberufen sei und in das Reich zurückkehre.

Nach den vorhergegangenen Verhandlungen konnte sich weder der Coadjutor noch Chateauneuf dieser Zurückberufung eigentlich widersetzen: sie war der Preis für die ihnen gewährten Zugeständnisse. Die Königin verfügte sie, sobald es ihr möglich war; denn nur von Mazarin erwartete sie die Herstellung der Monarchie zu voller Autorität.

Zunächst aber konnte dieser Schritt nicht anders als die Zahl und den Eifer ihrer Gegner vermehren. Wie oft war Mazarin für einen öffentlichen Feind erklärt worden, wie oft hatte die Königin selbst dieser Erklärung beigestimmt. Das Parlament zu Paris gerieth in eine leidenschaftliche Aufwallung. Was konnte auch dieser Körperschaft Beleidigenderes begegnen, als daß ein von ihr mit äußerster Anstrengung zu gesetzlicher Gültigkeit durchgeführter Beschluß von eben Denen, die ihn genehmigt hatten, ohne alle Rücksicht aus den Augen gesetzt ward? In dem Parlament gab es eine gemäßigte und, wenn wir so sagen dürfen, eine radicale Partei. Auch die erste forderte, daß der Cardinal für schuldig der Beleidigung der Majestät und außer dem Schutze der Gesetze erklärt, die zweite, damit noch nicht zufrieden, setzte den unerhörten und gehässigen Beschluß durch, daß ein Preis auf den Kopf des Cardinals gesetzt und dieser aus dem Ertrag des Verkaufes seiner Bibliothek gezahlt werden solle. In den übrigen Parlamenten fand dieß Verfahren Beistimmung und Nachfolge. Commissare wurden ausgeschickt, um sich dem Zurückkommenden entgegenzusetzen.

So weit gingen die Parlamente hierbei noch nicht, sich geradezu mit Condé zu verbinden, aber sie hatten mit ihm einen gemeinschaftlichen Feind, gegen den sie sich ebenfalls rüsteten. Es ist klar, daß sein Unternehmen dadurch in dem Königreich die breiteste Grundlage gewann.

Ueberdieß aber war er auch mit den auswärtigen Mächten, vor allen mit Spanien in Verhältniß getreten.

Unmittelbar nach seinem Bruch mit dem Hofe, denn von einem früheren Verständniß findet sich keine sichere Spur, leitete der Prinz von Condé eine zweifache Unterhandlung ein, die eine mit Bevollmächtigten der niederländischen Regierung, die in Maubeuge, die andre mit dem König von Spanien selbst, die in Madrid durch den Vertrauten des Hauses und der Familie, Lenet, welcher sich daselbst der besten Aufnahme erfreute, gepflogen wurde. Dort kam man am 20. October, hier am 6. November 1652 mit einer Abkunft zu Stande. Die Tractate beruhen beide auf dem einst zu Stenay geschlossenen Vertrage, sie bilden denselben für den vorliegenden Fall nur weiter aus. Der Prinz verspricht, die Waffen nicht niederzulegen, bevor nicht ein guter, gerechter und sicherer Friede zwischen den beiden Kronen geschlossen worden; wogegen Don Philipp IV. sein Wort gibt, auf keinen Vorschlag zu hören und keinen Frieden zu schließen, ohne den Prinzen und dessen Verbündete und Freunde darin zu begreifen.[1] Für die Kriegführung und den Besitz der Plätze, die man unter Theilnahme des Prinzen erobere, waren demselben große Vorrechte zugesagt; zur Ausrüstung seines Heeres wurde ihm eine halbe Million Patagonthaler[2] bewilligt, zahlbar unmittelbar nach der

[1] Sin comprehender en ella el dicho principe con todos suos amigos alliados y confederados que huvieran servido en el partido, los quales S. M^d hara restablecer en las mismas honras cargos, bienes puestos y dignidades como podran haber gozado andes — — (Aus dem Tractat von Maubeuge.)

[2] Die Pistole galt in Spanien 4 Patagons, in Frankreich etwas weniger.

Ratification der Tractate; doch erhielt er schon vorher Unterstützungen.

Wie die Spanier, gefördert durch die französischen Unruhen, bereits Portolongone und Piombino eingenommen hatten, so hofften sie nun in Folge dieser neuen Bundesgenossenschaft, die noch größere erwarten ließ, Catalonien wieder in ihre Hand zu bringen. Denn mit den Kräften empörter Unterthanen bekämpfen diese Fürsten einander nach wie vor. Philipp IV. war der Meinung, daß nur der bürgerliche Krieg die Franzosen nöthigen werde, in den Friedensverhandlungen mit ihm Vernunft anzunehmen:[1] ungefähr eben so wie einst Philipp II. die Ausführung seiner weltumfassenden Entwürfe durch die Unterstützung der Ligue möglich zu machen geglaubt hatte. Wenn die Frage war, ob die spanisch-niederländischen Streitkräfte zur Wiedereinnahme verlorner Plätze oder zur Unterstützung des Prinzen verwendet werden sollten, so sprach sich Philipp IV. allezeit und mit großer Wärme für das letztere aus.

Noch eine andere Unterhandlung ward damals in Brüssel gepflogen, an der die spanischen Minister keinen Antheil hatten. Der Herzog von Orleans, der die Gefühle des Parlaments in Bezug auf Mazarin theilte und ein parlamentarisches Heer in Frankreich selber aufbrachte, ersuchte den Herzog von Lothringen, der mit einer von ihm geworbenen und zusammengehaltenen Armee, als freier Verbündeter, an den Kriegen der Spanier Theil zu nehmen pflegte, ihm zu Hülfe zu kommen. Und leicht schlug dieser ein, da ihm dagegen, was er vor allen Dingen begehrte, die Herstellung in sein Erbland versprochen wurde. Die Spanier hätten gewünscht, daß auch in diesen letzten Vertrag eine Stipulation zu Gunsten des Friedens zwischen den beiden Kronen eingeflochten worden wäre; allein auch ohne daß dieß geschah, waren doch die Tendenzen beider Verträge

[1] Los humores que estan movidos no se asentaran tan facilmente que no obliguen a Franceses a que se pongan en razon: que yo deseo.

in innerer Uebereinstimmung. Die beiden ersten Prinzen von Geblüt machten sich anheischig, die Krone von Frankreich zu Bedingungen zu verpflichten, bei denen die Nachbarn in alter Freiheit und Unabhängigkeit bestehen könnten. Und trafen nicht in der That ihre persönlichen Interessen hier mit den europäischen zusammen? Eben die im auswärtigen Krieg entwickelte Macht der Krone war es, welche auch alle inneren Selbständigkeiten beugte.

In Cambray sammelte sich hierauf ein niederländisch-französisches Heer, das noch einmal durch spanisches Geld zusammengebracht war, — denn wie nach Guyenne so auch nach den Niederlanden hatte der spanische Hof sehr ansehnliche Summen zu übersenden die Mittel gefunden, — und überschritt unter der Führung des Herzogs Karl von Nemours aus dem Hause Savoyen, der zugleich durch seine Mutter dem Hause von Lothringen angehörte und vornehmlich beigetragen hatte, Condé zu seinem letzten Entschluß zu bewegen, die französische Grenze.[1] Erzherzog Leopold Wilhelm, der das Unternehmen hauptsächlich im Licht einer Beschäftigung der französischen Streitkräfte ansah,[2] meldet Anfang März 1652 mit Freuden nach Spanien, daß das Heer bereits fünf Tagemärsche auf französischem Gebiet gemacht, ohne Widerstand zu finden: am 3. März ward ihm von Sully, dem Sohn des Ministers, Mantes überliefert; indeß hatte auch der Herzog von Orleans unter dem Befehl Beauforts, der an den Verbindungen seiner Familie mit Mazarin keinen Antheil nahm, ein Heer ins Feld gebracht; diese Armeen vereinigten sich jetzt und rückten gegen die Loire in der Absicht vor, sich der Pässe dieses Flusses zu bemeistern.

Da der Prinz von Condé in Guyenne zwar keine Fort-

[1] 27. Januar 1652 por la via secreta. Er forderte nur immer regelmäßige Geldzahlungen pues de los medios depende la buena direccion de las empresas.

[2] „por divertir Franceses que no acuden a Barcellona," wie es in dem Brief von Leopold Wilhelm heißt, 3. Februar 1652.

schritte machte, wozu seine zusammengerafften Mannschaften nicht fähig waren, aber sich doch daselbst hielt, so daß er einen Mittelpunkt für den gährenden Ungehorsam der südlichen Provinzen bildete, und da nun eine aus besseren Soldaten zusammengesetzte ansehnliche Macht nach der Loire vorrückte, so gerieth das königliche Heer und der Hof in eine nicht geringe Verlegenheit.

Eben damals aber war der Cardinal Mazarin im königlichen Hoflager erschienen.

Der Cardinal war kein Kriegsmann, aber jetzt dahin gebracht, sein Heil im Krieg zu suchen. Er hatte seine Edelsteine, alle Kostbarkeiten, die in seinen Händen waren, verkauft, denn er meinte, er müsse Alles an Alles setzen; die an der Grenze stehenden Regimenter hatte er durch neuen Zuwachs vermehrt, die dortigen Befehlshaber, die großentheils noch zur Freundschaft Richelieu's gehörten, schlossen sich ihm mit Freuden an; wie hätten sie zweifeln können, ob sie dem Geheiß des Königs oder den Decreten des Parlaments folgen sollten? Marschall Hocquincourt führte von Peronne her ein paar tausend Mann Cavallerie herbei. Als ein Flüchtling war Mazarin gegangen, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres kehrte er nach Frankreich zurück. Von dem obersten Gerichtshof geächtet, nahm er die Ausübung der höchsten Gewalt in seine Hand.

Als er sich dem königlichen Hoflager näherte, holte der junge König in Person ihn ein. Die Königin billigte, daß ein im versammelten Conseil gefaßter Beschluß durch ihn geändert ward. Neben ihm konnte der Minister der Fronde, Chateauneuf sich keinen Augenblick behaupten.

Und einen Gehülfen führte Mazarin der Krone zu, der für den Gang der Dinge von entscheidendem Einfluß werden mußte, den Kriegsmann, der allein neben Condé genannt zu werden verdiente. Turenne war der Partei, zu der er sich vor dem Jahr gehalten, abtrünnig geworden. Er sagt, er habe zu Condé gehalten, als derselbe unglücklich war, aber sich

nicht verpflichtet gefühlt, nochmals mit ihm die Waffen gegen seinen König zu ergreifen. Der Hof gewann ihn und seinen Bruder Bouillon dadurch, daß er der Familie für die Verluste, die sie erlitten hatte, eine angemessene Entschädigung bewilligte. Anfangs regte sich ein gewisses Mißtrauen gegen Turenne, nach und nach schwand es.

Verkennen wir nicht, daß das militärische Prinzip der regelmäßigen französischen Armee, wie sie sich im Dienste des Königthums gebildet hatte, mit der Sache desselben verbündet war. Von Ludwig XIII. wird erzählt: eines Tages daran erinnert, daß sein spätgeborner Sohn an den mächtigen Großen Widerstand finden dürfte, habe er geantwortet, sein Kriegsheer werde denselben aufrecht halten. Die Schlacht von Rethel hatten einst die Truppen für Mazarin gewonnen: schon bei den Irrungen in Paris, die seine Entfernung veranlaßten, haben sie ihm angeboten, denselben mit Gewalt der Waffen ein Ende zu machen. So wiesen jetzt die Capitäne der alten Regimenter jede Anmuthung, von dem Herzog von Orleans Befehle anzunehmen, zurück; denn nur der Regentin seien sie verpflichtet; in einigen Provinzen verabredeten sie sich, keiner Ordre Folge zu leisten, die nicht mit dem Namen Le Tellier, den sie allein für sicher hielten, unterzeichnet sei.[1]

Die Truppen, welche der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé aufbrachten, repräsentirten den Geist der früheren Epochen, wo allen der Krone Nahestehenden ein Theil der Staatsgewalt zufiel; die Truppen des Königs stellten das monarchisch-militärische Prinzip der neueren Zeit dar.

Wie drückt sich das Erste so eigen in dem Einfluß aus, den die Prinzessin von Montpensier in Orleans gewann! Mit abenteuerlichem Muth, denn noch liebten diese fürstlichen Personen, die alte Anhänglichkeit, welche die französische Nation

[1] Mémoires de Puysegur, für den Geist der Armeen dieser Zeit das belehrendste Denkmal I, 255.

gegen sie hegte, durch kecke Unternehmungen zu erfrischen, verschaffte sie sich Eingang in die Stadt und bewog die bewaffnete Bürgerschaft, ihre Thore den königlichen Truppen zu verschließen.

Es lag vielleicht nicht weniger in der Natur ihrer Stellung als in persönlichen Eigenschaften, wenn Nemours und Beaufort über die Führung der unter ihnen vereinigten Armee in Streitigkeiten geriethen, welche jeden Erfolg unmöglich machten. Denn an sich schien diese Armee, die sich an eine alte militärische Organisation in den Niederlanden anschloß, wohl fähig, etwas auszurichten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, entschloß sich Condé, die Anführung seiner guyennischen Heerhaufen und die Vertheidigung der Provinz, auf die in diesem Augenblicke kein ernstlicher Anfall zu erwarten war, seinem Bruder Conti zu überlassen und sich selbst zu der nördlichen Armee zu begeben. Mit einem kleinen Gefolge, das nicht dem geringsten Anfall hätte Widerstand leisten können, wagte er sich mitten durch ein von feindlichen Truppen beherrschtes Land; wie wurden jene über den Hader ihrer Generale schon unzufriedenen Truppen von freudigem Staunen ergriffen, als sie den Führer, auf dessen Namen sie hauptsächlich vereinigt worden, unerwartet in ihrer Mitte erscheinen sahen. Das Heer fand einen Heerführer, der Heerführer ein Heer. Wenigstens war dieß die einzige Combination, bei der sich von dem Unternehmen noch etwas hoffen ließ.

Und unverzüglich kam es nun zu einem Zusammentreffen zwischen den Streitkräften beider Theile.

Der Hof war in Gien: die königlichen Truppen hatten die Loire bereits überschritten und bewegten sich gegen Montargis, das in die Hände der Gegner gefallen war, als Condé die Vorrückenden in den Quartieren, die sie so eben bei Bleneau genommen, überfiel. Er warf diese völlig auseinander; doch war es erst die Hälfte der Armee. Als er weiter vordrang, begegnete ihm, gerüstet und schlagfertig, in einer festen, durch ein zahlreiches Geschütz wohl vertheidigten Haltung die

andere unter Turenne. Condé fühlte sich nicht stark genug, sie darin anzugreifen: sechs Stunden hielten die beiden Feldherrn die beiden Heere einander gegenüber; zum Schlagen kam es jedoch nicht.

Man hat behauptet, der Prinz habe beabsichtigt und gehofft, sich der königlichen Personen zu bemeistern: die Königin würde er alsdann in ein Kloster verwiesen und im Namen des jungen Königs selbst die Regierung in die Hände genommen haben. Denn die Menschen lieben es, die äußersten Folgen einer großen Entscheidung, welche möglich wäre, als Gedanken des Ehrgeizes zu fassen. Wäre etwas Wahres daran, wie vollkommen wäre die Enttäuschung gewesen. Es hatte sich nun gezeigt, daß das Heer des Prinzen auch unter der Führung Condé's dem königlichen nicht gewachsen, geschweige denn überlegen war. Um den Krieg mit einiger Aussicht auf Erfolg zu führen, bedurfte es eines sicheren Rückhalts im Lande: nur die Hauptstadt aber konnte einen solchen gewähren: seinem Heere voran eilte Condé in Person dahin. Von der Haltung der Bevölkerung von Paris, ihrer Theilnahme zu Gunsten der einen oder der andern Partei, ihrer Festigkeit und Treue hing doch wieder der Ausgang des großen Kampfes ab.

Man ließ in Paris Anfangs nicht unbemerkt, daß die Hände des Prinzen mit Bürgerblut befleckt seien, aber dagegen überwog die Bewunderung, welche sein tapferer Muth, der Glanz seines letzten abenteuerlich-ritterlichen Unternehmens hervorrief. Gegen die feindliche Declaration des Parlaments vom vorigen Jahre hatte Condé bei Zeiten die nöthigen Rechtsmittel ergriffen und ward nicht gehindert, seinen alten Sitz darin wieder einzunehmen. Noch schloß sich ihm die Stadt mit nichten vollständig an, aber schon erweckte seine Anwesenheit lebhafte politische Sympathien.

Die Ideen aristokratischer Selbständigkeit, welche er verfocht, waren damals in Paris auch in der Literatur an der Tagesordnung und wurden in zahlreichen Flugschriften erörtert.

Da der König im Widerspruch mit dem Parlamente den verhaßten Cardinal zurückberufen hatte, so fing man an, zwischen der Person des Königs und dem Königthum zu unterscheiden. Jene — so heißt es in einer jener Schriften[1] — sei geheiligt, aber doch nur die äußere Erscheinung des Königthums: die Seele desselben sei ganz etwas Anderes, das sei das Gesetz, die Gerechtigkeit, die öffentliche Ordnung. Den dreizehnjährigen König habe man seinen Verwandten, seinem Parlamente, seiner Hauptstadt entrissen und glaube damit auch die königliche Gewalt zu besitzen. Ein Irrthum! man habe nur ihren Schatten: in dem Parlamente allein thue der König gültige Aussprüche, da übe er die Rechte seiner Krone aus, da hauptsächlich ruhe seine Souveränetät. Die modernen Monarchien seien durch eine Art von Aristokratie gemäßigt: Alles geschehe im Namen eines Einzigen, aber ein Einziger thue nicht Alles. Die Macht entspringe aus der Verbindung des Souveräns und der Unterthanen; die Form der Monarchie sei von den Altvordern gewählt worden, nicht um ihre Freiheit aufzugeben, sondern um sie zu erhalten.

Andere behaupteten, daß der König die Gesetze nur auszuführen habe, diese selbst seien der Obhut der Generalstände anvertraut, ausschließend denen komme es zu, daran zu ändern. Die Forderung einer Einberufung der Stände tauchte auf, und zwar zu regelmäßig wiederholten Sitzungen, in deren Zwischenräumen Deputirte ihre Stelle vertreten sollten.[2]

Nicht allein in Parlamenten und allgemeinen Ständen aber sah man die gesetzliche Beschränkung des Königthums, sondern noch mehr in der Rücksicht, die es auf die Prinzen und Großen

[1] Les véritables maximes du gouvernement de la France, justifiées par l'ordre du tems. Jouxte la copie imprimée à Paris 1652. In dem Recueil de plusieurs pièces curieuses, à la Haye 1652.

[2] Joly, Maximes importantes pour l'institution du roi „dans l'espérance où nous sommes d'une assemblée des états selon la parole que le roi nous a donnée.“ (S. 360.)

nehmen müsse: der König sei an den Rath Derjenigen gebunden, welche einmal den Thron besteigen und dieselbe Autorität ausüben könnten, die er jetzt besitze. [1]

In diesem Sinne sind bei den Unterhandlungen, die zuweilen erneuert wurden, noch einmal sehr ernstlich gemeinte Vorschläge vorgekommen. Die Staatsgeschäfte sollten einem Conseil anvertraut werden, über dessen Zusammensetzung man sich gemeinschaftlich verständigen müsse. Chavigny, der damals in Paris viel Ansehen besaß, verlangte, daß dieses Conseil aus zwölf Personen bestehen solle, von denen er hoffte, daß es großentheils Freunde und Anhänger des Prinzen sein würden. [2] Fügt man hinzu, daß der Prinz, der an Spanien, und der Herzog, der an Lothringen gebunden war, auch den Abschluß des auswärtigen Friedens in die Hände nehmen sollten, so sieht man aufs Deutlichste, was der Monarchie von dieser Seite her bevorgestanden hätte: nach außen Zurückführung in die alten Grenzen, wo sie noch nicht durch definitive Tractate erweitert waren, im Innern Beschränkung nicht allein durch beherrschende Gesetze, sondern durch die großen aristokratischen Gewalten.

Während man sich aber in Paris noch mit diesen Aussichten beschäftigte, rückten die königlichen Truppen heran, um die volle Autorität der Krone wieder geltend zu machen: unter ihrem Schutz kehrte der Hof nach St. Germain zurück; sie gewannen einen Vortheil nach dem andern. Bei Etampes vergalt Turenne dem Heer des Prinzen, was dieser dem königlichen bei Bleneau gethan: er überraschte es und brachte besonders den niederländischen Hülfsvölkern große Verluste bei. [3] Dann

[1] Vgl. die Auszüge bei St. Aulaire II, 339; sie sind aus Flugschriften, die in das Jahr 1652 gehören.

[2] Gourville 261. La Rochefoucauld II, 150.

[3] Das militärische Verdienst dieser Waffenthat wird in der La Hode zugeschriebenen Histoire de Louis XIV (II, 173.), ich denke nicht mit Unrecht, höher als gewöhnlich angeschlagen.

wandte er sich gegen den Herzog von Lothringen, der in Folge der oben gedachten Verabredungen sich der Hauptstadt genähert und eine feste Stellung bei Villeneuve St. George genommen hatte: indem ihm Turenne gute Bedingungen anbot und, wenn er sie verwerfe, mit einem ernstlichen Angriff drohte, vermochte er ihn in der That, Frankreich zu verlassen. Hierauf konnte die Absicht gefaßt werden, auf die Armee der Prinzen, die jetzt in ziemlich geschmolzener Anzahl bei St. Cloud stand, loszugehen und sie zu einer Schlacht zu nöthigen. Condé, der sich wieder an ihre Spitze gestellt hatte, hielt für rathsam, einer Entscheidung noch auszuweichen und sich nach der Position von Charenton, wo er zwischen Marne und Seine gegen einen plötzlichen Anfall eher gesichert war, zurückzuziehen. Aber kaum hatte er sich hiezu in Bewegung gesetzt, am 2. Juli, längs der Gräben, die Paris umgaben, als er von der königlichen Reiterei eingeholt wurde. Von einer Anhöhe die Gegend in Augenschein nehmend, überzeugte sich Condé, daß er Charenton auf dem eingeschlagenen Wege nicht ohne die äußerste Gefahr erreichen könne, und warf sich dann mit raschem Entschluß nach der Vorstadt St. Antoine. Turenne trug einiges Bedenken, ihn daselbst anzugreifen, aber die allgemeine Stimme des Hofes war, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, dem gefährlichen Feind den Garaus zu machen, — denn noch schien die Stadt nicht geneigt, seinen Truppen Aufnahme zu gewähren, — ihn im Angesicht derselben zu erdrücken. So kam es zu jenem in der Geschichte des Jahrhunderts berühmten Treffen in der Vorstadt von St. Antoine. Ich fühle mich nicht versucht, mit den Meistern des Krieges und der Darstellung, die es beschrieben haben, zu wetteifern; an die Stelle der Erzählung mag der charakteristische Bericht treten, den der Prinz selbst am andern Tag dem Grafen von Fuensaldana über dieses Zusammentreffen gegeben hat, und der bisher unbekannt geblieben ist. „In der Vorstadt,“ sagt er, „gab es weder Barricaden noch Gräben, die Feinde hatten zweimal so viel Mannschaften als wir; ohne

den tapfern Widerstand unserer Truppen würden sie uns überwältigt haben. Sie bezwangen unsere Wachen und nahmen die vortheilhaftesten Posten, die wir inne hatten; an drei oder vier verschiedenen Punkten griffen uns die Garden des Königs, das Regiment Turenne an, aber mit dem Schwert in der Hand haben wir sie überall zurückgetrieben, ihre Cavallerie zu Grunde gerichtet, ihnen fünfzehnhundert Mann getödtet oder verwundet. Doch ist dieß nicht möglich gewesen ohne den Verlust vieler herzhafter Leute von unserer Seite, und noch mehr Verwundete zählen wir als Gebliebene. Mr. de Nemours bekam einen Pistolenschuß in die Hand, Mr. de la Rochefoucauld eine Verletzung über den Augen, die ihn in Gefahr bringt, das Gesicht zu verlieren; Clinchant, der Wunder gethan hat, eine weniger gefährliche; auch Kinski ist verwundet, dem Prinzen von Tarent wurden zwei Pferde, mir eins getödtet; zu meiner Seite ist der Marquis von Rochegaillard gefallen. Trotz dieser Verluste ist der Vortheil gänzlich auf unserer Seite geblieben; überdieß aber haben wir ein nicht geringes Glück gehabt. Dieß ist: als die ganze feindliche Armee vereinigt war und neue Angriffe begannen, denen wir in dem offenen Orte und nach mehreren Seiten hin nicht würden haben widerstehen können, hat uns Paris seine Thore geöffnet, wir sind mitten durch die Stadt, über den Pont neuf auf die andere Seite der Seine gerückt und haben hier die Truppen eingelagert, mit allgemeiner Billigung der Bürgerschaft.“[1]

Das Treffen in der Vorstadt St. Antoine war zugleich eine Feldschlacht und ein Straßenkampf. Condé erschien darin noch einmal, wie man sich ausdrückte, allgegenwärtig; in der Wuth eines höchst persönlichen Kampfes gab er doch die treffendsten Anordnungen; noch zuletzt sah man ihn, mit Staub und Blut bedeckt, seine beiden Pistolen in den Händen, auf den

[1] Copia de carta del principe de Condé al C^de^ de Fuensaldana, Paris, 3 Julio 1652, traduzida del frances. Ob sich nicht doch irgendwo das Original findet?

überlegenen Feind vordringen, mit dem verzweifelten Wort: „hier müssen wir sterben." Ohne Zweifel war er verloren, wenn die Stadt ihm ihre Thore nicht öffnete. Da bewirkte die Prinzessin von Montpensier, daß dieß geschah. Sie hegte für den Prinzen eine zur Leidenschaft gesteigerte Bewunderung; aber zugleich wollte sie die politische Stellung behaupten, die ihr Vater ihr nicht nachdrücklich genug verfocht. Ob sie die geheime Hoffnung noch nährte, sich die Hand des jungen Königs, die Krone von Frankreich, durch politische und militärische Handlungen der Opposition zu erobern? Zunächst fand sie in dieser selbst Vergnügen und Befriedigung. Wie einst in Orleans, so trat sie eben im rechten Moment im Stadthaus zu Paris auf; sie war es, die den Beschluß durchsetzte, daß der Prinz in die Stadt aufgenommen wurde, dann begab sie sich nach der Bastille und ließ die Kanonen nach außen richten. Von den Höhen von Charonne sah der junge König diesem Gefechte zu.

Das Haus Bourbon hat niemals wieder Persönlichkeiten hervorgebracht wie die, welche damals einander gegenüber standen. In Condé rollte das Blut der Montmorency, Mademoiselle stammte von den Guisen, Ludwig XIV. war der Sohn einer Spanierin. Verfochten jene die alte Autonomie der Großen des Reiches, in der allerdings noch Leben war, so knüpfte sich an die stolze Haltung, die der König von Anfang an einnahm, die Zukunft der Monarchie und der Macht.

Die Schlacht von St. Antoine hatte zunächst einen für die beiden ersten günstigen Erfolg; der Prinz erlangte dadurch, wie er wünschte, Eingang in die Hauptstadt; auf das Dringendste lud er seine spanischen Verbündeten dahin ein. Denn ihre Annäherung allein werde die Ergebenheit von Paris erhalten. „Bedient Euch der Gelegenheit," schreibt er an Fuensaldana, „niemals werdet ihr eine so gute finden. Im Namen Gottes, rückt vor, ich bitte und beschwöre Euch, nehmt die geradeste Straße, um hieher zu kommen."

Und nicht vergeblich waren seine Bitten. Fuensaldana

führte ein Heer der besten Truppen über die französischen Grenzen und besetzte Noyon. Der Herzog von Lothringen, noch einmal bewogen, von dem einen Felde auf das andere überzugehen, und verstärkt mit spanisch-niederländischen Truppen, erschien aufs Neue in der Nähe von Paris. Hierauf konnte auch die Armee des Prinzen aus Paris hervorkommen und sich im Felde zeigen: die Dinge ließen sich überhaupt für die Krone wieder gefährlich an.

Denn auch an andern Stellen hatten die spanischen Waffen das Uebergewicht erlangt. In Flandern fielen die mit so großer Anstrengung von den Franzosen eroberten Küstenplätze, Grävelingen und selbst Dünkirchen, in die Hand der Spanier; in Oberitalien eröffnete ihnen die Bürgerschaft von Casale ihre Thore und verjagte die Franzosen; worauf aber das Meiste ankam, Don Johann von Oesterreich, durch den Neapel wieder gesichert worden, hatte im April 1652 die Belagerung von Barcelona eröffnet; die Unruhen in Frankreich bewirkten, daß er sie ruhig fortsetzen und im Spätjahr zum Ziele führen konnte.

Die Gefährdung des französischen Königthums lag nicht in den inneren Verwirrungen, noch auch in den spanischen Feindseligkeiten allein, sondern in der zusammenwirkenden Verbindung von beiden. Wenn Mazarin um sich her sah, so fand er die Lage nicht allein bedenklich, sondern fast verzweifelt. In einem seiner Briefe spricht er aus, daß der König, ohne Geld, wie er sei, und im Gedränge immer neuer Treulosigkeiten, unmöglich so mächtige Feinde, wie die Spanier und die Prinzen, bestehen, den innern und den auswärtigen Krieg zugleich aushalten könne. [1] Man unterhandelte unaufhörlich, und Mazarin war

[1] Mazarin, 9. Sept. Le roi ne peut en aucune façon soustenir en même tems la guerre estrangère et domestique avec de si puissants ennemis comme les Espagnols et les princes mis ensemble à la tête de tous les brouillons et malcontents du royaume, assistés de Mr. de Lorraine.

sehr dafür, daß dem Prinzen von Condé einige seiner Forderungen gewährt würden; aber was konnte das helfen, da er mit Spanien auf das Engste verbunden war und sich von dieser Verbindung um keinen Preis losreißen lassen wollte. Spanien aber verlangte jetzt für den Frieden nicht allein Catalonien, sondern auch Roussillon, Herausgabe aller noch übrigen niederländischen, sowie der lothringischen Plätze, Fallenlassen der Verbindung mit Portugal. Dieß zu bewilligen, zugleich mit den vornehmsten Ansprüchen der Prinzen, und zwar in Folge ihrer Empörung, wäre einer Niederlage der monarchischen Idee gleich gewesen.

So war noch Alles zweifelhaft, die inneren Verhältnisse wie die äußeren, und bei dem Gleichgewicht der Streitkräfte konnte Niemand absehen, wohin die Entscheidung sich neigen würde. — Fragt man, was diese hervorgerufen hat, so ist die Antwort: sie war das Werk der Bürger von Paris.

Es schien jetzt, als herrsche unter ihnen die kriegerische Partei vollkommen vor. Im Stadthaus war die Union der Stadt mit dem Prinzen, die Erhebung des Herzogs von Orleans zum Generalstatthalter im Parlament ausgesprochen worden: der Prinz von Condé trat als Befehlshaber der Truppen, Beaufort als Gouverneur der Stadt, Broussel als Prevot des marchands auf; dieser leistete seinen Eid in die Hände des Herzogs von Orleans.

Zu allem dem war es aber nicht ohne wilde Gewaltsamkeiten gekommen. Als die Versammlung im Stadthaus sich nicht ganz gefügig zeigte, hat man in die Fenster hineingeschossen, Feuer an die Thüren gelegt; in diesem Sturme ist die Union unterzeichnet worden. Die Parlamentsbeschlüsse wurden nur mit einer kleinen Mehrheit gefaßt, und selbst eine solche wurde lediglich durch die Besorgniß einer Wiederholung dieser Scenen erreicht. Wie in Bourdeaux eine populäre Faction, welche sich Ormée nannte, Alles verfolgte, was sich in einer mittleren Region hielt und den Interessen des Aufruhrs nicht

unbedingt anschloß, so stand den Prinzen in Paris ein zu jeder Gewaltthätigkeit fertiger, organisirter Volkshaufe zu Gebote. Es gab Schriftsteller, welche mit einseitiger Logik die Menge zur Wuth anreizten. Dubosc Montandré, ein Marat jener Zeiten, suchte zu beweisen, daß man sich zwischen den beiden Parteien, welche das Reich theilen, endlich einmal entscheiden müsse, und zwar zu Gunsten derjenigen, welche, indem sie an der vom König bestätigten Declaration des Parlaments festhalte, die einzig gesetzliche sei: um dem Gesetz zu dienen, müsse man die Anhänger Mazarins zu Grunde richten, ohne Rücksicht auf Stand, Macht oder Alter, so daß auch ihr Name nicht übrig bleibe.[1]

Nun aber konnte das der Sinn der Einwohner von Paris nicht sein. Sollten die an Ruhe gewöhnten und ihrer so bedürftigen mittleren Classen den Umsturz aller herkömmlichen Ordnung ruhig ertragen? Die Maßregeln Richelieu's waren gewaltsam, die finanziellen Anforderungen Mazarins unbequem und empfindlich gewesen: was bedeutete das aber gegen einen Zustand, wie der, in den man nunmehr gerathen war. Das Land weit und breit verwüstet, alle Nahrung in der Stadt, ihr Verkehr nach außen verfallen: die prinzliche Regierung in steten Entzweiungen, ohne Gewähr für Ruhe und Sicherheit, drückender Auflagen ebenfalls bedürftig.

In bürgerlichen Parteiungen bekämpfen einander in der Regel zwei extreme Factionen: die große Menge der Besitzenden läßt den Umsturz einer Regierung zu, von der sie sich beschwert fühlt, ohne daß sie an dem Siege der Gegner gerade Theil nähme; — sobald diese zur Gewalt gelangt ist und nun ihre eigenen, nothwendig noch beschwerlicheren Anforderungen entwickelt, tritt die Zeit der Rückkehr zu der alten Ordnung der Dinge ein; aus den alsdann erwachenden Sympathien gehen die Restaurationen hervor.

[1] Le point de l'Ovale, im Anhang bei St. Aulaire Bd. II, 411 wieder abgedruckt. Vgl. Moreau, Bibliographie des Mazarinades II, 359.

Betrachten wir, wie dieß im Jahr 1652 in Paris geschah. Einzelne Einwohner von Paris, nicht gerade von persönlicher Auszeichnung, unternahmen es zuerst, in ihren Kreisen die royalistischen Gesinnungen wieder zu erwecken. Es waren vornehmlich ein Parlamentsrath der Grand-Chambre, Le Prevot, ein Seidenwaarenhändler Vival, ein Militärcommissär des Namens Du Fay, endlich ein der Welt kundiger Gelehrter, Rossignol, welche einander in dieser Gesinnung begegneten und sie in Andern zu erwecken beschlossen. Rossignol, der einst viel mit Richelieu gearbeitet, kannte die einflußreichen Persönlichkeiten, an die man sich wenden mußte. Du Fay hatte Bekanntschaft unter den Arbeitern am Arsenal, denen er wohl auch Geld gab. Durch ein paar Geistliche, Franz Berthod und den ebenfalls schon unter Richelieu hervorgezogenen Pater Faure, ward im tiefsten Geheimniß eine Verbindung mit dem Hofe eingeleitet. Man fand die Mittel, den Bedürftigsten unter den Einverstandenen die Renten des Hotel de Ville zu zahlen, welche die Regierung der Prinzen inne hielt.[1] Wie hätten nicht alle Die, welche durch die letzten städtischen Veränderungen ausgeschlossen oder in Nachtheil gerathen waren, sich dieser Partei zuneigen sollen? Ohne sich noch hervorzuwagen, übte sie doch auf die unteren Classen in Kurzem einen so starken directen und indirecten Einfluß aus, daß die Prinzen, wo sie sich zeigten, mit dem Geschrei nach Frieden empfangen und diese Zurufungen vor ihren Palästen wiederholt wurden. Sie erwiderten, daß nur die Anwesenheit Mazarins am Hofe sie nöthige, die Waffen in den Händen zu behalten. Und in der That vereinigte sich noch Alles, Parlament, Bürgerschaft und Volk, in dem Hasse gegen den Minister, in dem man die Wurzel alles Unheils zu sehen, dessen Ruf und Namen mit wildem Geschrei zu verfolgen man

[1] Berthod, Secret de la négociation du retour du roi dans la ville de Paris. Petitot 49, 207, Nachrichten, für deren Bekanntmachung man dem Andenken Monmerque's verpflichtet ist.

sich nun einmal gewöhnt hatte. Zuerst mußte diese Schwierigkeit aus dem Wege geräumt werden.

Mazarin war so gewohnt, für den nächsten Zweck die erforderlichen Mittel anzuwenden, daß er seine Person selbst zur Ausführung einer politischen Kriegslist hergab. Er entschloß sich leicht, noch einmal den Hof zu verlassen: nicht jedoch wie einst von dem Sturme einer allgemeinen Opposition gefährdet und seiner Zukunft unsicher, sondern seiner Sache vollkommen gewiß, in unausgesetztem Besitz seines Einflusses selbst auf die einzelnen Schritte der Regierung: nur in der Absicht, die öffentliche Stimmung zu beruhigen, die Prinzen in ihren Nachtheil zu setzen.

Sein Verfahren brachte die ganze Wirkung hervor, auf die er rechnete.

Am 19. August verließ er das Hoflager, um sich nach Rheims und nach Bouillon zu begeben; hierauf schon am 20. ward die Meinung im Parlamente geltend gemacht, da der König den ersten Schritt zur Versöhnung gethan, so sei es Pflicht, ihm entgegenzukommen: man dürfe ihn nicht länger bekriegen.

Der Hof hatte die Verlegung des Parlaments nach Pontoise ausgesprochen: in der That bildete sich hier in Kurzem eine beschlußfähige Versammlung. Selbst der Kanzler Seguier, den die Prinzen zum Vorsteher ihres Conseils bestimmt hatten, verließ sie auf die erste Einladung, die er empfing, und kehrte zu dem legitimen Herrn zurück.

Wenn dennoch die Prinzen, auch nachdem Mazarin vom Hofe gewichen war, die Waffen in den Händen behielten, so togen sie sich jetzt dadurch die öffentliche Mißbilligung zu. Man sah darin einen Beweis, daß es ihnen nicht bloß um Entfernung des verhaßten und verurtheilten Ministers, sondern um eine Schwächung des Königthums selbst zu thun sei.[1] Dazu

[1] Vgl. in den Mémoires de Jaques de Saulx, C^te de Tavannes; die Verhandlungen dieses bedeutenden Offiziers mit der Comtesse de Tygery,

kam der Eindruck der in diesem Augenblick ihnen nicht gerade günstigen Kriegsvorfälle. Die spanische Armee hatte sich in der Besorgniß, die man absichtlich in ihr erweckte, daß die Niederlande in ihrem Rücken angegriffen werden könnten, dahin zurückgezogen; der Herzog von Lothringen war durch Unterhandlungen und gewohnte Unstätigkeit gelähmt, Condé durch eine Krankheit in die Stadt festgebannt: in seiner Abwesenheit wußte Turenne sich aus einer schwierigen Stellung — bei Villeneuve St. George — abermals glücklich herauszuziehen und die nächste Gefahr, in deren Gefühl der Hof bereits auf Fluchtgedanken gerieth, zu beseitigen.

Dergestalt verlor die Herrschaft der Prinzen zugleich ihre Grundlage und ihre Furchtbarkeit; schon traten in der Stadt öffentliche Kundgebungen dagegen hervor. Gegen Ende September vereinigten sich ein paar tausend gleichgesinnte Bürger aus den mittleren Ständen, unter den Abzeichen der Soldaten Turenne's, weißen Bändern oder Papier, und faßten den Beschluß, der Regierung der Prinzen weder selbst Abgaben zu zahlen, noch zu dulden, daß dieß von andern geschehe, hierin Alle für einen Mann zu stehen. In Kurzem verweigerten ganze Quartiere den Einnehmern die Zahlung der Abgabe.

Da ward auch den neueingesetzten Echevins der Stadt der Gehorsam, der ihrem Amt gebührte, versagt; einer und der andere von den alten trat wieder hervor und wurde sogleich anerkannt. Deputationen der Bürgercompagnien begaben sich ohne Ermächtigung ihres Gouverneurs nach St. Germain, um den König zur Rückkehr in seine Hauptstadt einzuladen. Wie die bürgerliche Verwaltung von dem Hotel de Ville, so sagte sich die militärische von dem Gouverneur los. Beaufort, der König der Hallen, der populäre Broussel, wegen dessen die Barricaden errichtet worden, verloren in ihren Aemtern das per-

seiner Tante, die ihn warnt, „qu'il n'eut reprit rien, qui pût avancer les mauvais desseins, qu'on imputoit à Mr. le prince contre la souveraineté.“ (S. 210.)

sönliche Ansehen, das sie einst in Privatverhältnissen genossen hatten.

Durch eine rechtzeitig verbreitete Amnestieerklärung wurden auch Die beruhigt, welche sonst Strafe verdienten und erwarteten; schon wagten sich royalistische Militärs nach Paris, um im Nothfall die Führung der Menge zu übernehmen.

Unter diesen Umständen gab Mazarin aus der Entfernung seine Einwilligung dazu, daß der König sich der Stadt nähern und, wenn er die Stimmung hinreichend vorbereitet finde, einen Versuch machen möge, dahin zurückzukehren; wohlverstanden jedoch, unter Beobachtung jeder erforderlichen Vorsicht, namentlich nicht ohne die beiden nächsten Thore mit den Garden zu besetzen.[1] Im Angesicht der Prinzen sollte die Probe gemacht werden, ob die königliche Autorität nicht mehr gelte als die ihre.

Der Prinz von Condé fühlte sich nicht geneigt, es darauf ankommen zu lassen. Auch in den Momenten der Macht hatte er sich in der Stadt niemals wohl gefühlt. Der Widerspruch, den ihm ein Rath des Parlaments, ein Mitglied der Stadtverwaltung entgegen setzen konnte, fiel ihm unerträglich; die städtische Menge, die einst seine Gefangennehmung und seine Befreiung mit gleichem Jubel gefeiert hatte und sich auch jetzt unzuverlässig erwies, erweckte ihm Abscheu. „Lieber ein paar Regimenter in den Ardennen commandiren, als hier Hunderttausend befehligen.“ Fast beneidete er den Herzog von Lothringen, der, aus seinem Lande verjagt, in abenteuerlichem Hin- und Herziehen begriffen, sich ein Heer gebildet hatte, das seinem Geheiße gewärtig war und ihm eine Stellung in der Welt verschaffte. Condé ward sich bewußt, daß er nicht zum Regenten, sondern zum Soldaten geboren sei; am 14. October verließ er Paris. Sein letztes Wort war eine Drohung. „Die Stadt,“ sagte er, „begehre die Rückkehr des Königs um des

[1] Afin que le roi en pût sortir, s'il arrivoit quelque chose, qu'il n'en fût pas le maître. Mazarin aus Bouillon, 12. October.

Friedens willen, den solle dieselbe aber doch nicht zur Folge haben."

Noch blieb der Herzog von Orleans, der niemals durch sich selbst einen Entschluß zu fassen wußte. Er ließ ruhig geschehen, daß bereits an demselben 14. October eine Bürgerversammlung unter den alten Echevins im Hotel de Ville zusammentrat, wenige Tage nachher die Wache an der Porte St. Martin mit weißem Band am Hut aufzog; — gleich darauf der frühere Gouverneur und der alte Prevot des marchands mit einigen alten Magistratspersonen anlange; er war noch in dem Luxembourg, als der König sich am 21. October von St. Germain her in Bewegung setzte, um nach Paris zurückzukehren. Eine Schwierigkeit von Bedeutung machte die Anwesenheit des Herzogs nicht mehr: der König forderte von ihm das Versprechen, sich des andern Tages zu entfernen, entschlossen, wenn dasselbe verweigert werde, geradezu nach dem Luxembourg zu ziehen und ihn daselbst gefangen zu nehmen: denn einen Nebenbuhler der Macht wollte er in der Hauptstadt nicht dulden. Man hatte dem König gerathen, bei dem Einzug seinen Platz neben dem Wagen seiner Mutter zu nehmen, gedeckt von voranziehenden Garden; Ludwig XIV. liebte aber vom ersten Augenblick energisch, wie er es war, auch zu erscheinen: er setzte sich selbst an die Spitze seiner Garden. Gaston unterzeichnete, was man von ihm verlangte; dem König begegnete auf dem Zuge nach dem Louvre nichts als Huldigung. Noch an demselben Abend kehrte auch die Bastille in seinen Gehorsam zurück. Die nächsten Thore und die benachbarten Vorstädte wurden von den Truppen besetzt.

Ludwig XIV. hatte das Glück, wie Heinrich IV. als der Befreier von einer ungesetzlichen Gewalt, welche Jeden drückte, Wenige oder Keinen befriedigte, wieder zurückzukommen.

Mazarin, der auf die Entfernung des Herzogs von Orleans gedrungen hatte, bemerkte nicht ohne Besorgniß, daß sich auch nachher noch Einer von den großen Führern der Rebellion

in der Hauptstadt befinde, der Cardinal Retz: er sei so geschäftig wie jemals, bei Tag und bei Nacht, verkleidet und in seinem geistlichen Ornat, denn auch bei seiner amtlichen Function — bei seinen Predigten — habe er es nur darauf abgesehen, das Volk zu gewinnen: noch seien die Gemüther in Aufregung, die Provinzen noch mitten im Bürgerkrieg, wenn man ihm Zeit gönne, werde er Unordnungen säen, denen man nicht wieder steuern könne, was man auch gegen andere Verdächtige thun möge, es werde Alles nichts helfen, so lange man ihn in der Stadt dulde. Retz ließ sich durch Freundlichkeiten, die ihm bezeigt wurden, täuschen; bei einem Besuch, den er endlich im Louvre abzustatten die Unvorsichtigkeit hatte (19. December 1652), wurde er gefangen gehalten.

Auch darauf drang Mazarin, daß den Verfassern von Flugschriften Zügel angelegt würden, denn Paris werde niemals ruhig sein, wenn man diese böse Saat nicht ausrotte: er gab den Rath, welcher denn auch befolgt worden ist, für alle früheren Vergehen die Amnestie eintreten zu lassen, dagegen jedes neue ohne Nachsicht zu bestrafen.

Im Anfang des Jahres 1653 fanden König und Königin die Stimmung der Pariser Bevölkerung so weit beruhigt, daß der Cardinal, der ihnen unentbehrlich war, wieder zu ihrer Seite erscheinen möge. Am 3. Februar kehrte Mazarin, von dem König eingeholt, von dem Volke ohne Widerwillen aufgenommen, nach Paris zurück.

Der Geschmähte, Verbannte, Verfolgte war nun der am meisten Bewunderte, da Jedermann die Bewältigung der wechselvollen Empörungen seiner Klugheit beimaß. Aber was ist Klugheit, als die rechtzeitige Benutzung der in den Dingen wirksamen Antriebe? Auf das Tiefste waren nun einmal die monarchischen Gefühle den Gemüthern eingepflanzt. Zu Hülfe kam ihnen zweierlei: die militärische Idee, welche das Heer gegen jede Reaction zusammenhielt, und das eine Zeitlang verdunkelte, endlich wieder hervortretende Bedürfniß des dritten

Standes, sich einer gesetzlichen Ordnung zu erfreuen. Der Geschicklichkeit des Ministers stand die nicht minder geschickte, in jedem Augenblick zum Ziel führende Heerführung Turenne's zur Seite.

Wir haben den Gang der Begebenheit Moment für Moment begleitet; denn in den verschiedenen Gestalten derselben liegt die Historie. Käme es auf ein Urtheil an, so würde auffallen, wie mächtig an sich die Interessen waren, die sich der unbedingten Autorität noch einmal entgegenstellten, und wie wenig sie doch zu vollbewußter Repräsentation gelangten. Es waren die alten Rechte der Magnaten, welche die Enkel Montmorency's und seine Freunde im Süden und Norden zur Geltung bringen wollten: die constitutionelle Beschränkung der ministeriellen Gewalt, auf welche das Parlament hielt; die Behauptung der wohl erworbenen administrativen Befugnisse, welche die übrigen Corporationen beabsichtigten; das Volk der Hauptstadt und der Provinzen wollte sich der stets zunehmenden Beeinträchtigungen entledigen. Auch ist es zu Formulirungen dieser Ansprüche selbst in sehr ausgedehntem Sinne gekommen. Aber allezeit sind doch die persönlichen Beziehungen der Einzelnen noch stärker gewesen, als die gemeinschaftlichen Interessen. Die großen Frondeurs, die als eine Fortsetzung der Partei der Importants angesehen werden können, waren nicht viel fähiger als diese. Sie unterstützten Mazarin bei seiner gewaltsamsten Handlung, der Gefangennehmung des Prinzen; bald ward auch ihnen der Druck der ministeriellen Gewalt unerträglich; nachdem sie den Minister gestürzt, verjagt hatten, ließen sie sich doch nach der Hand wieder bewegen, sich der Königin zu nähern und seine Rückberufung zu bewilligen. Wie geschickt in tausendfältiger Intrigue Retz auch immer war, mit jener geheimen Audienz bei der Königin, auf die er so stolz ist, hat er sich selbst das Verderben bereitet, denn neben Mazarin war kein Platz für

ihn. Man darf sagen, daß er hiebei selbst mehr von Frau von Chevreuse abhing, als von sich selbst. Von nicht geringem Einfluß war der Hader und die Eifersucht dieser beiden Damen, Chevreuse und Longueville. Indem die letzte die Vermählung hintertrieb, in welcher die erste ihren Ehrgeiz suchte, zersetzten sie die Partei, der sie beide angehörten: die Prinzen von Geblüt und die vornehmsten Frondeurs gingen seitdem nicht mehr zusammen. Zu dem Bewußtsein ihrer Gemeinschaft gelangten sie erst, als Mazarin wieder in dem Reiche war und der Prinz seine einzige Rettung in der Hauptstadt sah. Aber dann war Alles Gewaltsamkeit und Kriegsentscheidung; die Population, zu deren Vortheil die Bewegung unternommen war, wandte sich von ihr ab und war zufrieden, die alte Autorität, gegen welche sie die Barricaden errichtet, wieder hergestellt, den Minister, den sie mit heftigen Verwünschungen verfolgt hatte, zurückkommen zu sehen.

Doch war noch nicht Alles vollendet.

Sechstes Capitel.

Spätere Jahre des spanisch-französischen Krieges.

Die Verflechtung der Dinge war es nun einmal, daß die beiden großen Monarchien, indem eine jede für sich selbst unbedingten Gehorsam forderte, denselben doch im Gebiete der andern zu zerstören trachteten. Frankreich hatte die Empörung in den Nebenländern der spanischen Krone angeregt oder befördert; dagegen Spanien Einfluß auf den Mittelpunkt der französischen Macht gewonnen und da die gefährlichste Entzweiung geschürt. Weder auf der einen noch auf der andern Seite war das Vorhaben gelungen, doch war es noch auf keiner aufgegeben. Hatten die Spanier doch ihren eigenen Frieden mit der französischen Krone von den in der Empörung begriffenen französischen Großen abhängig gemacht. Die Interessen der Großen und der Spanier waren auf das Engste verbunden. Bisher hatten sie hauptsächlich durch den inneren Krieg gefördert werden sollen: Condé gab dieß auf, indem er die Hauptstadt verließ; er stellte sich an die Spitze der spanischen Kriegführung, und die Aufmerksamkeit richtete sich wieder am meisten auf den Kampf an den niederländischen Grenzen; aber es ist klar, daß von seinem Ausgang zugleich die fernere Gestaltung der einheimischen Verhältnisse abhing. „Von jedem Feldzug", sagt der Prinz von Tarent, „erwarteten die Mißvergnügten eine Revolution."

Es ist sehr der Mühe werth, auch diese Ereignisse zu begleiten, weniger jedoch in der Mannigfaltigkeit der einzelnen

Vorfälle, als in ihrem allgemeinen Gange, — und ihren Zusammenhang und die Momente der Entscheidung zu erwägen.

Da die Fahnen des Prinzen in Guyenne und hauptsächlich in Bourdeaux noch aufrecht erhalten wurden, im nördlichen Frankreich bedeutende feste Plätze sich in seinen und der Spanier Händen befanden, allenthalben im Reiche seiner Freunde und Anhänger Ansehen, ja eine gewisse Macht besaßen: so bot es eine große Aussicht für ihn dar, wenn es ihm gelang, wie sein Plan war, zeitig im Jahr 1653, mit hinreichenden Streitkräften in Frankreich einzudringen und sich einen namhaften Erfolg zu erkämpfen. Nicht so leicht und geschwind, wie man erwartete, gingen die Rüstungen von Statten: denn alle Geldmittel mußten aus Spanien kommen, und nicht nur die Herbeischaffung, sondern auch die Uebersendung derselben stieß auf mancherlei Hindernisse. Als Condé endlich mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Grafen von Fuensaldana zu Felde gehen konnte, waren schon einige Verluste erlitten.[1] Rethel, das den leichtesten Eingang dargeboten hätte, war von den Franzosen besetzt worden: aber noch immer erschien das vordringende Heer, das nun seinen Weg jenseit der Oise gegen Paris nahm, der sich eben einrichtenden Ordnung der Dinge in Frankreich höchst gefährlich. Diese litt noch an ihrer Neuheit; auch die französischen Rüstungen hatten nur ungenügend vollzogen, namentlich die festen Plätze nur schwach besetzt werden können. Turenne sagt, wäre es dem Prinzen gelungen, einen derselben in der Nähe der Hauptstadt zu gewinnen, so würde es dem König inmitten der unvermeidlichen allgemeinen Gährung schwerlich möglich gewesen sein, sich daselbst zu behaupten. Ueber die Art, wie dem Feinde zu begegnen sei, wurden in dem französischen Kriegsrathe zwei Vorschläge gemacht: entweder solle man die Besatzungen so gut verstärken, daß sie sich vertheidigen

[1] Schreiben des Erzherzogs an den König „La causa de haver ritardato ha sido la falta de medios, con que pudieramos haver prevenido los desiños del enemigo."

könnten, oder, wenn dieß unrathsam scheine, weil dann die königliche Armee der feindlichen gegenüber im offenen Feld zu schwach sein würde, diese beisammenhalten, ein festes Lager bei Compiegne beziehen und abwarten, was Condé unternehmen werde. Turenne verwarf beides; er zog es vor, den eindringenden Feinden zu folgen und sich immer dergestalt in ihrer Nähe aufzustellen, daß sie, wenn sie eine Belagerung unternehmen wollten, erwarten müßten, noch an demselben Tage, ja vielleicht nach wenigen Stunden darin gestört zu werden.[1] Die kleine Zahl der Truppen Turenne's, sonst ein Nachtheil, machte es möglich, diesen Plan auszuführen, und da die spanischen Heerführer Bedenken trugen, ihn in seinen doch allezeit gut gewählten Positionen anzugreifen, — denn das Heil der Monarchie auf das Glück eines Schlachttages zu setzen, waren sie nicht gemeint, — so sahen sie sich in Kurzem genöthigt, zurückzuweichen. Die der Lage der Umstände angemessene Strategie hatte einen vollständigen Erfolg. Wäre es auf die Spanier allein angekommen, so würden sie sich sofort nach den niederländischen Provinzen zurückgezogen und hier einen der noch von den Franzosen behaupteten altspanischen Plätze angegriffen haben: nur weil der Prinz von Condé hartnäckig darauf bestand, schritten sie zur Belagerung von Rocroy. Sie hatten dabei die große Schwierigkeit, die Munition von Brüssel kommen lassen zu müssen: es fehlte an Geld für die Bezahlung der Arbeiter: Erzherzog Leopold Wilhelm findet die Belagerung unter diesen Umständen beispiellos. Sie gelang, der Platz ward nach den Bestimmungen der Verträge dem Prinzen überliefert: aber welch ein geringer Gewinn nach so großen Anstrengungen.

Und indeß war nicht allein wie Rethel, so auch Bellegarde und Mouzon, sondern im Süden Bourdeaux und damit Guyenne in den Gehorsam des Königs zurückgekehrt.

In Bourdeaux wirkten dieselben Momente, welche den

[1] Mémoires de Turenne bei Ramsay, III, 225.

Umschlag der Dinge in Paris hervorgebracht hatten: das Uebergewicht der königlichen Truppen, die von der Landseite her unter dem Sohne Epernons, Herzog von Candale, von der Küste und der Mündung des Flusses her, unter dem Herzoge von Vendome in der Nähe der Stadt vordrangen, welche dann so gut wie eingeschlossen von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte; und der auch hier erwachende Widerwille der mittleren Classen gegen die gewaltsamen Zustände, in denen man sich befand: das Geschrei nach Frieden ließ sich vernehmen, die weiße Fahne erschien wieder. Dazu kam aber in Bourdeaux ein Zerwürfniß in der eigenen Familie des Prinzen. Seine Schwester, Herzogin von Longueville, die hier in der That an der Spitze seiner Partei stand, hatte sich niemals von ihm getrennt, und lange Zeit beherrschte sie durch ihren Einfluß den jüngern Bruder Conti. Aber allmählich brachen Mißhelligkeiten zwischen ihnen aus, hauptsächlich von der Umgebung Conti's veranlaßt.[1] Dessen Günstlinge und Freunde fanden es rathsamer, daß er seine und ihre Zukunft an das wieder aufsteigende Glück des großen Ministers anknüpfe, als an das zweifelhafte oder untergehende des verbannten Bruders, der ihn nie geliebt habe. Ein Vertrag ward geschlossen, in dessen Folge die königlichen Truppen — Anfang August 1653 — in Bourdeaux einzogen und die alte Ordnung der Dinge wieder herstellten. Die Gemahlin Condé's zog sich nach Spanien zurück; die Herzogin von Longueville begab sich nach der Normandie; Conti entschloß sich, nach dem Beispiel seiner Gegner Candale und Vendome in eine Familienverbindung mit Mazarin zu treten; er vermählte sich mit einer der Nichten desselben aus dem Hause Martinozzi.

Auch für den Feldzug von 1654 ließ die Verbindung Condé's mit den Spaniern nicht viel guten Erfolg erwarten. Der stolze Prinz machte den Anspruch, dem Gouverneur des Landes, dem Erzherzog Leopold Wilhelm überall und in allen Dingen gleich-

[1] Mémoire de Daniel de Cognac I, 21.

zustehen: auf einen Artikel seines Vertrages, dem aber von Andern eine andere Erklärung gegeben wurde, gestützt, verlangte er den Oberbefehl nicht allein über seine besondere Armee und die derselben zugetheilten Verstärkungen, sondern über alle, die sich unter andern Führern mit ihm vereinigten. Leopold Wilhelm, der nur ungern den Ansprüchen Condé's im letzten Feldzug Rechnung getragen hatte, weigerte sich, für den nächsten sie anzuerkennen; es kam zu einem bittern Schriftenwechsel zwischen ihnen. Der Erzherzog meinte seiner Herkunft, seinem Range und seiner Stellung nichts zu vergeben: der Prinz hob die militärische Unausführbarkeit des vorgelegten Vertheidigungsplanes hervor.[1] Es machte ihn doppelt mißvergnügt, daß auch die spanischen Hülfsgelder lange ausblieben. Endlich aber trafen so bedeutende Summen ein, daß die niederländische Regierung den Entschluß faßte, was sie kurz vorher für unmöglich hielt, in Artois selbst zu einem Angriff zu schreiten. Die Franzosen hatten die Belagerung von Stenay unternommen, und der Prinz war anfangs gesonnen, mit seinem Heer vor Allem den Entsatz dieses Platzes zu versuchen, den er als sein Eigenthum ansah; aber der Erzherzog stellte ihm vor, wie viel wichtiger es sei, Arras wieder zu erobern, worin die Niederlande immer eines ihrer vornehmsten Bollwerke gesehen hatten, zu dessen Wiedereroberung sie auch jetzt mit allen Kräften beizutragen bereit waren; der Prinz, dem, wenn ihm Stenay verloren gehen sollte, dagegen Einräumung von La Capelle und Catelet zugesagt ward, entschloß sich wirklich, mit seiner ganzen Macht zur Belagerung von Arras herbeizukommen, die dießmal gelingen zu müssen schien, da die Besatzung nicht sehr zahlreich und die Bürgerschaft spanisch gesinnt war. Die Franzosen bereiteten sich zum Entsatz von Arras vor, aber sie ließen sich darum nicht von ihrem Angriff auf Stenay abhalten, zu dem sich vielmehr der König in Person begab. Diese beiden Belagerungen

[1] Die Urkunden hierüber sind in dem Archiv zu Brüssel aufbewahrt.

beschäftigten die Aufmerksamkeit von Frankreich und Europa. Man sah ein, welchem Theil es zuerst mit der seinen gelinge, der werde dann auch bei der andern die Oberhand behalten und vielleicht Meister des allgemeinen Kampfplatzes werden. In Paris waren Schriften und Bilder von unglückbedeutenden Weissagungen im Umlauf; Alles schrie gegen Mazarin: wenn die Spanier Arras erobern und Stenay behaupten würden, hielt man den Cardinal, wie es in einem Briefe jener Zeit ausdrücklich ausgesprochen ist, für so gut wie gestürzt; man hörte sagen, daß in diesem Fall nicht allein Bourdeaux, sondern viele andere Städte sich empören würden. Auch der Prinz von Condé schien zu meinen, daß sein Schicksal von der raschen Eroberung von Arras abhänge: nie war er thätiger, unermüdlicher gewesen; auf einer gewonnenen Contreescarpe hat er einst sein Mahl eingenommen, um seinen Leuten zu zeigen, wie wenig man sich vor den feindlichen Kugeln zu fürchten brauche.

Fragt man, was die Entscheidung herbeiführte, so war es nicht allein die Stärke der Festungswerke und die Wuth des Angriffs. Ich wage zu behaupten, daß es vielmehr die größere Energie des militärischen Prinzips auf Seiten der Franzosen gewesen ist, wodurch sich die Sache zu ihren Gunsten wandte.

Die französische Besatzung zu Arras, obgleich für den Umfang der Befestigungen nicht stark genug und nur dadurch Meister in der Stadt, daß die Einwohner entwaffnet worden, war doch entschlossen, sich nicht zu überliefern. Auf Antrieb des Gouverneurs Mondejeu, vereinigten sich in seinem Zimmer die Offiziere zu einem förmlichen Bund, treu zu einander zu halten und eher unterzugehen, als sich zu ergeben.[1] In Stenay dagegen befehligte ein ursprünglich französischer Offizier, der sich, man muß es ihm zugestehen, nach besten Kräften vertheidigte, aber, als die Gefahr am höchsten stieg, für erlaubt hielt, die Amnestie

[1] Nach einem Schreiben aus dem Lager von Turenne vom 20. Juli, in einem Briefe aus Paris. Thurloe's Statepapers II, 460.

seines Königs anzunehmen, die ihm anvertraute Feste demselben zu überliefern.

Am 14. August war dieß geschehen; am 20. griff das durch die Siege vor Stenay verstärkte französische Heer die Circumvallationslinien vor Arras an und durchbrach sie, ohne großen Widerstand zu finden; der Einzige, der sich in dem Treffen Ruhm erworben hat, ist Condé, der sich zu wiederholten Malen mit einer Wildheit, als ob er den Tod suche, unter die Feinde stürzte und sie wahrscheinlich genöthigt haben würde, sich in die Stadt zu werfen, wenn er besser unterstützt worden wäre. Jetzt bewirkte er wenigstens, daß das Belagerungsheer sich ohne großen Verlust zurückzuziehen und das Land vor dem Feind zu sichern vermochte. In Brüssel feierte man Condé als den Protector der Niederlande.

Noch ein anderer Franzose, zugleich einer der Großen des Reichs und namhaften Generale, bot damals den Spaniern seine Hülfe an. Es war Graf Harcourt aus dem Hause Lothringen, welcher unter Richelieu zu den Siegen zur See und zu Land so Vieles beigetragen und bisher unerschütterlich auf Mazarins Seite gestanden, jetzt aber, weil er die Dienste, die er ihm blindlings geleistet, nicht, wie er erwartete, vergolten sah,[1] sich von der Armee in Guyenne entfernt und dann nach dem Elsaß geworfen hatte. Er war der rechtmäßige Gouverneur der Provinz und hatte bereits Philippsburg inne; es gelang ihm jetzt, Breisach, das ihm allein noch fehlte, einzunehmen, so daß die ganze Landschaft ihm zu Gebote stand; dann trat er mit dem Kaiser und mit den Spaniern in selbständige Unterhandlung. In Frankreich hat man wohl nie erfahren, wie weit seine Entwürfe gegangen sind; aus den spanischen Papieren erhellt, daß er sich erboten hat, einen Theil seiner Truppen nach Catalonien

[1] So viel geht aus den Briefen in Van Huffel: documents inédits sur l'histoire de France (S. 77) hervor. Doch sieht man in der Sache noch nicht so deutlich, wie man wünschte. Vgl. Montglat Mémoires p. 50, 395, 435.

zu führen, zur Unterstützung der Spanier, und zugleich die Garnisonen der elsäßischen Plätze zur Hälfte aus spanischen Truppen zusammenzusetzen: unterstütze man ihn einigermaßen mit Geld und Leuten, so werde er selbst in Frankreich vordringen und bei der großen Anzahl seiner Freunde und Anhänger, zu denen er auch den Marschall Schomberg rechnete, vielleicht einen großen Umschlag bewirken. Sein Ehrgeiz war, sich im Elsaß unter der Autorität des Kaisers zu behaupten: wenn das nicht thunlich sei, rechnete er auf Entschädigung durch ein Reichsfürstenthum in Deutschland, etwa die Markgrafschaft Burgau.[1] Dahin gingen seine Vorschläge: Erzherzog Leopold Wilhelm gab den Rath, darauf einzugehen und dabei kein Geld zu sparen. Allein bald zeigte sich auch an Harcouts Beispiel, daß die Autoriät des Königs bei den Truppen mächtiger war, als die des Generals. Bei der ersten Nachricht von seinem Vorhaben fiel die Garnison von Philippsburg von ihm ab; als ein königliches Heer gegen ihn anrückte, konnte er nur noch daran denken, einen Frieden zu machen, den ihm Mazarin unter erträglichen Bedingungen gewährte.

Indessen war das Innere des Reiches nichts weniger als beruhigt. Mazarin hielt für nothwendig, einige seiner unbequemsten Widersacher in die Bastille werfen zu lassen. Denn noch immer wurden die Gemüther von den Parteiungen, aus welchen die Fronde hervorgegangen war, in Gährung gehalten, und zuweilen tauchten neue Motive derselben auf. Eines der eingreifendsten war der Anspruch des Coadjutors, Cardinal Retz, nach dem Tode seines Oheims, als Erzbischof von Paris anerkannt

[1] Copia de papel de manu propria del Marques de Castelar, sin secha. Das Archiv zu Brüssel enthält die Propositionen Harcourts, unter andern: en ningna manera restituir aquella plaça ni entregalla en otras manos que las del rey (de Espana), y esto por articulo secreto: que quando haia de restituir Brisac, se le de un principado en Alsacia o Alemannia en soveranidad, y se le ha prometido el marquesado de Burgau eregirle en principado.

zu werden. Es gelang ihm, aus seinem Gefängniß zu entkommen; unbekümmert um das, was er früher versprochen haben mochte, benutzte er den ersten Augenblick seiner Freiheit zu der Erklärung, daß er als Erzbischof von Paris zu leben und zu sterben gedenke. Die Pfarrer von Paris stellten kirchliche Danksagungen für seine Befreiung — aus den Händen der Regierung — an. Ein von ihm ernannter Generalvicar übte die geistlichen Functionen in seinem Namen aus. Mazarin, dem die Nachricht von der Flucht seines alten Nebenbuhlers so empfindlich war, wie die Nachricht von einer verlorenen Schlacht nur immer hätte sein können, dachte nicht, dem gefährlichen Gegner Raum zu geben, oder von ihm abhängige Stellvertreter im Besitz der geistlichen Autorität zu lassen. Die französische Regierung erklärte die von Retz im Gefängniß ausgesprochene Verzichtleistung für unwiderruflich, den erzbischöflichen Stuhl für erledigt; bei dem Kapitel setzte sie durch ihre Autorität wirklich durch, daß dasselbe andere Vicare in seinem eigenen Namen aufstellte. Retz ward in Rom, wohin er sich gewendet hatte, und in dem Parlamente zu Paris in aller Form angeklagt.

Aber das Parlament war voll von Freunden des Cardinals und überdieß in mannigfaltigen eigenen Streitigkeiten mit der Regierung. Der erste Präsident Bellievre gefiel sich in seiner Haltung von magistratischem Stolz, in der er vor dem Cardinal keinen Schritt zurückgewichen wäre. Unter seiner Führung nahm sich das Parlament der Rentiers des Hotel de Ville an, welchen ein Quartal ihrer Rente innebehalten wurde, und setzte sich unberechtigten finanziellen Eingriffen nicht viel anders entgegen, als im Anfang der letzten Unruhen.

In diesen Irrungen ist es zu einer der auffallendsten Manifestationen des altfranzösischen Königthums gekommen.

Im März 1655 wurden einige neue Steueredicte, unter denen das merkwürdigste die Einführung des Stempelpapiers in Frankreich nach dem Muster von Spanien betraf, dem Parlament in einem Lit de Justice vorgelegt und in aller Form

registrirt. Auf diese Thatsache bestand nun Mazarin, aber das Parlament erklärte, es habe in Gegenwart des Königs seine Meinung nicht frei äußern dürfen, und erneuerte, wie man glaubte, auf Antrieb des ersten Präsidenten, den alten Anspruch, eine nachträgliche Revision vorzunehmen. Dagegen beschloß aber die Regierung, die persönliche Autorität des jungen Königs noch einmal auf das Entschiedenste einzusetzen. Es ist damals, am 23. April 1655, gewesen, daß Ludwig XIV. mit der Reitgerte in der Hand dem Parlamente seinen Befehl kund gethan haben soll. Die alten Relationen haben dieß nicht so im Einzelnen, aber das berichten sie auch, daß Ludwig, der von Vincennes hereinkam, im rothen Leibrock und grauen Hut, wie er vom Pferde gestiegen war, im Parlament erschien und Deliberationen wie die, mit welchen man umging, sehr ausdrücklich verbot: den Mitgliedern, darauf anzutragen, dem Präsidenten, sie zuzulassen. Nur das Recht, Vorstellungen zu machen, wollte das Conseil, unter Mazarin wie unter Richelieu, zugestehen. [1]

Wollte man annehmen, daß sich das Parlament durch diese wegwerfende Behandlung gebeugt gefühlt, ihr unterworfen habe, so wäre das ein Irrthum. Im Mai 1655 berichtet ein Engländer aus Paris, daß es mit dem König in vollem Hader liege; dieser verlange, daß das Parlament seine Edicte durchgehen lasse und keine außerordentlichen Versammlungen halte, aber es versammle sich dennoch und weise die Edicte zurück. [2] Bald darauf mußten, wenn die Regierung mit einer Münzveränderung durchdringen wollte, einige Mitglieder des Parlaments exilirt werden, und in dessen Schooße ward der Vor-

1 Eine einigermaßen authentische Nachricht ist bei Montglat; doch hat er weder die Reiterstiefeln noch die Reitgerte; 458. Aubery hat eine alte Relation copirt, die gar nichts Auffallendes findet. (II, 439.)

2 Mr. Morell to secretary Thurloe: the king will have his will their law, and this parliament will give him a bridle and curb to reason and public good. (Thurloe III, 444.)

schlag erwogen, ob es nicht seine Jurisdiction sistiren sollte, zum Zeichen, daß es die ihm gesetzlich zustehenden Rechte nicht mehr genieße.

Auf das Nachdrücklichste nahm Cardinal Retz seine erzbischöflichen Befugnisse auch aus der Ferne in Anspruch. Denn Gott habe ihn zum Erzbischof gemacht; nur durch die Autorität der Kirche könne er aufhören, es zu sein. Das sei fürwahr ein sonderbares Concil, das ihn absetzen wolle: das Conseil von Frankreich, Staatsminister und Marschälle; oder sollte etwa ein Bischof nicht mehr Bischof bleiben, weil er dem Hofe unangenehm geworden sei? Er erklärte die von dem Capitel aufgestellten Vicare für schismatisch, ihre Weihen für ungültig.

Und diese Ideen kirchlicher Immunität nun fanden in einer eben damals — October 1655 — zusammengetretenen Versammlung des französischen Clerus den lebendigsten Anklang. Die Regierung ward angeklagt, dem Episkopat die tiefsten Wunden beigebracht zu haben, die ihm seit Jahrhunderten geschlagen worden seien.[1] Sie mußte einen Schritt zurücktreten, die Voraussetzung der Vacanz des Erzbisthums und die Aufstellung erzbischöflicher Vicare durch das Capitel wirklich fallen lassen; man traf die Auskunft, daß sie selbst einige Personen aufstellte, denen Retz seine Befugnisse übertrug. Aber damit war der Friede noch nicht hergestellt. Die Beschlagnahme der geistlichen Einkünfte, zu der die Regierung geschritten war, indem sie Retz des Verbrechens der beleidigten Majestät für schuldig erklärte, ward von einem großen Theil der Versammlung als eine Spoliation, die in dem römischen Recht verpönt sei, betrachtet. Der römische Hof sprach sich für die Interessen der französischen Geistlichkeit aus, die seine eigenen und zugleich die des ganzen katholischen Clerus waren.

In einer hiemit verwandten Sache, in welcher der römische

[1] Histoire de l'assemblée générale du clergé de France commencée à Paris, le 25 oct. 1655 et close le 23 may 1657. In der Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel.

Hof und die Regierung zusammenhielten, fanden sie beide Widerstand. Die Jansenisten waren in Rom verurtheilt und die ergangene Bulle unter der Einwirkung der Regierung in einer Versammlung des Clerus angenommen, von der Sorbonne bekräftigt worden, aber sie hielten sich damit noch nicht für geschlagen. In dem Parlament waren sie sehr zahlreich vertreten; im Clerus zählten sie wenigstens einige Anhänger. Es war in diesen Zeiten, daß sie ihren größten literarischen Erfolg errangen: die Provinzialbriefe von Pascal erschienen; sie wurden einzeln als Flugblätter verbreitet und brachten eine Wirkung auf die Gemüther hervor, die den Nuntius beunruhigte.[1] Eben der Rechte des Cardinals Retz nahmen sie sich mit Eifer an. Einer und der andere seiner Vicare gehörte zu dieser Partei: manche zu seinen Gunsten in seinem Namen erschienene Schriften sind, wie man weiß, von ihr ausgegangen. Der Nuntius klagte, daß sie eine Art von Republik bilde.

Dazu kamen die finanziellen Verlegenheiten. Als die Vorbereitungen zum Feldzug des Jahres 1655 gemacht werden sollten, sah Mazarin keine sicheren Mittel dazu vor sich; er fand sich vielmehr durch die neuen Anleihen, die er aufnehmen mußte, so beschwert, daß er an einen abermaligen Bankerutt dachte. Wir werden noch zu berichten haben, welche Mittel der Mann anwandte, in dem er damals den Retter des Staates und des Königs sah: Nicolas Foucquet; aber man braucht dessen Namen nur zu nennen, um zugleich die Gefahren in Erinnerung zu bringen, die mit der Ausführung derselben verknüpft gewesen sind.

In dieser Lage befand sich Mazarin noch immer. Die großen Generale unzuverlässig; das Parlament noch immer wenig gehorsam; der Clerus in Aufregung; die Gemüther von

[1] Vgl. Lettere di Mr. Bagni a Mgnor Rospigliosi, li 3. May 1656 (im Britischen Museum). Er fürchtet von der Rücksichtslosigkeit der Jansenisten: aggiungendo l'esempio di tre lettere calumniose e temerarie che sono state stampate contro la censura ultimamente fatta nella Sorbonna. Ohne Zweifel die ersten Briefe Pascals.

geistlicher und weltlicher Opposition in Gährung gehalten: wie dann, wenn einmal im Felde ein Unfall begegnete?

Der Feldzug von 1655 ging für die Franzosen im Allgemeinen glücklich. Der Prinz von Conti, nach seiner Vermählung an die Spitze der königlichen Truppen in Catalonien gestellt, machte daselbst Fortschritte; der Herzog von Vendome erfocht einen Vortheil zur See auf der Höhe von Barcelona; ein paar Festungen an der niederländischen Grenze wurden erobert; der junge König machte sich das Vergnügen, an der Spitze seines Heeres in das feindliche Gebiet vorzudringen; er fühlte sich von einem Vorgefühl kriegerischer Größe angehaucht, als er sein Nachtlager in den Quartieren nahm, aus denen der Erzherzog Leopold Wilhelm wenige Tage vorher vor ihm hatte weichen müssen.

Hierauf ward für den Feldzug von 1656 eine größere Unternehmung vorbereitet. Die Franzosen hatten es auf eine der bedeutenderen niederländischen Grenzfestungen abgesehen: sie erschienen zuerst vor Tournay; da sie dieß aber in gutem Vertheidigungszustand fanden, wandten sie sich unerwartet gegen Valenciennes. Hier befand sich nur eine geringe Besatzung, die französische Armee dagegen ward bis auf 17000 Mann zu Fuß, 16000 Mann zu Pferd gebracht, die sich in zwei verschiedenen Lagern unter Turenne und dem Marschall La Ferté aufstellten.[1] Am 29. Juni begrüßten sie die Stadt aus ihren Batterien; sie zählten die Tage, in denen sie gefallen sein müsse. Daß die niederländischen Streitkräfte fähig sein sollten, eine Armee wie diese hinter ihren Linien aufzusuchen, erwartete man um so weniger, da eben das Gouvernement der Provinzen von Erzherzog Leopold auf Don Juan d'Austria, den zweiten dieses Namens, natürlichen Sohn Philipps IV., überging, was nicht ohne einige Unordnungen und Verwirrungen geschehen konnte. Aber

[1] Die Zahl gibt, nach einer Mittheilung Turenne's an Mazarin, Lockhart in einem Schreiben an Thurloe, 19. Juni 1656, an. Statepapers of Thurloe IV, 100.

gerade dieser Wechsel gab der Kriegführung einen neuen Antrieb. Die zum Theil auf den Ansprüchen der Geburt beruhende gegenseitige Eifersucht zwischen dem Erzherzog und dem Prinzen hörte auf; mit Don Juan trat der Prinz zunächst in ein, wenn gleich nicht auf immer gegründetes gutes Verhältniß; eben im Anfang war ihr Zusammenwirken kräftig und rasch. Ueberdieß aber besaß die belagerte Stadt in den daselbst zusammenfließenden Gewässern der Rhonelle und der Schelde ein Vertheidigungsmittel, das sie in alten Zeiten als uneinnehmbar hatte erscheinen lassen: man brauchte nur die Schleußen innerhalb der Mauern zu eröffnen, um den größten Theil der Umgebung unter Wasser zu setzen. Auf diese Beschaffenheit des Bodens bauten Don Juan und Condé ihren Plan, als sie es wagten, die Belagerer anzugreifen. Einen Augenblick bedrohten sie Turenne, dann warfen sie sich mit aller ihrer Macht, in drei verschiedenen Abtheilungen, auf La Ferté; nach hartnäckigem Kampf durchbrachen sie seine Linien: der Prinz von Condé war der erste, der sie überstieg. Und nun öffneten die Bürger eben zur rechten Stunde ihre Schleußen; die mit lange zurückgehaltener Gewalt plötzlich hervorbrechenden Gewässer zerrissen die Dämme und Brücken, welche die Verbindung zwischen beiden Lagern vermittelten, und trennten sie vollständig von einander.[1] La Ferté ward selbst gefangen, sein Lager und Heer zu Grunde gerichtet. Turenne brauchte alle seine Besonnenheit, um sich ungeschlagen zurückzuziehen und die französische Grenze gegen den siegreichen Feind zu vertheidigen.

Aber auch so machte das Ereigniß den größten Eindruck. Wie die Spanier, so begrüßten es selbst die Franzosen als ein solches, das den Frieden zwischen den beiden Reichen herbeiführen werde. Dagegen freuten sich die unversöhnten Feinde Mazarins der wiedererscheinenden Möglichkeit, den Bürgerkrieg zu unter-

[1] Nach Puysegur II. 405 hatten die spanischen Generale Mittel gefunden, die Bürger den Tag ihres Angriffs wissen zu lassen: „et l'heure qu'il faudroit qu'on levât l'écluse pour faire couler les eaux.“

nehmen. Wie weit waren da noch immer die inneren, so wie die äußeren Angelegenheiten von Frankreich von einer definitiven Entscheidung entfernt. Die Spanier, unterstützt von einem französischen Prinzen von Geblüt und ihre eigenen Kräfte, wenigstens die finanziellen, bis zur äußersten Erschöpfung anspannend, zeigten sich auch jetzt noch stark genug, um sowohl an den Grenzen Widerstand zu leisten als die Franzosen im Innern in Gährung zu halten.

Und wie, wenn sie, wie vor Alters, die kriegerischen Schaaren des deutschen Reiches mit in den Kampf hätten führen können? Aber das Reich hatte den Umschwung der Dinge nicht abgewartet. Denn es befand sich nun einmal nicht in einer Verfassung, welche es möglich gemacht hätte, einen durchgreifenden politischen Gedanken zu fassen oder zu verfolgen. Vielmehr waren die Franzosen bereits damals in Deutschland so mächtig, daß Mazarin beim Tode Ferdinands III. daran denken konnte, den kaiserlichen Thron entweder mit einem ihm ergebenen Fürsten, oder gar mit Ludwig XIV. selbst zu besetzen. Sein Versuch scheiterte nach langen und zweifelhaften Wahlbewegungen, in welche alle Angelegenheiten von Europa hineinspielten, an dem Widerstand der protestantischen Churfürsten. Aber eins gelang dem Cardinal doch. Er bewirkte, daß die Satzung von Münster, nach welcher der Kaiser den Spaniern in Flandern keine Hülfe leisten durfte, in die Wahlcapitulation aufgenommen und dem Kaiser als ein Gesetz vorgeschrieben ward, an dessen Beobachtung der Besitz der Krone geknüpft sein solle. Und damit nicht etwa der neue Kaiser die von den Franzosen im westfälischen Frieden erworbenen Landstriche anzugreifen sich versucht fühlen möchte, brachte Mazarin einen Bund zur Vertheidigung derselben mit einer Anzahl deutscher Fürsten zu Stande.[1] Es waren eben diejenigen, welche sich bisher besonders an Frankreich gehalten hatten, und zwar die Führer der beiden Parteien, die drei

[1] Alliance du Rhin, Mayence, 15 août 1658. Du Mont VI, II.

geistlichen Churfürsten und Baiern auf der einen, Hessen, Lüneburg und der König von Schweden auf der andern Seite. Worauf dem Cardinal Alles ankam, vollkommene Sicherheit vor einer Feindseligkeit des Kaisers, so lange der Krieg mit Spanien noch dauerte, das war hierdurch erreicht. Von Deutschland her durften die Spanier zur Wiedererwerbung ihrer verlorenen Stellung wenigstens keine Unterstützung erwarten.

Vor dieser Gefahr gesichert, wandte sich Mazarin, denn Hülfe brauchte er, um in dem Kampfe Meister zu bleiben, auch dann noch, an England.

Hier war endlich aus allen den inneren Verwirrungen, welche die Nation in sich selbst beschäftigt hatten, ein Gewalthaber emporgestiegen, der ihre Kräfte beherrschte und ihnen eine Richtung nach außen hin gab, der Protector Oliver Cromwell. Was einst Heinrich VIII. von sich gerühmt hatte, galt von ihm noch in höherem Grade: von den beiden streitenden Königen konnte dem der Sieg nicht fehlen, auf dessen Seite er sich stellte. Aber welcher von beiden sollte dieß sein?

Die altenglische Politik, dem Schwächern beizustehen, schien den Ausschlag für Spanien zu geben. Der spanische Gesandte in England, Don Alfonso Cardenas, ließ nichts unversucht, um den Protector dazu fortzureißen, er versprach ihm, wenn er die Partei von Spanien ergriffe, Unterstützung seiner persönlichen Interessen und reiche Geldzahlungen: schon bot er eine halbe Million Dukaten an und hatte Vollmacht, noch weiter zu gehen; er brachte eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen Frankreich in Vorschlag. Für Cromwell, der sich zugleich als Protector des Protestantismus in aller Welt aufstellte, schien es einen Reiz haben zu müssen, auf einmal die Macht der Hugenotten und die englische Herrschaft im Süden von Frankreich zu erneuern. Ein englischer Emissär hat in den Bädern von Spaa dem Prinzen von Tarent den Vorschlag gemacht, sich an die Spitze der Protestanten zu stellen, und dieser hielt ein solches Unternehmen für sehr gerechtfertigt, da das Edict

von Nantes täglich verletzt werde.[1] Cromwell selbst meinte wohl, sich alsdann Bourdeaux als Sicherheitsplatz überliefern zu lassen.

An Spanien aber hatte nun auch Cromwell seinerseits eine Forderung zu stellen. Im Vertrag von 1630 war den Engländern Freundschaft und Friede so für die amerikanischen Besitzungen als für Europa von Spanien versprochen worden, aber noch wachte diese Macht mit Eifersucht über den ausschließlichen Verkehr mit ihren Kolonien: englische Kauffahrer erfuhren nach wie vor in den südamerikanischen Gewässern Feindseligkeit. In dem Verkehr auf der Halbinsel selbst wurden den Engländern wegen ihrer religiösen Abweichung mancherlei Hindernisse in den Weg gelegt. Wenn nun von einer Allianz die Rede sein sollte, so forderte Cromwell eine Abstellung dieser Mißstände sowohl in Amerika als in Europa. Aber er fand hiebei unüberwindlichen Widerspruch.[2] Spanien hatte die Absicht aufgegeben, den Katholicismus in fremden Gebieten zu erneuern, aber daran hielt es fest, daß derselbe in den eigenen ausschließend herrschen müsse. Hier beharrte es bei jenen altkirchlichen Satzungen, denen man sich in so vielen Ländern und Reichen entzogen hatte. Der exclusive Handel mit den Colonien und die unverrückte Handhabung der Religionsgesetze, die jeden andern Cultus ausschlossen, waren die beiden Angelpunkte seiner inneren Politik. Don Alonso soll auf die Anträge Cromwells

[1] Mémoires du prince de Tarente, 170: „Mr. Stouppe m'assura qu'il avait charge du protecteur de me promettre tout ce qui pouvoit dépendre de lui, si je voulois me mettre à la tête des protestants lorsqu'il seroit tems d'agir.“ Das steht nun freilich im Widerspruch mit einer Notiz in Bischof Burnets history of his own time, nach welcher derselbe Emissär dem Protector die Unternehmung widerrathen haben soll, weil die Hugenotten sich zufrieden fühlten. Ich denke aber, der Prinz von Tarent ist ein besserer Zeuge, als der Bischof, dem hievon nur eine sehr mittelbare Kunde zugekommen sein konnte.

[2] Correspondenz bei Thurloe. Vgl. Guizot Histoire de la républiqne d'Angleterre et de Cromwell II, p. 84.

geantwortet haben, das heiße so viel, als die beiden Augen seines Königs fordern.

Man begreift es, wenn sich hierauf der Protector, zumal da er Spanien für unfähig hielt, den Geldverpflichtungen, die es anbot, nachzukommen, von dieser Macht abwandte: aber war es darum für ihn rathsam, sich mit Frankreich zu verbinden? Es schien gegen alle gesunde Politik zu laufen, daß England die einzige continentale Macht verderben helfe, die den Franzosen noch Widerstand leistete. Lud er dadurch nicht eine Mitschuld an den schlimmen Folgen, welche aus der Uebermacht Frankreichs auf dem Continent hervorgehen mußten, auf sich? Zeitgenossen wie Nachkommen haben ihm in der That diesen Mangel an Voraussicht ernstlich zum Vorwurf gemacht.

Wahrscheinlich meinte Cromwell, durch ein gleichmäßiges Anwachsen der englischen Macht ein hinreichendes Gegengewicht gegen Frankreich zu schaffen. Genug: er folgte den antispanischen, mercantilen Impulsen, welche das englische Nationalgefühl in sich schloß: er warf eine Flotte nach Westindien, welche sich Jamaica's bemächtigte; indem er dadurch mit Spanien brach, schloß er ein Bündniß mit Mazarin in Frankreich und mit Carl Gustav in Schweden. Diese drei Männer schienen eine Zeitlang vereinigt zu sein, um Europa umzugestalten.

So gewann denn Mazarin England, doch war auch ihm ein Preis dafür gesetzt. Er willigte ein, die Mitglieder des Hauses Stuart, so nahe Verwandte seines Königs sie auch waren, von dem französischen Boden zu verweisen, denn von daher vor Allem schienen sie dem Protector gefährlich werden zu können. Die andere Forderung, welche Cromwell machte, daß Dünkirchen, wenn es erobert werde, in englischen Händen bleiben solle, war für den Cardinal fast noch schwerer zu bewilligen; er erschrak, als sie ihm genannt wurde, und ließ vernehmen, es werde sein Ruin sein, denn die Feindschaft des Clerus gegen ihn müsse dadurch verdoppelt werden; aber er war ein Staatsmann durch und durch: katholische Sympathien fesselten

ihn nicht; es hätte ganz außer seiner Sinnesart gelegen, ein Mittel zu verwerfen, das ihn zum Ziele führen könnte, welcher Art es auch war: ein anderes aber, den Krieg mit den Spaniern zur Entscheidung zu bringen, gab es nicht.[1] Er nahm den Vorschlag an.

Hierauf, im Juni 1657, vereinigte sich ein englisches Hülfscorps von sechstausend Mann unter Sir John Reynolds mit dem Heere Turenne's bei St. Quentin. Unter dessen Mitwirkung, nicht ohne Beihülfe englischer Schiffe, ward im October Mardyk erobert; als im Mai 1658 die Belagerung von Dünkirchen begonnen war und ein spanisches Heer herbeikam, um es zu entsetzen, hat die Festigkeit der englischen Regimenter nicht wenig zum Siege über dasselbe beigetragen. Turenne hatte sich dießmal nicht seinen Linien anvertrauen wollen und eine Aufstellung auf den Dünen genommen, an der die Angriffe der Feinde scheiterten. Seine Führung in dieser Bataille halten die Kenner für das Meisterstück seiner Strategie.

Hierauf fiel Dünkirchen und ward den Engländern überliefert; aber auch Grävelingen, Oudenarde, Ypern selbst und eine Anzahl anderer Plätze geriethen in die Hände der Franzosen. Der Widerstand der spanischen Monarchie war vollkommen gebrochen.

Was man hätte voraussehen können, geschah: der Vereinigung der beiden andern großen Mächte erlag die dritte: sie mußte auf Frieden denken.

Nachdem Cromwell zu seinem nächsten Zwecke gelangt war, hat er insgeheim den Spaniern Friedenseröffnungen machen lassen. Denn das war ohne Zweifel sein Sinn nicht, Frankreich mit den Spolien von Spanien zu verstärken. Aber die

[1] Damit entschuldigt ihn Guy Patin, der sonst sein Freund nicht ist: „Si nous n'eussions amené Cromwell de notre part, les Espagnols n'eussent jamais manqué de nous faire bien de mal.“ Lettres II, 426. Der Vertrag (23. März 1657) ist in Guizots Cromwell II, 597 vollständig mitgetheilt.

Spanier glaubten, daß er auf seine ursprünglichen Forderungen in Bezug auf die Freiheit der Religion und den indischen Handel zurückkommen würde: auch jetzt waren sie entschlossen, darin nicht nachzugeben. Sie zogen die Unterhandlung mit Frankreich der Abkunft mit England vor.

Es war nicht ein Zufall, daß Don Antonio Pimentel im October seinen Weg von Madrid nach Flandern durch das französische Gebiet nahm. Er hätte, da er eigentlich mailändische Geschäfte besorgen sollte, recht gut über Barcelona gehen können. König Philipp IV. beauftragte ihn, den andern Weg einzuschlagen, um dabei die Friedensunterhandlung in Gang zu bringen.

Siebentes Capitel.

Der pyrenäische Friede. Persönliche Stellung Mazarins.

Mit Lebhaftigkeit und Geist wurde damals in Frankreich die Ansicht aufgestellt, daß nach so entschiedenen Siegen, wie die eben erfochtenen waren, die Zeit gekommen sei, alle die alten Pläne, die vor den Unruhen der Fronde gefaßt worden, durchzuführen, das politische Uebergewicht von Frankreich auf dem Continent unerschütterlich festzustellen. Man verwarf den Frieden eben darum, weil der Feind ihn wünschte und wünschen mußte.

Der erste Minister fand aber auch von seinem Standpunkt aus in der inneren Lage von Frankreich dringenden Grund, auf die spanischen Anträge einzugehen.

Denn wenn der glückliche Erfolg des Krieges dazu beigetragen hatte, die Gährungen der Opposition nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, so waren sie doch keineswegs erstickt. Noch regten sie sich in jedem Zweige, in Kirche und Staat.

Durch Nachgiebigkeit des Hofes auf der einen, des Clerus auf der andern Seite, und zwar des ersteren in Bezug auf seine geistlichen, des andern in Bezug auf seine weltlichen Ansprüche, war ein Bruch zwischen beiden vermieden, die Versammlung des Clerus zu einem erträglich guten Ausgang geführt worden. Aber in der Geistlichkeit gab es eine starke Partei, welche die alten Prinzipien der clericalen Immunität mit Eifer und selbst mit Leidenschaft vertheidigte. Schriften

liegen uns vor, in denen das getroffene Uebereinkommen, das durch eine geringe und dabei fast zufällige, nicht einmal unzweifelhafte Mehrheit erreicht worden war, als ein Werk der Kabale und Ungerechtigkeit bezeichnet wird, als das Siegel der Knechtschaft der Kirche, eine Schmach des Jahrhunderts. Daß den Engländern das altkatholische Dünkirchen überlassen ward, machte man dem Cardinal mit Heftigkeit zum Vorwurf als eine der schreiendsten Beleidigungen, die der Kirche seit ihrem Ursprung widerfahren sei; als die unselige Folge des Kampfes zwischen den beiden katholischen Mächten, welchen die kirchliche Gesinnung immer verdammt hatte.[1] Schon früher einmal hat Mazarin eine vorübergehende und fruchtlose Unterhandlung über den Frieden, welche er mit den Spaniern pflog, bei Cromwell, der sich darüber besorgt zeigte, mit der Nothwendigkeit entschuldigt, in der er sich befinde, auf den Clerus und den Papst einige Rücksicht zu nehmen. Sollte er das nicht, sobald es mit der Macht des Landes und seiner eigenen Autorität vereinbar war, mit größerem Ernste thun?

Wie der Clerus an dem einen der großen Verbannten, dem Cardinal Retz, so hielt ein nicht geringer Theil des Adels an dem andern, dem Prinzen von Condé fest, der durch den Ruf seiner glänzenden Kriegsthaten einem Jeden gleichsam gegenwärtig geblieben war. Der Prinz von Tarent, der einige Zeit zuvor die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erlangt hatte, verhehlt in seinen Denkwürdigkeiten nicht, daß seine Absicht gewesen sei, dem Prinzen von Condé Dienste zu leisten, und bald finden wir ihn in Verbindung mit den alten Anhängern desselben in Poitou, Anjou, Orleannais, Nivernais. Die Edelleute dieser Landschaften scheuten sich nur darum, ein eigentliches Bündniß mit Condé abzuschließen, weil sie ohne ein so entschiedenes Auftreten noch eine größere Anzahl in ein Ein-

[1] Remonstrance au roy sur la remise des places maritimes de Flandres entre les mains des Anglais.

verständniß gegen Mazarin zu ziehen hofften. In der Normandie war die bloße Anwesenheit der Herzogin von Longueville, so sehr sie es auch vermied, sich in diese Irrungen wieder einzulassen, genügend, um die Gemüther in Gährung zu erhalten. Zur Zeit der Belagerung von Dünkirchen soll man in den Niederlanden die Absicht gehabt haben, wenn es mit dem Entsatz gelinge, einen namhaften französischen Führer nach der Normandie zu werfen, um die Mißvergnügten um sich zu sammeln.[1] Nachdem dort die Würfel anders gefallen waren, gab man doch die alten Hoffnungen nicht auf. Einst traf der Prinz von Tarent mit dem Herzog von Retz, Bruder des Cardinals, in Auxerre zusammen. Der Herzog versicherte dem Prinzen, sein Bruder bereue nichts mehr, als sich jemals mit Condé entzweit, dessen Gnade verscherzt zu haben: der Prinz von Tarent antwortete mit dem Wunsch, daß sich die Freunde Beider vereinigen möchten, um gegen den gemeinschaftlichen Feind gemeinsam zu handeln.[2]

Von Seiten des Adels ist davon die Rede gewesen, auf die Berufung der Generalstände zu dringen. Wie leicht hätte sich dann eine Vereinigung der drei Stände gegen den Cardinal Mazarin bilden können.

Denn auch in den Communen, namentlich des südlichen Frankreich, in den meisten Provinzen war viel übler Wille gegen ihn.

Im Parlament zu Dijon waren einige Finanzedicte in Gegenwart des Hofes durchgesetzt worden, gleich nach seiner Entfernung aber erhob sich Widerstand gegen sie; der Hof schritt auch hier zu Exilirungen der Parlamentsmitglieder. In Grenoble mußte der Intendant Pellot, der mit dem Parlament in stetem Kampfe lag, aus der Stadt weichen, die ihm keine Sicherheit mehr darbot. In Marseille[3] ließ der Hof eine Inschrift

[1] Guy Patin, 13 août 1658, II, 413.
[2] Mémoires de Henri Charles de la Tremoille, Pr. de Tarente, 217.
[3] Anmerkungen zu den Memoiren von Cosnac, I, 282.

zum Lobe Heinrichs IV., in der von einer Vereinigung der Freiheit mit der Herrschaft die Rede war, herabnehmen. Bei der Wahl der Consuln war es zu einer Bewegung gegen den Gouverneur gekommen, die man strafen wollte. Hie und da, in der Sologne, in Bearn, regten sich die Bauern.

Waren nun dieß die alten Feindseligkeiten, welche von jeher hatten gefürchtet, bekämpft werden müssen, so gab es überdieß noch andere, die in der Partei Mazarins selbst entsprangen. In den von ihm gesetzten Gouverneurs regte sich das alte Gefühl der Unabhängigkeit; statt zu gehorchen, unterhandelten sie; sie sannen wohl gar auf Mittel, die Communication der Regierung mit ihrer Provinz zu erschweren; in ihren Gebieten erlaubten sie sich alles; nur noch den Namen des Königs erkannten sie an. [1]

Unter den höheren Staatsbeamten hatte sich besonders Nicolas Foucquet mit seiner den Kredit beherrschenden Thätigkeit unentbehrlich gemacht; er allein wußte das baare Geld herbeizuschaffen, das für die Armee, die Gesandtschaften, den Hofhalt gebraucht wurde; er verfuhr dabei mit eben so viel Eigenmacht und Ehrgeiz wie Geschicklichkeit; und es ist sehr wahrscheinlich, was er versichert, daß er bereits die Eifersucht des Ministers erweckt habe. Um sich gegen dieselbe auf alle Fälle zu sichern, oder wenigstens überblicken zu können, was er dagegen zu thun vermöge, hat er im Jahr 1658 einen Plan der eignen Vertheidigung entworfen. Er begründete ihn darauf, daß ein Platz in seinen Händen war, den er für unüberwindlich hielt, Belle-isle; hauptsächlich aber zählte er auf eine Anzahl Gouverneurs anderer Festungen, einige Befehlshaber in der

1 Production de M. Talon contre Foucquet, 146. Les gouverneurs des provinces et ceux des places frontières, oubliant les devoirs de gratitude et de fidélité, s'étoient rendus les maîtres absolus de leurs gouvernements et traitoient avec le roi, comme s'ils les eussent possédés à titre de souveraineté et d'indépendance. Foucquet stellt es nicht in Abrede.

Marine, andere Freunde in allen Ständen. Von der Opposition der Geistlichkeit und der Parlamente hoffte er unterstützt zu werden: auch er hat noch einmal an eine Versammlung der Generalstände gedacht.

Es liegt am Tage, daß, so lange der Krieg mit seinen Bedürfnissen und seinem schwankenden Glück fortdauerte, diese mannigfaltigen Gährungen niemals beruhigt werden konnten, daß dieß nur im Frieden möglich war.

Eines der förderlichsten Momente für denselben lag in dem Tode Cromwells, der im September 1658 eintrat. Wenn seine Verbindung mit Frankreich dazu gedient hatte, bei den Spaniern die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Friedens hervorzubringen, so ließ sein Tod dem Cardinal Mazarin freien Raum, ohne die Rücksicht, die der Protector gefordert oder erzwungen haben würde, die eigenen Gesichtspunkte der französischen Politik im Auge zu behalten.

Unter diesen Umständen erschien nun im December 1658 Don Antonio Pimentel an dem französischen Hoflager, das damals in Lyon war: und zwar bot er nicht allein den Frieden an, sondern auch die Annahme einer Bedingung, auf welche die Franzosen von jeher den größten Werth gelegt hatten.

Schon während der Friedensunterhandlungen zu Münster war davon die Rede gewesen, daß man den Streit der beiden Kronen durch eine Vermählung zwischen dem jungen König von Frankreich und der aufwachsenden Tochter des Königs von Spanien, Maria Theresia, versöhnen sollte. Gleich bei der ersten Besprechung der Sache leuchtete aber auch ein, daß diese Vermählung, da die Infantin ein eventuelles Erbrecht auf die Krone besaß, Folgen haben konnte, welche über die vorliegenden Streitpunkte weit hinausreichten. Im Jahre 1656 erklärte Lyonne, der nach Spanien geschickt worden war, um neue Friedenseröffnungen zu machen, er werde die Rückgabe aller Eroberungen ohne Ausnahme zusagen, die Friedensartikel, die man in Spanien aufsetzen würde, blindlings unterschreiben,

wenn man ihm statt aller andern Bedingungen die Vermählung der Infantin bewillige.[1] Aber die Spanier antworteten ihm, in dem Successionsrechte derselben liege ein unübersteigliches Hinderniß dieser Ehe; denn Niemand könne doch wollen, daß die Kronen von Frankreich und Spanien einmal auf Einem Haupte vereinigt würden. Seitdem aber war dem König von Spanien ein junger Infant, den man für lebensfähig hielt, geboren worden, und noch fernere Nachkommenschaft ließ sich erwarten. Wenn die Aussicht, daß die Infantin zur Succession in Spanien berufen werden könne, dadurch an Wahrscheinlichkeit verlor, so war auf der andern Seite das Bedürfniß des Friedens bis zu unbedingter Nothwendigkeit gewachsen. Noch immer wurde es Philipp IV. sehr schwer, aber er sagte, er wolle der Welt beweisen, daß er den Frieden begehre, auch um den höchsten Preis: er willige ein, dem König von Frankreich seine Tochter zur Gemahlin zu geben, „zum Besten des Friedens."[2] So läßt er sich gegen seinen natürlichen Sohn, Don Juan, vernehmen. Don Antonio Pimentel hatte den Auftrag, dem König von Frankreich zugleich den Frieden und die Hand der Infantin anzubieten.

Für Mazarin gab es noch ein besonderes Motiv, den Antrag mit Freuden zu begrüßen. Vor wenigen Monaten hatte eine gefährliche Erkrankung Ludwigs XIV., der dabei schon einmal halb aufgegeben, aber durch ein kräftiges Heilmittel gerettet und dann rasch wieder genesen war, daran erinnert, wie nothwendig es auch für Frankreich sei, die regelmäßige Thronfolge zu sichern und ihn zu vermählen. Mazarin war um so mehr dafür, da es die Beruhigung des Landes befördern mußte. Eine der Lage der Dinge und den Wünschen der Mutter entsprechendere Vermählung konnte aber nicht gefunden werden, als die angebotene.

[1] Lettre de Lionne, 24. Sept. 1656, bei Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne, I, 35.

[2] „no recusandola aunque sea a tan subido precio."

Indem nun Mazarin ungesäumt auf den Antrag Pimentels einging, ließ er sich jedoch nicht so rücksichtslos, wie einst Lionne, über die dagegen zu gewährenden Zugeständnisse vernehmen. Er sagte nur: „bisher sei die Absicht seines Königs gewesen, von den durch sein Kriegsheer gemachten Eroberungen keine einzige wieder herauszugeben; an diesem Beschluß werde er jedoch nach dem jetzt gemachten Anerbieten nicht festhalten, sondern über jeden Streitpunkt die Hand gern zu gütlicher Abkunft bieten."

Eine unerwartete Schwierigkeit fand sich bei dem ersten Schritte: Ludwigs XIV. persönliche Wünsche gingen damals nicht nach dieser Seite hin; er hatte vielmehr eine Neigung zu einer der Nichten Mazarins, Maria Mancini, gefaßt, die sogar meinte, Königin werden zu können, ihrem Oheim, der davon nichts hören wollte, zum Trotz. Wenn sie von dem jungen König entfernt war, schrieb ihr dieser lange Briefe und versäumte darüber seine Geschäfte. Wie sehr thut man Mazarin Unrecht, wenn man meint, er habe dieses Verhältniß jemals begünstigt. Er erklärte vielmehr dem König, en könne vor Unmuth darüber nicht schlafen; ehe er es billige, wolle er auf Alles, was ihm durch seine und seines Vaters Gnade zu Theil geworden, Verzicht leisten und sich mit seiner Familie in ein Schiff setzen, um sein Leben in einem Winkel von Italien zu beschließen, wo es seinen Trost ausmachen werde, daß er Frankreich vor einem großen Unheil bewahrt habe. Beinahe in dem Tone, den Richelieu gegenüber dem Vater angeschlagen, stellt er dem Sohne vor, daß Gott die Könige gesetzt habe, um für das Wohl, die Sicherheit und die Ruhe ihrer Unterthanen zu leben, und Fürsten, die deren Wohlfahrt ihren besondern Leidenschaften zum Opfer bringen, mit Strafen heimsuche:[1] wofür

[1] Lettres du Cardinal Mazarin, Ausg. von 1745, I, 75. „non pas pour sacrifier ce bien là et ce repos à leurs passions particulières": er gedenkt der unglücklichen Fürsten, „qui ont obligé par leur conduite la providence divine à les abandonner."

die Geschichte reich an Beispielen sei. Ein König könne allerdings thun, was er wolle, aber er müsse Gott und der Welt davon Rechenschaft geben, dem ersten um seines Seelenheils willen, der andern für seinen Ruhm und sein Ansehen. Ueberdieß aber, der Prinz von Condé wie dessen Freunde seien wachsam: eine solche Handlung des Königs würde ihm einen guten Vorwand geben, um sich in Frankreich zu neuer Geltung zu bringen; die Parlamente, die Großen, der Adel, ja alle Unterthanen würden auf seine Seite treten.

Mazarin hatte einen Augenblick Grund zu der Besorgniß, dem König durch seinen Widerspruch mißfallen, seine Ungnade auf sich gezogen zu haben.[1] Die Antworten, die er von ihm empfing, waren eben so einsilbig wie formlos; aber endlich bezwang sich Ludwig XIV. und unterwarf seine Neigungen den Nothwendigkeiten des Staates. Denn das leuchtete ein, daß die Regierung ohne den Frieden, den das ganze Land mit einmüthigem Ungestüm forderte, nicht mehr bestehen konnte, der Friede aber ohne Vermählung unmöglich war. Auch die Nichte Mazarins hatte den König gebeten, seinen Briefwechsel mit ihr abzubrechen; Mazarin erhielt von ihm wieder Briefe voll Anerkennung und Huld. Er bezeichnete sie als das Heilmittel aller seiner Leiden und ging nun daran, die mit Pimentel begonnene und bis zur Festsetzung der Präliminarien fortgeführte Unterhandlung in persönlicher Conferenz mit dem ersten spanischen Minister, Don Luys de Haro, zu Ende zu führen.

Es erinnert noch einmal an die Sitten der germanischen Altvordern, welche ihre Friedensgespräche auf den Inseln der Flüsse zu halten liebten, daß eine kleine Insel der Bidassoa, von der nicht ausgemacht war, zu welchem von beiden Reichen sie gehöre, und die deßhalb für das gemeinschaftliche Besitzthum beider erklärt werden konnte, zur Zusammenkunft der beiden

[1] Schreiben an den König, 12. Sept. „Je ne doutois pas que, faisant réflexion sur les motifs qui m'ont obligé de vous écrire avec liberté, vous ne m'en aimeriez davantage.“

Minister bestimmt wurde. Am 13. August 1659 sah man die Ufer des kleinen Flusses auf der französischen Seite von den Garden des Cardinals Mazarin zu Fuß und zu Pferde, die in prächtigem Waffenschmuck mit scharlachnen Mänteln erschienen, auf der spanischen von zwölfhundert Mann, deren verwitterte Monturen ihren langjährigen Dienst erkennen ließen, eingenommen. Von dort fuhren 30 Carossen, jede mit 6 Pferden, von hier nur etwa halb so viel, mit Maulthieren bespannt, heran. Auf beiden Seiten hatte eine Anzahl Edelleute des Gefolges die Erlaubniß, mit auf der Insel zu erscheinen; die spanischen, übrigens bescheidener gekleidet als die französischen, glänzten doch durch reicheren Schmuck kostbarer Edelsteine. In dieser Umgebung betraten die beiden Minister die Insel: sie hatten keine vorläufigen Besuche gewechselt; zuerst in dem Conferenzgebäude sahen und begrüßten sie einander; für jeden war ein Lehnstuhl mit einem kleinen Tisch bereit, da setzten sie sich nieder, um die Geschicke der Welt zu regeln. Indeß ließen sich die beiderseitigen Gefolge durch ein Verbot, das aus Vorsicht erlassen war, nicht abhalten, mit einander Bekanntschaft zu machen; die Spanier traten zuerst bei den Franzosen ein, die Franzosen dann bei den Spaniern: mit Vergnügen bemerkten die Minister die von aller Gereiztheit entfernten Gesinnungen beider Nationen.

Daß die Franzosen in den Unterhandlungen, die nun begannen, das Uebergewicht besaßen, darüber wird man sich nicht wundern, da ihnen das Kriegsglück günstig gewesen war; sie hatten sogar den Vortheil, daß die verabredete Vermählung als das Motiv erschien, das ihre Ansprüche mäßige. In diesem Sinne waren denn auch die wichtigsten Punkte in den Präliminarien bereits ausgemacht, doch hat man noch fünf und zwanzig Mal zusammen kommen müssen, um über die in denselben nicht erledigten Abkunft zu treffen.[1]

[1] Histoire de la paix, conclue sur la frontière de France et d'Espagne, Cologne 1667, 41.

Wir müssen, da uns der Streit so lange beschäftigt hat, auch der Bestimmungen, durch die er für's Erste beigelegt wurde, nähere Erwähnung thun.

Auf den Besitz eines eigentlichen Gebietes in Italien leistete Frankreich in dem pyrenäischen Frieden so gut Verzicht, wie in Chateau Cambresis und in Vervins, aber es behauptete Pinerolo, welches ihm die altspanische Politik so lange bestritten hatte, und dadurch einen offenen Eingang in dieses Land, ununterbrochenen Zusammenhang mit den Fürsten desselben.

Frankreich gab ferner Catalonien der Herrschaft seines alten Grafen und Königs zurück; aber es behielt Roussillon, und zwar durch Conflans und die Cerdagne zu dem Umfang eines ansehnlichen Fürstenthums vergrößert. Die Spanier nahmen den Grundsatz an, daß die Höhe der Pyrenäen der Grenzscheide der beiden Nationen bilde. Dadurch gewann Frankreich ein Bollwerk, durch welches Languedoc vor den Einbrüchen der Spanier, die es früher so oft bedrängt hatten, auf immer gesichert wurde.

Den Herzog Carl IV. von Lothringen hatten die Franzosen, die in ihm einen höchst gefährlichen Feind sahen, seines Landes beraubt; die Spanier, zu denen er sich mit Eifer hielt, hatten ihn, durch seine unruhige Beweglichkeit und sein zweideutiges Verhalten beleidigt, zuletzt sogar gefangen gesetzt und aus den Niederlanden nach Spanien abgeführt. Beide Theile kamen jetzt überein, ihn zu befreien und in sein eigentliches Herzogthum herzustellen, aber Barrois, Moyenvic, Clermont und vor Allem Stenay, in dessen Besitz man ein Denkmal der jugendlichen Tapferkeit Ludwigs XIV. sah, sollten den Franzosen verbleiben. Einst hatte sich der Abschluß des Friedens hauptsächlich daran gestoßen, daß die Franzosen die Schleifung der Festungswerke von Nancy verlangten, die Spanier sie verweigerten: jetzt gaben diese ihren Widerspruch auf. Ein Artikel des Vertrages setzte fest, daß die Kriegsmunition aus Nancy abgeführt, die Festungswerke selbst geschleift und niemals wieder

hergestellt werden sollten. Der Gefahr, von Lothringen aus, wie bisher so oft, angegriffen zu werden, wollte Frankreich auf immer entledigt sein.

Ueberhaupt sprengte nun die französische Krone die ihr längs ihrer östlichen Provinzen Jahrhunderte lang von dem Hause Burgund gesetzten Marken. Franche-Comté gab sie zurück, aber sie behielt beinahe ganz Artois, vor Allem jenes Arras, um das mit so großer Anstrengung gekämpft worden war; sie beraubte Flandern seiner besten Küstenplätze; Thionville riß sie von Luxemburg, Landrecies und Avesnes von dem Hennegau los. Besonders in der Erwerbung des letztern Platzes gefiel sich Mazarin, da es ihm damit fast unerwartet gelang; er weiß nicht genug zu sagen, wie viel die Champagne dadurch an Sicherheit gewinne.

An den letzten Feldzügen hatte Mazarin oft in Person Theil genommen und sich über die militärische Wichtigkeit der meisten Ortschaften eine bestimmte Anschauung gebildet. Man behauptet, das habe ihm in der Führung der Unterhandlung eine gewisse Ueberlegenheit über Don Luys gegeben, der sich immer erst Auskunft von Andern verschaffen mußte.

Nun erst ließ die spanische Linie des Hauses Oesterreich ihre Rechte auf den Elsaß fallen, — sie erkannte an, was in dem deutschen Frieden festgesetzt war. Mazarin drang darauf, und Don Luys de Haro willigte ein, daß die spanische Besatzung nach so langer Anwesenheit aus Jülich wieder abgeführt ward. Auch Don Luys fühlte lebhaft, was das zu bedeuten hatte. Die spanische Monarchie mußte die ganze alte Weltstellung, welche sie in Bezug auf das mittlere Europa eingenommen, aufgeben und verlassen, Mazarin pries sich glücklich, daß er mit so vielem Erfolg in die Fußtapfen Heinrichs IV. trat.

Gegen alle die Vortheile, die er erlangte, machte er den Spaniern nur zwei Zugeständnisse von Bedeutung. Er willigte ein, auf den Bund mit Portugal Verzicht zu leisten, „weil der

allgemeine Friede der Christenheit, der sonst nicht zu Stande kommen könne, dem besondern Interesse von Portugal vorzuziehen sei;" und erklärte sich bereit, dem Haus Braganza keine Hülfe weiter zu leisten. Ferner aber: Mazarin übernahm die Befriedigung des Prinzen von Condé. In den Präliminarien hatte er nur bewilligt, daß derselbe in seine Privatgüter hergestellt werden solle; denn der Prinz müsse, wenn er nach Frankreich zurückkomme, seine Beförderung und sein Glück allein von seinem König erwarten. In der That aber konnte sich Spanien damit nicht begnügen. Philipp IV. hatte dem Prinzen von Condé wie im ersten Vertrag, so später zu wiederholten Malen zusichern lassen, daß er keinen Frieden machen wolle, ohne ihn auch in seine öffentliche Stellung, sein Gouvernement und sein Hofamt hergestellt zu sehen. Er konnte von diesem Versprechen um so weniger zurücktreten, da sich Condé um Spanien so große Verdienste erworben hatte; wie ja die öffentliche Stimme demselben die Errettung großer Provinzen, Cataloniens und selbst der Niederlande, zuschrieb. Hierauf gestützt meinte der Prinz für den Fall, daß man ihm in Frankreich nicht gerecht werde, überaus umfassende Entschädigungen von Spanien verlangen zu dürfen; vor Allem auf den souveränen Besitz der Franche-Comté war sein Ehrgeiz gerichtet.[1] In den Briefen, welche Mazarin über seine Unterhandlungen mit Don Luys de Haro an seinen Hof gerichtet hat, erscheint dieser unentschlossen, schwankend und von geringer Einsicht in die wahren Interessen seines Landes. Ich denke aber, Mazarin beurtheilte seinen Gegner unrichtig, da er weder den ganzen Umfang der Forderungen des Prinzen kannte, noch den Ernst des Königs von Spanien, sich der Ansprüche desselben mit Ehren zu entledigen. Was er als ein Werk seiner persönlichen Geschicklichkeit anzusehen liebt, ist eben so wohl die Folge der Nothwendigkeit, den Prinzen um jeden Preis zu befriedigen, in der sich Don

[1] Instruction pour le S^r Caillet.

Luys befand. Spanien konnte sich gern einige Verluste mehr gefallen lassen, wenn Frankreich diese Befriedigung übernahm: dafür hauptsächlich ist demselben Avesnes abgetreten worden. Seinerseits bewilligte Mazarin dann endlich die Wiederherstellung des Prinzen von Condé in seine Würden im Staat und Hof; das Gouvernement von Burgund ward ihm selbst übertragen, seinem Sohne die Oberhofmeisterwürde. Mazarin bemerkte, daß, wenn darin ein Nachtheil liege, das doch mehr ein vorübergehender sei, der gegen den Vortheil auf immer, den die Monarchie durch eine neue sichernde Erwerbung mache, nicht in Betracht kommen dürfe.

Wollte man die Veränderung, welche durch diesen Frieden nach so langem Kampfe bewirkt wurde, im Allgemeinen bezeichnen, so lag sie in der Weiterbildung des großen geographisch-militärischen Systems der französischen Monarchie. Auf allen Seiten, an den Pyrenäen, an den Alpen, hauptsächlich an den Grenzen des deutschen Reiches und der Niederlande gewann Frankreich in den neu erworbenen Plätzen — wie denn auch Roussillon deren drei hatte — eben so viel bedeutende Positionen zur Vertheidigung und Abwehr, so wie zu künftigen Angriffen. Die Aufstellung am Oberrhein, welche es dem westfälischen Frieden verdankte, wurde im weitesten Umfang ergänzt. Spanien ward aus jener engen Verbindung mit dem deutschen Reiche, welche seine Politik seit anderthalb Jahrhunderten bestimmt hatte, weiter hinaus gedrängt; in seiner allenthalben gefährdeten Lage glaubte es genug zu gewinnen, wenn es sich freie Hände für den Krieg gegen Portugal zur Herstellung seiner alten Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel selbst verschaffte.

Wie umfassend aber diese Fortschritte der französischen Macht auch sein mochten, so erreichten sie doch lange jene Erwartungen nicht, die vor dem Ausbruch der Fronde im Augenblick der größten Ueberlegenheit der Waffen gehegt worden waren: die Erwerbung der gesammten Niederlande, Luxemburg eingeschlossen,

Lothringens und der Franche-Comté, wie zugleich die Unterwerfung von Neapel, hatte Mazarin damals für möglich gehalten. Darf man wohl annehmen, daß der verschlagene Staatsmann, der Gewinn an Gewinn zu knüpfen gewohnt war, die alten Entwürfe durchaus habe fahren lassen, daß er, Frieden schließend, Frieden auf immer zu halten dachte? In der Bedingung, auf welche alles Andere gebaut wurde, der Vermählung des Königs von Frankreich mit der Infantin, lag zugleich die Aussicht einer neuen, noch größern Weltstellung, und er faßte sie mit Bewußtsein ins Auge.

Die Franzosen machten gleich damals einen Versuch, die Verzichtleistung der Infantin auf die künftige Nachfolge in Spanien zu vermeiden: allerhand Gründe führten sie dafür an. Hierin waren die Spanier unerschütterlich: sie erklärten den Act der Verzichtleistung für die unerläßliche Bedingung, unter welcher die Vermählung und der Friede allein möglich sei. Aber den Franzosen gelang es, in den Vertrag selbst eine Clausel zu bringen, durch welche die Gültigkeit dieses Wortes an die richtige Zahlung der Aussteuer der Infantin in bestimmten Terminen geknüpft wurde, die dann in der That nicht eingehalten worden sind. Ueberdieß aber: man hielt allgemein dafür, daß auch der ausgesprochene Verzicht im eintretenden Falle die neue Königin von Frankreich, ihren Gemahl und ihre Kinder nicht binden werde. Don Luys de Haro hat das einmal selbst auf das Bestimmteste gesagt. Er ließ vernehmen, wenn die beiden jetzt lebenden Infanten ohne Erben der Monarchie wieder entrissen würden, so werde nichts in der Welt die Nation abhalten, in der Infantin ihre Königin zu sehen: denn ein einfacher Artikel in einem Vertrag könne unmöglich die Fundamentalgesetze eines Reiches in Zweifel stellen.[1] Davon war auch Mazarin, davon waren viele Andere überzeugt. Indem

[1] Extrait d'une narration de la négociation du mariage par M. de Lionne bei Mignet, Négociations I, 43.

der Friede, den man traf, die Verhältnisse der beiden Monarchien endlich definitiv zu ordnen schien, lag doch in der obersten Bedingung, auf der er beruhte, ein Same neuer, die Welt umfassender Irrungen zwischen den beiden Reichen.

Für den Augenblick wurde aber nur das bemerkt, was zur öffentlichen Kunde kam. Die weiter reichenden Entwürfe lagen in tiefem Dunkel begraben, oder erschienen den Wissenden als ferne Möglichkeiten, für die zu sorgen den künftigen Zeiten überlassen bleiben könne;[1] der Friede beruhigte die Welt. Die vollzogene Vermählung schien ein gutes Vernehmen zwischen den großen Monarchien auf immer zu befestigen.

In dem genugthuenden Gefühle des Steuermanns, der nach einer stürmischen und gefährlichen, aber eben so gewinnreichen Fahrt das Schiff in den Hafen führt, kehrte Mazarin von der Grenze nach der Hauptstadt zurück. Er konnte schon die beruhigende Wirkung wahrnehmen, welche er von dem Abschluß des Friedens für das Innere und für seine eigene Autorität erwartet hatte.

Es war doch etwas, daß sein großer Gegner, der erste Prinz von Geblüt, und zugleich vielleicht das erste militärische Talent der Zeit, nach zehnjährigem Kampf sich vor ihm beugte und mit dem Entschluß, allem Widerstreben zu entsagen, nach Frankreich zurückkehrte. Für Ludwig von Condé war nun die Epoche gekommen, wo er das Beispiel seines Vaters befolgen sollte. Er empfand es bereits unangenehm, wenn man ihm sagte, er sei bei dem Hofe nicht völlig in Gnaden; er bat seine Freunde, Alles, was in ihren Kräften stehe, anzuwenden, um ihn mit dem ersten Minister in ein gutes Verhältniß zu bringen.[2]

Conti hatte, wie wir sahen, diesen Entschluß schon fünf

[1] Nani, Relatione 1660, bezeichnet als die Meinung des Tages: „che non ostante tutte le promesse, le renuntie e li giuramenti, in caso di qualche disgratia prevalerebbe al diritto la forza.“

[2] Prince de Tarente, 233: „Il me conjure de faire tout mon possible pour établir une entière confiance entre lui et le ministre.“

bis sechs Jahre früher gefaßt; im Grunde durfte man sich nicht verwundern, wenn er sich mit einer Nichte Mazarins vermählte, wie ja sein Bruder selbst sich früher auf den Wunsch des Vaters mit einer Nichte Richelieu's vermählt hatte. Einleuchtend ist es doch, daß, wenn Verhältnisse dieser Art geschlossen worden waren und geschlossen werden konnten, der auf den Ansprüchen des Blutes beruhende Gegensatz mehr den Personen galt als dem System. Conti hatte sich bei seiner Verbindung mit Mazarin sehr wohl befunden. Wohin, nachdem er den geistlichen Stand aufgegeben hatte, sein ganzer Ehrgeiz ging, an der Spitze einer großen Armee zu stehen, das war ihm, selbst wenn sein Wunsch nicht leicht zu erfüllen war, gewährt worden. Als durch den Tod Gastons das große Gouvernement von Languedoc eröffnet wurde, hielt der Bruder des Königs, auf den nun der Titel von Orleans überging, sich auch zur Nachfolge seines Oheims in Languedoc für berechtigt: Mazarin ließ es sich, wie er selbst erzählte, ein schönes Gemälde seiner Sammlung kosten, um den Zurückgesetzten zu begütigen; das Gouvernement gab er an Conti.

Wenn Richelieu, mit dem Hause Condé verbündet, dagegen die Vendomes niedergehalten und verfolgt hatte, so war es Mazarins Politik, auch diese zu gewinnen. Cesar de Vendome war wieder an der Spitze der königlichen Armeen erschienen und längst in jene Stellung eines Großmeisters und obersten Intendanten der Schifffahrt und des Handels, welche Condé so lebhaft in Anspruch nahm, eingetreten; seinen Sohn Beaufort, der die Anwartschaft auf dieß Amt erlangte, den alten König der Hallen, finden wir in Kurzem die französischen Flotten in beiden Meeren befehligen. Der jüngere seiner Söhne, Herzog von Mercoeur, aus den großen Geschlechtern der erste, welcher sich an das Glück Mazarins angeschlossen, eine von dessen Nichten geheirathet hatte, war mit dem Gouvernement Provence betraut worden.

So hatte der Prinz von Savoyen-Carignan, auf welchen von seiner Mutter der Titel von Soissons übergegangen war,

seiner Vermählung mit Olympia Mancini das Gouvernement Champagne zu danken: für Olympia selbst ward die Stelle einer Oberintendantin des Hofhaltes der Königin geschaffen, die ihr am Hofe Rang und Einfluß gab.

Nicht immer war die von Richelieu gegründete Familie mit der Behandlung zufrieden gewesen, welche sie von Mazarin erfuhr; zuletzt aber wählte dieser doch ein Mitglied derselben, um seinen Namen in Frankreich fortzuführen, es war de la Porte de la Meilleraye, Sohn des Marschalls und zu dessen Nachfolger in dem Gouvernement von Bretagne und der Großmeisterschaft der Artillerie bestimmt, einer der mächtigsten und reichsten Herren des damaligen Frankreich. Mit der schönsten der Nichten Mazarins, die jedoch diesen Namen noch auf eine andere Weise, als der Cardinal, durch mannigfaltige Abenteuer in der Welt bekannt machen sollte, vermählte sich Meilleraye.

So gründete sich Mazarin eine noch großartigere Familienallianz, als Richelieu, er brachte vielleicht noch ein größeres Vermögen zusammen. Er hatte anfangs erklärt, er begehre nichts für sich selbst; nach und nach häuften sich vierzig Aemter in seiner Hand; unter seinen Gouvernements war das einträglichste das deutsche des Elsaß, das auf Meilleraye übergehen sollte. Ein unermeßliches Patronat verschaffte ihm die unbedingte Autorität, mit welcher er über die geistlichen und weltlichen Würden des Reiches überhaupt verfügte. Man sah damals darin noch mehr die Uebertragung einer Berechtigung als einer Pflicht: auf Fähigkeit kam es weniger an, als auf persönliche Gunst und Gnade; wie ja die Stellung Mazarins selbst nicht so sehr ein übertragenes Amt, als ein eroberter Besitz und persönliche Macht war.

Noch in seinen letzten Jahren erschien Mazarin als ein stattlicher Mann von braunem, lockigem Hauptthaar, breiter und hoher Stirn, sorgfältig in seinem Aeußern: von jener Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigene Ruhe die Andern beruhigend. Wenn

aber bei irgend einem Andern, so lernte man sie bei Mazarin als Außenseite kennen. Bei der ersten Begegnung umarmt er Die, welche ihm und der Sache des Königs Dienste geleistet haben, und erwirbt ihr volles Zutrauen. Wie bald aber ändert sich diese Meinung. Die Meisten sahen sich in ihren Erwartungen geradezu getäuscht. Man sagte von Mazarin, der Dankbarkeit, die man ihm schuldig sei, werde man durch die Art und Weise entledigt, in der er die Erfüllung seiner Zusagen lange verzögere und endlich nicht ohne Unannehmlichkeiten gewähre. Nur Diejenigen schien er zu schätzen, die noch nicht ganz gewonnen waren:[1] man mußte selbständig sein, gefährlich werden können, um etwas bei ihm zu erreichen. Die, welche weniger von ihm abhingen, hatten sich größerer Berücksichtigung zu erfreuen, als Die, welche er ganz in seinen Händen hatte: wie unter anderem die Bischöfe einen Vorzug, den er den Marschällen und Herzogen vor ihnen zugestand, sich nur daher erklären konnten, daß er von dem Clerus weniger Widerspruch fürchtete.

Richelieu war ein Dogmatiker der Gewalt, die er gründete, er hatte den Geist inquisitorischer Verfolgung und trieb diese bis zum Aeußersten; Mazarin suchte zu behaupten, was er fand, oder es wieder herzustellen, wenn es erschüttert war, aber unter ihm hat Niemand auf dem Schaffot geblutet, bei ihm war Alles Transaction. Denn nicht von innerer Parteiung war er ausgegangen, wie sein Vorgänger; sondern von den auswärtigen Geschäften, in denen Feindschaft und Freundschaft wechseln, der Krieg durch Unterhandlungen beendigt wird. Durch ausgleichende Unterhandlung suchte er nun auch den großen Kampf der ministriellen Autorität mit der Widersetzlichkeit und Auflehnung der untergeordneten Machthaber zum Ziele zu führen. Unter dem mannigfaltigsten Wechsel von Zuständen

[1] Sagredo: „Ha più speso e donato per guadagnare un inimico, che per ricompensare dieci amici; essendo stato incomparabilmente più rimunerati quelli che hanno svaginato la spada contro di lui, che gli altri che la sumsero a sua difesa.“

hatte er wirklich die alte Grundlage wieder gewonnen, wiewohl sie noch nicht vollständig befestigt war. Seine ganze Natur, seine diplomatische Gewandtheit, der Einfluß, der seiner Persönlichkeit wie von selbst zufiel, die Oberflächlichkeit selbst, mit welcher er haßte und liebte, machten ihn dazu fähig. — Doch sind ihm seine Erfolge nicht ohne Mühe zu Theil geworden.

Unter andern beweisen die handschriftlichen Aufzeichnungen von seiner Hand, die in einer ganzen Reihe kleiner Hefte und Bändchen noch übrig sind, eine der Gegenwart und den vorliegenden Verhältnissen zugewandte Aufmerksamkeit ohne Gleichen. Man bemerkt darin den Wechsel der Stimmungen des Tages, Notizen über die persönlichen Gesinnungen des Einen und des Andern, den Einfluß eines Beichtvaters, die Verbindung eines Großen mit dem Provinzialadel, die Ansprüche der Gesandten, Regeln, die er sich selber nach den Erfahrungen, die er gemacht hat, vorschreibt. Zusammengestellt und auf ihre Epochen zurückgeführt, werden die in diesen Heften enthaltenen Bemerkungen noch einen reichen Stoff für eine ausführliche Geschichte liefern: vielleicht ein Tagebuch von Wahrnehmungen und Entschlüssen.[1]

So wenig als Denen, die Stellen und Gnaden bei ihm suchten, erschien Mazarin den fremden Gesandten auch von den befreundeten Mächten zuverlässig.[2] Eines Tages hören sie ihn alle die Möglichkeiten, welche die eingeschlagene Richtung darbietet, mit Feuer und Beredtsamkeit entwickeln; wenn sie ihn wieder besuchen und etwa ein günstiger Augenblick vorübergegangen ist, zieht er aus seinen Vordersätzen vollkommen andere Folgerungen.

In den Unterhandlungen, die er persönlich führt, zeigt er beinahe eine kaufmännische Ader. Die Waare, die er los sein will, schlägt er hoch an, obwohl er sie von Herzen gering

[1] Libriccivoli del C[l] Mazarin in der Kaiserl. Bibl. zu Paris. Seitdem ich dieß schrieb, ist dazu, wie oben bemerkt, ein sehr guter Anfang durch Cousin gemacht worden.

[2] Sagredo: „il negotiare col C[le] è azardissimo, perchè promette tutto e mantiene poi a misura che le congiunture permettono.“ — „Possiede la quintessenza della finezza e della accortezza.“

schätzt;[1] den Werth dessen, was man ihm anbietet, obwohl er ihn vollkommen erkennt, sucht er herabzusetzen. Gegen das, was der Andere wünscht, stellt er sich gleichgültig an, obwohl er es nicht minder begehrt und begehren muß. Unendlich glücklich fühlt er sich, wenn er am Ende noch größere Vortheile davon trägt, als er ursprünglich erhalten zu können meinte. Der Königin und dem König schildert er sein Verfahren bis ins Kleinste, nicht gerade mit Selbstgefälligkeit, aber mit einem gewissen Behagen und mit sichtbarer Freude, wenn ihm sein Vorhaben gelingt.

Unleugbar ist sein Eigennutz. Bei Besetzungen der Stellen nimmt er sich nicht übel, auf eine oder die andere Weise einem Vortheil von ein paar tausend Scudi nachzugehen; er läßt bemerken, indem er ein Patent selbst überliefert, daß er dem Ernannten dadurch die Geschenke erspart, die sonst dem Ueberbringer hätten bezahlt werden müssen; er macht Halbpart mit den Kapern, die er autorisirt. Aber eben so unleugbar ist, daß sein ganzes Sinnen dahin ging, die französische Monarchie groß und stark zu machen, in Ludwig XIV. einen König, wie er sein sollte, auszubilden und zurückzulassen. In einem seiner Briefe, bald im Anfang seiner Verwaltung, findet sich sogar der höchst auffallende Gedanke, daß ein Mann, der die französische Monarchie leite, den Anhauch göttlicher Inspiration erwarten dürfe. Nie ist das Große und Echte mit dem Kleinlichen, ja selbst mit dem Gemeinen enger verbunden gewesen, als in Mazarin.

Er ward nun als der Atlas und das Orakel der Monarchie betrachtet, als der Mann, auf dessen Schultern sie ruhe, der sie mit seinem Worte leite.

Die ministerielle Gewalt war unter ihm durch die persönliche Gunst des Fürsten mit der königlichen auf das Engste vereinigt. Die Königin-Mutter blieb ihm, so lange sie Macht und Ansehn besaß, durch Grundsatz und Gewohnheit ergeben. Es scheint wohl, als ob sie später, nachdem alle Zwecke, die sie gehabt hatte, erreicht waren, eine gewisse Verstimmung über die Fortdauer der

[1] Z. B. bei der Unterhandlung über Barrois. Lettres II, 279.

Autorität des Cardinals empfunden habe. Ludwig XIV. gab einer solchen jedoch nicht Raum: er trug Bedenken, dem Mentor, dem er sein Glück zuschrieb, selbst durch kleine Anforderungen unangenehm zu werden. Das sonderbarste Verhältniß bildete sich. Der König von Frankreich erschien fast als der Hofmann seines Ministers: der König besuchte den Minister, der Minister nie den König; er begleitete ihn selbst nicht die Treppe hinab.[1]

In diesem hohen Ansehen und einer ununterbrochenen Anerkennung desselben lag für Mazarin das vornehmste Moment seiner Zufriedenheit. Als er einst nach der Vermählung Ludwigs XIV. ein paar Tage mißvergnügt erschien und man der Ursache nachforschte, so fand sich, daß er auch von der jungen Königin besucht zu werden erwartet hatte; als dieß geschehen war, kehrte seine heitere Miene zurück.

Den Vortritt der Prinzen von Geblüt hätte er sich damals nicht mehr gefallen lassen, wie im Anfang; er hielt zuletzt über den Vorrang der Cardinäle nicht minder streng als einst Richelieu. Wie sehr ihnen Beiden in diesen Zeiten des Ceremoniels der Besitz ihrer hohen geistlichen Würde zu Statten kam, wäre nicht auszusprechen.

Und hing nicht damit auch ihr Trachten nach Reichthümern zusammen? Es erschien fast wie ein Herkommen bei den Kirchenfürsten. „Das war ein großer Papst", hörte man Mazarin einst bei dem Denkmal Johanns XXII. in Avignon ausrufen, „er hinterließ acht Millionen." Weder der Besitz der Macht allein, noch der des Geldes allein könnte ihnen genügen; sie streben Alles zu vereinigen, Macht und Vorrang und Ueberfluß.

Auch der Glanz der Cultur gehört zu der Form des Lebens, in der sie sich gefallen. Mazarin konnte, als ein Fremder,

[1] Grimani: Relatione del 1664. „La regina madre aveva principiato a riflettere che era troppo eccedente l'autorità del C^le^ — — andava però dissimulando. — — Il re si riportava a tutto ciochè voleva et aggradiva al C^lo^ e si privava sino della dispositione delle gratie, delle cariche e del danaro, anco in piccola summa, per dubo di non apportarli mala sodisfazione."

dem Aufschwung der französischen Literatur und Sprache nicht den lebendigen Antheil seines Vorgängers widmen. Nur etwa die französische Komödie gewann ihm Theilnahme ab; er liebte es, auch in dem ernstesten Geschäft ein witziges Wort daraus, eine entsprechende Situation in Erinnerung zu bringen. Uebrigens aber scheint er die Literatur, um die er sich zu kümmern habe, noch mehr in der italienischen oder lateinischen gesehen zu haben, als in der französischen, wie die Verbindungen schließen lassen, in denen er mit Vittorio Siri, mit Capriata stand: von Strada ließ er sich wohl eine lateinische Inschrift angeben. Ohne selbst gelehrt zu sein, hatte er doch für die allgemeine Gelehrsamkeit einen lebendig angeregten Sinn. Er sparte weder Geld noch Mühe, um die Bibliothek, die ihm während der Unruhen zerstört worden war, wieder herzustellen: sein Bibliothekar pflegte ihm die Erwerbungen, die er machte, auf einer Tafel aufzulegen, bei der er zu seinen Audienzen gehend oder von denselben kommend vorüberging, wo er einen Augenblick gewann, um sie in Augenschein zu nehmen. Es freute ihn wie einst Papst Leo in einem ähnlichen Fall, wenn ihm ein oder das andere damals verkaufte besonders werthvolle Werk als wieder erworben zu Gesichte kam. Ueberdieß besaß er einige der schönsten Kunstwerke aller Zeiten: das Sposalizio der heil. Catharina von Correggio, die Venus del Pardo von Titian; das erste hatte ihm sein Gönner, dem er wieder die größten Dienste leistete, Antonio Barberini abgetreten; manches andre stammte aus der Gallerie Carls I. Bei ihm fand man die schönsten Tapisserien aus Brügge, unvergleichliche Silberarbeiten, orientalische Teppiche, oder worin sonst der Geist der Kunst sich mit dem Luxus vereinigt und ihn geadelt hat. Er selbst verstand sich am meisten auf Edelsteine und ihren Werth.

Im Frühjahr 1658 ließ er einmal im Louvre einen großen Credenztisch mit Kostbarkeiten bedecken, goldenen und silbernen Gefäßen, Uhren, Ringen, Kreuzen und allerlei Kleinigkeiten von Werth, und lud den Hof sammt König und Königin ein, sie

in Augenschein zu nehmen. Alle erschienen, dann zog die schönste der Nichten des Cardinals, Hortensia Mancini, für jeden der Anwesenden ein Loos, für den König und die Königin deren zwei, wodurch die Vertheilung aller dieser Geschenke bestimmt wurde.

Mazarin liebte, wie wir berührt haben, von Jugend auf das Spiel; er wußte, wie viel er bei allem Verdienst dem Glück verdanke: noch schien er nicht an seinem höchsten Ziele angekommen zu sein.

Man hat versichert, er habe daran gedacht, bei der nächsten Vacanz den päpstlichen Stuhl zu besteigen; und allerdings wäre dieß das wahre Mittel gewesen, mit höchster Ehre dem König die Verwaltung seines Reiches zurückzugeben und so von Frankreich zu scheiden. Eine recht authentische Spur dieses Planes findet sich nicht; was man von einer darauf zielenden Abkunft zwischen Don Luys de Haro und dem Cardinal erzählt, muß ohne Zweifel verworfen werden. Und wenigstens fürs Erste meinte Jedermann, daß Frankreich zur vollkommenen Befestigung der Ruhe seiner Anwesenheit noch nicht entbehren könne. Welch eine Aussicht aber, mag er sie nun selbst oder mögen sie Andere gefaßt haben: daß er zuerst die begonnene Einrichtung von Frankreich vollenden und alsdann die päpstliche Autorität, mit deren Inhabern er so oft gekämpft hatte, selber erwerben und in Einklang mit dem von ihm erzogenen König verwalten sollte.

Das war ihm jedoch nicht beschieden. Schon auf der Rückreise von der Insel der Conferenz erfuhr er überaus schmerzhafte Gichtanfälle, und darauf schwanden seine Kräfte sichtlich. Mancherlei Nebenumstände seines leiblichen Verfalls sind von dem Uebelwollen, das die Mächtigen selbst in ihrer nächsten Umgebung zu begleiten pflegt, mit einer Art bösartigen Vergnügens bemerkt worden; man mag sie in den Memoiren lesen und daran glauben, wenn man will.[1] Im Widerspruch damit

[1] Namentlich bei dem jüngeren Brienne: Mémoires inédits de Louis Henry de Lomenie Ct. de Brienne, chap. XIV—XVI, die jedoch einer kritischen Würdigung gar sehr bedürfen.

versichert der venezianische Gesandte Grimani, von den Aerzten sei dem Cardinal die Gefahr, in der er schwebte, verborgen gehalten worden, er habe sie mit dem ihm eignen Scharfblick selber erkannt und sich hierauf nur noch mit zwei Personen beschäftigt, mit seinem Beichtvater, um für das Heil seiner Seele zu sorgen, und mit dem König, um ihn mit den äußern und innern Angelegenheiten seines Reiches bekannt zu machen.[1]

In seinem Testament ist besonders die Gründung des Collegiums der vier Nationen bemerkenswerth. Es sollte eine Bildungsanstalt für junge Leute aus den durch ihn selbst und Richelieu mit dem Reiche vereinigten Landschaften sein, Roussillon, Pinerolo, Elsaß und Flandern, und das Werk der Vereinigung gleichsam fortsetzen: die jungen Männer sollten in Paris erzogen werden, um später französische Sitte und Art in ihren Provinzen auszubreiten. Er setzt zwei Millionen für das Institut aus und bestimmt ihm seine Bibliothek: in der Kapelle, die dazu gehörte, wollte er begraben sein.[2]

Niemals war die Wohlthätigkeit eines Privatmannes mehr von Ehrgeiz durchdrungen, und zwar einem solchen, in dem sich persönliches Selbstgefühl und Liebe zu dem Gemeinwesen verbindet.

Am 9. März 1661 starb Mazarin; bei Hofe ward, was außer aller Gewohnheit ist, Trauer für ihn angelegt. Darin, daß er in vollem Genuß von Würde, Macht, Reichthum und Ansehen hinging, sahen die Menschen eine Fortsetzung desselben Glückes, das sein Thun und Lassen von Anfang an begleitet hatte.

[1] Relatione 1664. Molti giorni prima fosse disperato il suo caso, si ridusse con il confessore ad applicare alle cose dell' anima et poi con il re a travagliare solo a solo et a tutte l'ore informandolo degli affari interni et esterni del regno, dandogli in voce et in iscritto le maggiori notitie, lumi et instruttioni per la direttione e governo della monarchia dopo la sua morte.

[2] Félibien 1474. Zufolge den aus Paris nach Berlin gelangten Nachrichten war ihm ursprünglich die Bezeichnung: de la conqueste bestimmt. (Schreiben vom 22. März 1661.)

Zwölftes Buch.

Das erste Jahrzehend der Selbstregierung Ludwigs XIV.

Erstes Capitel.

Ergreifen der Selbstherrschaft. Bildung eines Ministeriums.

Bei dem Uebergang von der Verwaltung der beiden Cardinäle zu der Regierung eines Königs, der ihren Spuren folgte und der als der Repräsentant des absoluten Königthums gilt, darf man fragen, ob es zufällig war, oder ob es zum Wesen der Sache gehörte, daß die Erhebung der französischen Krone zu unumschränkter Gewalt eben von zwei Würdenträgern der römischen Kirche durchgeführt ward.

Eine gewisse Verwandtschaft des Princips deutet es an, daß die Idee der absoluten Monarchie zuerst von den Päpsten des sechzehnten Jahrhunderts in dem ihnen unterworfenen Gebiete, wo die Fülle der geistlichen Gewalt ohnehin bestand und aller weltliche Widerstand nach und nach verstummte, realisirt worden ist. Das aus republikanischen Stürmen hervorgegangene italienische Fürstenthum gelangte erst alsdann zu unbedingter Herrschaft und sicherem Bestand, als ihm befreundete Päpste Rückhalt gaben. In Deutschland ist das in Rom gegebene Beispiel zuerst von einigen geistlichen Fürsten nachgeahmt worden; bei der fortgehenden Restauration des Katholicismus hat es dann auch in den weltlichen Territorien Eingang gefunden.

Dieser Verbindung der geistlichen Macht mit der Monarchie gegenüber nimmt man wahr, daß sich der Protestantismus

gern in ständischen Formen bewegte; wie ja auch in Frankreich die bewaffnete Aufstellung der Hugenotten zu den letzten Erhebungen der Aristokratie gegen das Königthum Anlaß und Mittel gab. Eben daher aber kam es, daß dann das Königthum von der Geistlichkeit und von dem Papstthum unterstützt wurde; in Frankreich war ihr Sieg in vielen Beziehungen ein gemeinschaftlicher.

Wohl waren sie nicht durchaus vereinigt; denn der geistlichen Macht war das Meiste an der Erdrückung ihrer religiösen Gegner, der weltlichen an der Aufstellung ihrer eigenen Autorität gelegen, und immer wieder sehen wir sie feindlich zusammenstoßen. Immer lag auch dann für die weltliche Macht ein Vortheil darin, daß sie von Männern hohen geistlichen Rangs vertreten wurde, welche die Voraussetzung kirchlicher Gesinnung für sich hatten und einen natürlichen Einfluß zuweilen selbst auf den römischen Hof, allezeit aber auf die Körperschaft des französischen Clerus ausübten. Oder ist es denkbar, daß ein Minister vom weltlichen Stande mit Clerus-Versammlungen, wie die in den Jahren 1641, 1656 waren, zum Ziel gekommen wäre? Die durchgreifende Gewaltsamkeit Richelieu's, die verschlagene Gewandtheit Mazarins wurde durch das Ansehen, welches ihnen der römische Purpur gab, wesentlich unterstützt.

Sie übertrugen Beide einen gewissen geistlichen Eifer auf die Verwaltung des Staates. Richelieu verfocht die Lehre von den der Krone zustehenden Rechten mit einer Folgerichtigkeit, die bisher nur den geistlichen Ideen gewidmet worden war. Er schuf gleichsam eine Religion des Königthums: Mazarin bekannte sich zu ihr. Um diese Fahne sammelten sich ihre Anhänger.

Man dürfte einwenden, daß es doch einigen ihrer Vorgänger von ausgezeichneten Eigenschaften, wie dem Cardinal von Lothringen, der eine ähnliche doppelseitige Stelle inne hatte, nicht gelungen war, sie zu behaupten. Aber der war nicht allein Cardinal und erster Minister, sondern zugleich das Ober-

haupt einer großen Familie, zu deren Gunsten er Alles zu thun schien: Richelieu und Mazarin hatten keine andere Eigenschaft, als die ihnen ihre öffentliche Stellung gab. Es läßt sich nicht denken, daß Ludwig XIII. oder Anna von Oesterreich eine Macht, wie sie erwarben, in den Händen eines ihrer Großen oder eines Mitglieds ihres eigenen Hauses geduldet hätten: sie würden für die Zukunft ihrer Nachkommenschaft gefürchtet haben. Die Verbindungen, die ein Geistlicher ohne große Familie schließen und hinterlassen konnte, war nicht von dieser Festigkeit und Gefahr.

So mancherlei Motive kamen zusammen, um es eben einem Cardinal möglich zu machen, die öffentliche Gewalt der bisherigen Schranken zu entledigen: die negativen sowie die positiven Eigenthümlichkeiten seiner Würde, die Analogien der Principien und der Methode, der große Gang der europäischen Angelegenheiten.

Was nun Richelieu mit zugleich vernichtender und schöpferischer Thatkraft gegründet, das hatte Mazarin mit andern, unter dem Wechsel mannigfaltiger Feindseligkeiten, den er in seiner Zeit erfuhr, entsprechenden Eigenschaften behauptet. Er hatte die inneren und äußeren Feinde in offenem Kriege besiegt, die äußere Macht befestigt, erweitert, den Gehorsam hergestellt; in diesem Bewußtsein, bewundert und glorreich, ist er gestorben. Aber so viel auch erreicht war, so dürfte man nicht wiederholen, was so häufig gesagt worden ist, die Monarchie sei vollendet gewesen, Ludwig XIV. habe sie nur anzutreten gebraucht, wie man eine Erbschaft antritt. Mazarin hat nie verhehlt, wie viel noch zu thun übrig sei.

Die Streitigkeiten zwischen der Krone und dem Clerus, der Krone und dem Parlament, dem Parlament und dem Clerus gährten nicht in offenem Hader, aber sie beschäftigten noch alle Gemüther der Betheiligten selbst und der Nation.

Wenn die Großen in langem Kampfe besiegt worden waren, so hatte doch auch der Sieger seine ursprünglichen Absichten

nicht durchführen können. Die Unterwerfung des ersten Prinzen von Geblüt, unschätzbar für die Monarchie, war doch nicht ohne Bedingung erfolgt. Der Mann, der das Reich mit Krieg erfüllt, das Glück eine Zeitlang schwanken gemacht hatte, ist kraft eines Vertrages mit einer fremden Macht in seine alten Rechte und Besitzungen wieder eingesetzt worden. Mit seinem Bruder und seinem Schwager, die in großen Gouvernements standen, wieder vereinigt, nahm Condé immer noch eine bedeutende selbständige Stellung ein: eine zahlreiche und anspruchsvolle Aristokratie gruppirte sich um ihn.

Mazarin selbst hat häufig den Wunsch ausgedrückt, den Verwirrungen der Administration, die in den Jahren des Kriegs immer angewachsen waren, nach dem Frieden abzuhelfen, und zuletzt beklagt, daß es ihm nicht mehr vergönnt sei. Was wäre aber, besonders für die Monarchie, dringender nothwendig, als ein geordneter Staatshaushalt? Auf diesem Gebiet war sie gleichsam erst wieder zu gründen.

Noch in den letzten Tagen seines Lebens hat Mazarin ein neues Verfahren gegen die Jansenisten eingeleitet, aus dem die langwierigsten Streitigkeiten entsprungen sind. Ihm waren die Jansenisten deßhalb verhaßt, weil er sie für Bundesgenossen des Cardinal Retz hielt, der noch immer Erzbischof von Paris war und die Hoffnung nicht aufgab, seine Stelle wieder einzunehmen. Auffallend, wie sehr Mazarin bis zuletzt von dieser Angelegenheit beschäftigt wurde. Er meinte, wenn Retz wiederkomme, werde er vor demselben vielleicht zum dritten Mal Paris verlassen müssen.

Nach dem Tode Mazarins war nun aber vor Allem eine neue Verwaltung zu bilden.

Vielen schien es nicht allein möglich, sondern sogar wünschenswerth, daß Retz, der alles Talent dazu besitze, in die erledigte Stelle berufen werde. Es wäre ungefähr gewesen wie in dem Papstthum, wo so häufig Persönlichkeiten auf einander gefolgt sind, die sich bisher befehdet hatten. Aber Ludwig XIV.

sah in Retz einen persönlichen Feind; er hatte erklärt, daß, so lange er lebe, Retz niemals in die Functionen eines Erzbischofs eintreten werde;[1] wie hätte er ihn zum ersten Minister machen sollen.

Der junge König wollte überhaupt keinen solchen; er legte einen ganz entgegengesetzten Entschluß an den Tag. Bis jetzt, so drückte er sich in dem versammelten Conseil aus, habe er die Regierung in denselben Händen gelassen, in welchen er sie gefunden: in Betrachtung seiner eigenen Jugend und der großen Gaben, sowie der Zuverlässigkeit des Mannes, der sie geführt habe; jetzt aber, da ihm dieser genommen sei, wolle er sich der Regierung selbst unterziehen. Und, was man kaum erwarten durfte, diesen Entschluß, selbst zu regieren, führte er aus. Der nicht zur Arbeit, sondern zum Genuß erzogene, in den Jahren voller Lebenskraft und Lebenslust stehende Fürst widmete sich wirklich den Geschäften und fand Vergnügen daran: in der Bearbeitung der öffentlichen Angelegenheiten wurde er sich seines Talentes dafür erst bewußt; daß seine ersten Handlungen Erfolg hatten und gelangen, erfüllte ihn mit einer Genugthuung, die er nicht beschreiben konnte.

Wenn man sagt: Ludwig XIV. habe sein eigener erster Minister sein wollen, so nimmt sich das wie eine Redensart aus, es hat aber eine sehr bestimmte Wahrheit.

Nicht durch seinen Vater oder Königin Anna war die Summe der Macht, wie sie vorlag, erworben, sondern durch energische Minister, die sich im Streite der Factionen emporarbeiteten. Der Begriff der absoluten Monarchie, für welche sie kämpften, diente ihnen zugleich als die Waffe, mit der sie die Gegner, die das doch oft auch aus persönlichen Gründen waren, niederwarfen. Die ministerielle Macht bedeutete etwas

[1] „Il ne rentrera jamais dans l'archevêché tant que je vivray." Schreiben eines Freundes an Retz in Champollions Ausgabe von dessen Memoiren; 586.

für sich: sie hatte ihre eigenen Grundlagen und Kräfte. Die fremden Gesandten sind erstaunt, wie weit sie reicht, wie viele Festungen, Gouvernements, Provinzen der Minister beherrscht, wie viele Anhänger er um sich versammelt, wie große Schätze er erwirbt. Hätte Ludwig XIV. Mazarin entfernen wollen, so hätte er ihn nicht ohne Anstrengung und Gefahr erst stürzen müssen. Das war nicht der Grund, weshalb er ihn duldete; es war jugendliche Zurückhaltung, verehrende Dankbarkeit, vollstes Vertrauen: aber dabei springt doch in die Augen, daß die Monarchie damals zwei Repräsentanten hatte, den König selbst und seinen Minister.[1] Man wird nicht behaupten, daß dieß an und für sich unzulässig sei, daß nicht die Staatsgewalt eine Repräsentation haben dürfe, welche von der Heiligkeit und Würde des Königthums noch geschieden ist: das constitutionelle System beruht auf diesem Gedanken. Aber wo das absolute Königthum erst aufgerichtet werden sollte, war es dennoch ein Widerspruch. Ludwig XIV. begann nun damit, die Trennung zwischen beiden Momenten aufzuheben: die ministerielle Allgewalt vereinigte er in sich selbst mit der Majestät des Königthums. Seine nächste Bedeutung für die europäische Geschichte liegt darin, daß er diese Verbindung vollzog: alle Fürsten, die als Selbstherrscher sich einen Namen gemacht haben, sind seinem Vorbilde gefolgt.

Ludwig XIV. nahm die Verhältnisse an, wie sie sich unter Mazarin gebildet, er setzte sein Conseil aus eben Denen zusammen, welche unter ihm gearbeitet hatten: Le Tellier, der die Kriegssachen, Foucquet, der die Finanzen, Lyonne, der die auswärtigen Angelegenheiten verwaltete.[2] Der Unterschied

[1] Wie nach Balzac (Aristipp 144) Justus Lipsius (l'oracle des pays bas) einst sagte: „Faut-il que le roy et celuy qui règne soient toujours deux personnes différentes?"

[2] Was in dem Briefe Pomponne's an Arnauld d'Andilly vom 9. März 1661 (Mémoires de Coulanges 469) vorkommt, enthält doch nur das Gerücht des Tages.

war, daß das entscheidende Wort, das sonst der Cardinal aussprach, jetzt von dem König selber kam. Ludwig XIV. hatte das Vergnügen, die ganze Menge der Bittstellenden und Ehrgeizigen, die bisher die Vorzimmer des Cardinals erfüllt hatten, nach seiner Hofhaltung herüberfluthen zu sehen. Denn von ihm persönlich erwartete jetzt ein Jeder seine Beförderung.

Nun aber gab es unter den drei Ministern Einen, der, wie er zur Zeit des Cardinals immer seine Selbständigkeit bewahrt hatte, diese auch unter dem Könige nicht aufgeben zu müssen glaubte: es war der Generalprocurator und Oberintendant der Finanzen, Nicolas Foucquet.

Nicht ohne Werth für die Geschäftsführung war die Verbindung dieser beiden Aemter, da das erste einen Einfluß auf das Parlament verschaffte, welcher den principiellen Gegensatz, in dem sich die Corporation gegen die Finanzverwaltung befand, wenn nicht aufhob, doch sehr ermäßigte. Noch eine ganz andere Selbständigkeit aber gewann Foucquet durch den eigenthümlichen Charakter des Finanzwesens selbst. Das von dem Parlament so oft verurtheilte, bei der Nation so verhaßte System der Partisans hatte sich nach dem Bankerutt, der während der Fronde erlitten worden war, vollständig wieder hergestellt. Es beruhte, wie wir zeigten, auf einer Vermischung der Einnahme und der Verrechnung mit der Anleihe: indem die Geldbesitzer die für den Staat erforderlichen Summen vorschossen, wurden sie zugleich Meister seiner Einkünfte auf lange Jahre hinaus. Häufig bildeten sich Compagnien, welche bestimmte Zahlungen durch persönliche Verpflichtung in den vorgeschriebenen Terminen versicherten und dafür sich eine der größeren Einnahmen überweisen ließen. Zuweilen mußte ihnen zugleich die Annahme werthlos gewordener Papiere in den Cassen, oder eine Ueberschreitung des legalen Zinsfußes durch imaginäre Posten bewilligt werden. Die Schatzmeister von Frankreich machten sich dieß nicht selten ihrerseits selbst zu Nutze. Sie kauften jene Papiere um geringe Preise an und wußten sie dann zu ihrem Nominal-

werth wieder in die Cassen zu bringen.[1] Aber überdieß nahmen sie auch wie durch das Capital, mit dem sie ihre Stellen bezahlt hatten, durch starke Summen in der Anleihe an diesen systematischen Mißbräuchen Theil. Die alten Uebelstände: Bedrückung der Zahlungspflichtigen und Anhäufung ungeheurer Reichthümer blieben in vollem Schwange.

Wenn sich nun aber die Doppelseitigkeit der finanziellen Stellungen früher hauptsächlich in den Kreisen der Geldbesitzer, Beamten und Finanzpächter bewegt hatte, so erreichte sie in Nicolas Foucquet die höchsten Regionen. Foucquet war nicht allein Oberintendant, sondern zugleich der große Bankhalter des Staates. Die in jedem Moment erforderlichen Gelder brachte er durch seinen Credit zusammen. Die großen Häuser, welche mit ihm in Verbindung standen, streckten ihm dieselben auf seinen Namen vor, indem sie wieder die kleineren Capitalisten herbeizogen: Foucquet ermaß und bewilligte die Procente, auf die ein Jeder rechnen dürfe, und stand für die Zahlung der Zinsen ein; um dieß aber zu vermögen, mußte er auch wieder freie Hand über die Verwaltung der Einkünfte haben, insofern sie nicht gerade assignirt waren; von ihm hing es ab, den Pächtern den Nachlaß zu bewilligen, ohne den ihre Zahlungen und damit alle anderen Geldverhältnisse in Stocken gerathen sein würden.[2] In seiner Privatbuchhaltung begegneten einander die Erträge des Staates und die Ausgaben für die Anleihe; man wußte nicht mehr, was Staatskasse, was Privatvermögen war. Foucquet verfuhr dabei mit der unbefangenen

[1] „Ces messieurs s'accomodoient avec ceux qui en avoient entre les mains et les passoient dans leurs affaires. Cela fit beaucoup de personnes extrêmement riches." Gourville, der hierüber am besten unterrichtet ist, Mémoires Pet. 52, 319.

[2] Pelisson sucht in seinem zweiten Discours (oeuvres diverses II, 98) die Verbindung dieser zweifachen Eigenschaft zu rechtfertigen. Der Surintendant unterscheide sich eben dadurch von dem „homme d'affaires," daß er nur auf seinen Ruhm und das Bedürfniß des Ganzen denke. „Il avance, quand personne ne veut plus prêter."

Sicherheit eines Privatbesitzers; er hat namentlich dem Cardinal Mazarin Zahlungen geleistet, ohne die für die Staatsordnung unentbehrlichen Formen zu beobachten.

Es kostete ihm Aufmerksamkeit und Entschluß, um nicht einen oder den andern seiner Beamten, denen er Vertrauen bewies, einen unabhängigen Einfluß auf die Männer des Geldgeschäfts gewinnen zu lassen oder von den einmal gebrauchten abhängig zu werden: aber damit glaubte er auch Alles, was man fordern könne, gethan zu haben. An den Unordnungen, die in der Sache selbst lagen, nahm er keinen Anstoß. Wie manche große Unternehmung, sagte er einmal, sei in den Zeiten der Fronde durch Geldmangel unmöglich geworden: sein Verdienst sei es, daß er auch in den bedrängtesten Momenten immer die erforderlichen Mittel herbeigeschafft habe: Regungen der Empörung, von denen Andere sagten, er habe sich ihrer zu seinem Vortheil bedienen wollen, seien nur durch die Vorkehrungen, die er getroffen, ermittelt oder erstickt worden; er rühmte sich dessen mit vielem Selbstgefühl.

Nicht Alle aber waren seiner Ansicht. In der Umgebung Mazarins nahm man an den Unordnungen, welche immer größer wurden, sehr ernstlich Anstoß; und der Cardinal lieh zuweilen Denen sein Ohr, die auf eine Entfernung Foucquets drangen. Das einmal eingeführte System machte diesen noch unentbehrlich; man fürchtete, seinen Credit zu erschüttern, weil es gewissermaßen der Credit des Staates war.

Aber sollte nicht der König auf die Gefahr, die in der Fortdauer dieser Unordnungen lag, aufmerksam gemacht werden? Fast unmittelbar vor seinem Tode hat Mazarin nach einer Nachricht, die von Colbert stammt, mit zweien seiner getreuesten Diener, von denen der eine wahrscheinlich Colbert selber war, und mit seinem Beichtvater darüber in aller Form berathschlagt. Diese urtheilten, daß es geschehen müsse, aber sie ließen nicht unbemerkt, daß ein unmittelbares Vorschreiten gegen Foucquet bei den Vorbereitungen, die derselbe für einen solchen Fall getroffen

habe, und der großen Zahl seiner Anhänger die neue Regierung in Gefahr bringen könne. Mazarin machte den König mit den Mängeln der Finanzverwaltung im Einzelnen bekannt, er rieth ihm jedoch, gegen Foucquet vorsichtig zu verfahren, ihn ernstlich zu warnen, aber ihm die Hoffnung zu lassen, daß er sich seiner fernerhin bedienen werde, wenn er sein Betragen ändere.[1]

Es war der letzte Dienst, welchen Mazarin leistete; wenn Ludwig XIV. den Intendanten in sein Conseil aufnahm, so geschah das nicht ohne die von dem Cardinal angerathenen Verwarnungen und einen gewissen inneren Vorbehalt. Foucquet überredete sich, daß er jede Verstimmung durch sein Verdienst überwinden, sich auch dem König unentbehrlich machen werde.

Foucquet war ein Mann, der mit günstigem Winde dahersegelnd zu einem großen Geschick bestimmt, unter glücklichen Gestirnen geboren zu sein glaubte. Glücklich zu sein, hielt auch er, wie Mazarin, fast für eine moralische Eigenschaft. Im Spiele zu verlieren, beleidigte weniger seine Gewinnsucht, als seinen Ehrgeiz; er fühlte sich gleichsam beschämt von dem Gegner und ließ nicht nach, bis etwa das Glück sich wandte und dieser doch überwunden ward. Dann scherzte er über dessen Verluste, und seine gute Laune kehrte wieder. Seine Devise bezeichnet, daß es nichts gebe, wohin er nicht aufzusteigen hoffen dürfe. Aber nicht durch Verdienst und Anstrengung meinte er dahin zu gelangen, sondern durch geschickte Benutzung der Verhältnisse und unter fortwährenden Ergötzungen. Es bezeichnet ihn, wenn man von ihm erzählt, er habe nur bei Nacht oder bei herabgelassenen Fenstervorhängen und künstlicher Helle arbeiten können; das Tageslicht habe ihn zerstreut. Er liebte

[1] Authentisch ergibt sich das aus dem Mémoire sur les affaires de France pour servir à l'histoire, von Colberts Hand, bei Clement Histoire de Colbert 433, einem Aufsatz, der zwar parteiisch ist, aber wichtige thatsächliche Aufklärungen enthält.

und suchte zu genießen: wer kennt die Verse nicht, in welchen der Satiriker der Zeit seinen leichten Eroberungen ein Denkmal der Verspottung gesetzt hat? Glücklicherweise hatte Foucquet auch Sinn für geistigen Genuß. In diesen Jahren der in voller Orginalität aufblühenden französischen Literatur verstand er es, sich mit dem Besten, was sie brachte, in Verbindung zu setzen. Er hat Corneille dem Theater zurückgegeben, Molière in die Gesellschaft der Hauptstadt eingeführt und ihm dadurch den wahren Schauplatz seines Talents eröffnet; dem guten Lafontaine, einem Poeten recht in seinem Sinne, hat er die Muße gewährt, die dieser sich selbst zu verschaffen nicht fähig gewesen wäre. Lafontaine war nicht undankbar; in einem anmuthigen Gedicht hat er unter Anderm den Landaufenthalt Foucquets zu Vaux gefeiert, wo die Künste in Wettstreit begriffen seien. Le Brun malte dort in den schönen Räumen des Schlosses die Plafonds, belohnt, wie bisher noch kein Maler in Frankreich belohnt worden war. Le Notre richtete den Garten ein: er ließ, wie ein Venezianer sagt, Hügel verschwinden, welche die Aussicht beschränkten, und andere emporsteigen, um den Spielen des Wassers Raum zu verschaffen. Wie glücklich fühlte sich der Eigenthümer, wenn dann einmal der junge König ein Fest besuchte, das er in seiner ländlichen Schöpfung mit ungeheurem Aufwand veranstaltete. — Foucquet hatte einen weiten geistigen Horizont: mit den maritimen Unternehmungen, die er, wie einst sein Vater unter Richelieu, mit besonderer Vorliebe förderte, verband er wissenschaftliche Interessen. Auf seinen Schiffen, die nach beiden Indien segelten, kamen nicht allein Handelswaaren, sondern seltene Gewächse zurück, welche die Kundigen nach seinen Gärten zogen; aus Egypten führte man ihm, wie damals gesagt worden ist, die Götter der Cleopatra in seine Paläste. Auch manches unscheinbare oder verkannte Verdienst hat er unterstützt; die Bitten der Unglücklichen fanden bereitwilligen Eingang bei ihm; wie sein Freund Pelisson rühmt, sein Edelmuth umfaßte Alles, Frömmigkeit und Geist,

Tapferkeit und Wissen.[1] In diesen Kreisen hat er sich ein unvergängliches Andenken gestiftet und seine besten Freunde gewonnen.

Aber sein Patronat dehnte sich noch viel weiter aus. Die angesehensten Persönlichkeiten des Hofes wie der Hauptstadt, die Gouverneurs fester Plätze, besonders die Mitglieder des Parlaments, suchte er durch Pensionen an sich zu knüpfen. In schwierigen Augenblicken ließ er große Summen an die einflußreichsten Männer austheilen; er war gutmüthig und unbedacht genug, dagegen auf ihre volle Ergebenheit zu zählen.

Am Hofe machte man die eifersüchtige Bemerkung, daß die Aufwendungen des Finanzintendanten ein Raub an dem öffentlichen Vermögen, daß die Pensionen, die er mit dem Gelde des Königs bezahle, dazu bestimmt seien, ihm einen Rückhalt gegen den Willen des Königs zu verschaffen. Ohne Zweifel hat man seinen Privataufwand höher berechnet, als er sich belief; man überschlug die ungeheuren Summen, welche in den Rechnungen als Baarzahlungen erschienen und deren Verwendung seinem Ermessen ohne alle Controle anheimgestellt blieb; in vier Jahren hatten sie mehr als 300 Millionen betragen; wohin war das Geld gekommen? Und wenn man so weiter ging, wohin mußte man gerathen!

Wohl versprach Foucquet dem König, seinen Erinnerungen Folge zu leisten, und Einiges mag er verbessert haben. Aber um das zu thun, was zu wünschen war, hätte das System geändert werden, er selbst ein anderer Mensch werden müssen.

Er blieb nach wie vor dabei, sich durch geheime Mittel den Weg zur Stelle eines ersten Ministers bahnen zu wollen. In besonderen Instructionen beauftragte er königliche Gesandte, die Aufmerksamkeit fremder Höfe auf ihn und auf seine Zukunft zu richten. Mit Cardinal Retz knüpfte er Unterhandlungen an,

[1] „Que n'a point embrassé sa générosité,
Esprit sçavoir valeur sagesse ou piété."

welche hauptsächlich auf den Vortheil seiner Familie zielten und von denen das Conseil nichts wußte. Man hat damals geglaubt, er denke mit Hülfe Lyonne's, dem er in der That manche Geldsumme insgeheim zukommen ließ, Le Tellier zu stürzen, der sich mit seinem alten Gegner, dem bereits zum Controleur der Finanzen erhobenen Colbert, wider ihn verbunden hatte. Selbst der Königin Mutter hat er eine Art von Bündniß angetragen, mit der Zusage, ihr dann bei ihrem Sohne hülfreich zu sein.[1]

Indessen aber erfüllte sich dieser Fürst mit steigender Bitterkeit gegen ihn.

Die Verzögerung der Vorlegung des Etats für die nächsten Jahre und dieser selbst, da man daraus sah, daß das Einkommen von zwei Jahren im voraus aufgezehrt war, die Fortsetzung der gewohnten Veräußerungen und besonders das augenscheinliche Bemühen Foucquets, sich in den großen Corporationen eine Partei zu machen, brachten Ludwig XIV. nach wenigen Wochen seiner Regierung zu dem Beschluß, sich des Oberintendanten zu entledigen. Schon Anfang Mai 1661 ist derselbe gefaßt worden. Es ist bemerkenswerth, welche Rücksichten der Wille des Fürsten noch nehmen, zu welchen Vorkehrungen er sich verstehen mußte.

Um nicht mit dem Parlament in unangenehme Verwickelungen zu gerathen, mußte man Foucquet erst dahin bringen, seine Stelle als Generalprocurator aufzugeben. Von dem Wunsche geleitet, den König durch Herbeischaffung einer ansehnlichen Summe Geldes zu gewinnen, wozu der Preis dieses Amtes dienen konnte, bot Foucquet dazu die Hand: freiwillig gab er seine beste Stütze auf: sein Ehrgeiz machte ihn gleichsam zum Verräther an sich selbst. Ferner mußte man den September abwarten, weil dann erst, nach eingebrachter Ernte, die regel-

[1] Grimani: „Sperava di rendersi non solo necessario al re, ma d'avanzarsi tanto nel suo spirito di poter rendersi primo ministro con autorità assoluta come già era il fu S^r Cardinale."

mäßigen Zahlungen begannen und das Mißbehagen der Geldbesitzer, welches bei einem Schritt gegen Foucquet nicht ausbleiben konnte, weniger zu fürchten war. Endlich wünschte der König in der Bretagne zu sein, in der Nähe von Belle-isle, weil sich sonst, durch seine Entfernung begünstigt, ein gewisser Widerstand dort ansammeln könnte. Foucquet ward einmal gewarnt, aber er glaubte über jede Besorgniß erhaben zu sein; er fühlte sich der Gnade des Königs auch in Folge jenes Besuchs in Vaux sicher und wiegte sich in seinen hochfliegenden Entwürfen. Man bemerkte sogar, daß er in seiner Verblendung rücksichtsloser gegen Andere wurde, als er zu sein pflegte: ohne alles Bedenken ging er mit dem Hofe nach Nantes. Eben das war der von dem König zur Ausführung seines Beschlusses bestimmte Ort. Er arbeitete mit dem Oberintendanten absichtlich so lange, bis jede kleine Maßnahme getroffen war: als Foucquet, endlich entlassen, guten Muthes über den Platz an der Kirche ging, trat der Hauptmann der Leibwache auf ihn zu und nahm ihn in Gewahrsam. Es war am 5. September, dem Geburtstag des Königs.[1]

Die lang anhaltende Verstellung, mit der diese Handlung vorbereitet, die rasche Gewaltsamkeit, mit der sie vollzogen wurde, haben etwas von der Art und Weise, mit welcher sich Ludwig XIII. einst des Marschall d'Ancre entledigte. Foucquet hatte bei weitem nicht den allgemeinen Einfluß und die Macht, welche Concini besaß; er strebte erst nach der Autorität, die dieser schon inne hatte; in ihm stellte sich die ministerielle Selbständigkeit nur in einem ihrer Zweige dar; aber auch schon eine solche Stellung machte ihn zu stark, als daß er in den gesetzlichen Formen hätte beseitigt werden können: wenn er fallen sollte, wie er denn dem König unerträglich war, so mußte er durch eine Handlung der Willkür beseitigt werden. Ludwig XIV. ver-

[1] Seine Stimmung sieht man aus seinem Briefe an die Königin-Mutter. Œuvres de Louis XIV, T. V.

ließ die Provinz nicht eher, als bis der Commandant von Belle-isle, den Foucquet gesetzt, sich bereit finden ließ, diese Festung aufzugeben.

Im ersten Augenblick erklärte sich die öffentliche Stimme zu Gunsten des Königs: hätte man Foucquet der Wuth der Menge überlassen, so wäre er zerrissen worden. In der Commission dagegen, welcher die gerichtliche Untersuchung anheimfiel, zeigte sich doch viel Theilnahme für den Angeklagten, welcher in der gefährlichen Lage, in der er sich sah, seine Geistesgegenwart behauptete und seine Vertheidigung auf das Geschickteste führte.[1] Er ward nach einiger Zeit — 1664 — nur zu der leichtesten Strafe, der Verbannung, verurtheilt. Aber Ludwig XIV. glaubte, daß parteiische Rücksicht und persönliche Einwirkung auf die Richter ein so mildes Urtel hervorgebracht habe; Foucquet war ihm zu geistvoll, beweglich und unternehmend, als daß er ihn hätte außer Landes gehen lassen sollen; er hielt sich für berechtigt, das Urtel schärfend, ihn auf eine entfernte Festung zu schicken, wo er den Rest seines Lebens hat zubringen müssen.

Nach der Gefangennehmung Foucquets erklärte Ludwig XIV., er wolle keinen Oberintendanten mehr, sondern nur einige zuverlässige Männer, mit denen er selbst in den Finanzen arbeiten werde. Er richtete einen Finanzrath von fünf Personen ein, unter welchen der Mann war, mit dem für die Finanzverwaltung von Frankreich, wir dürfen sagen von Europa, eine neue Aera beginnen sollte, Colbert.

Im persönlichen Dienst des Cardinals war J. Bapt. Colbert emporgekommen; schon längst war er der systematische Gegner Foucquets gewesen: wie in der äußern Haltung, so in der Führung der Geschäfte schlug er eben den entgegengesetzten Weg ein.

[1] In den Briefen von Mme de Sévigné an Pomponne, Nov. und Dec. 1664, liegt die Theilnahme des Parlaments an der Sache Foucquets am Tage. Lettres de Mme de Sévigné I, 33 ff. Vgl. Walckenaer, Vie de Mme de Sévigné, II, chap. XIV—XIX.

Was das größte Vergnügen Foucquets ausgemacht hatte, Carossen an seinem Palais anfahren, Bittsteller seine Vorzimmer erfüllen zu sehen, wäre für Colbert das Unerträglichste gewesen. Er zog es vor, funfzehn Stunden des Tags mit ungestörtem Fleiß über seinen Papieren zu sitzen. Das war für ihn gewissermaßen eine Nothwendigkeit, denn durch leichte und rasche Auffassung glänzte er nicht; es kostete ihm Mühe, sich die Gegenstände zu eigen zu machen; erst nach angestrengter Arbeit vermochte er sich mit der Präcision auszudrücken, die ihm selbst Genüge that — aber es war ihm auch Natur. Er kannte kein Vergnügen, als das, welches in der Abwechslung der Arbeit bestand, noch einen andern Zweck, als den, der in den Geschäften lag, und die Zufriedenheit des Königs. Der Ernst seiner Miene, das wenig Eingehende seiner Antworten auf persönliche Anliegen hatte etwas Abstoßendes; er fragte Niemand um Rath, am wenigsten Diejenigen, welche ein Recht, gefragt zu werden, zu haben meinten; Feindseligkeiten in der Literatur oder in der Gesellschaft kümmerten ihn nicht; er schritt immer gerade nach dem einmal ins Auge gefaßten Ziel vorwärts. Foucquet hatte als großer Herr leben wollen: Colbert erschien, auch als ihn der König an dessen Stelle in das Conseil aufgenommen hatte, wie ein unbedeutender Schreiber des Parlaments, mit seinem sammtnen Beutel voll Schriften und Papieren. Der König nahm selbst von allen Verfügungen Notiz; besonders lag ihm daran, daß jede Gnadenbezeigung ausschließend und unmittelbar von ihm selbst ausging.

Lyonne war geschickt genug, sich in das Unglück von Foucquet nicht verwickeln zu lassen. Er erklärte, sich nur deßhalb an ihn gehalten zu haben, weil er gemeint habe, er besitze die Gnade des Königs: verhalte sich das anders, so habe er kein Verhältniß zu ihm. [1]

[1] Grimani: „Avea creduto che fosse nel regio affetto, che diversamente essendo nulla si curava di lui."

Die Italiener fanden, daß Lyonne, der in seiner Jugend einen langen Aufenthalt in Rom gemacht hatte, sich mit dem Geist und Sinn des römischen Hofes durchdrungen habe; in Feinheit und Gewandtheit stelle er denselben dar, wie er denn die italienische Sprache vollkommen besitze und sie gern rede. Auch Spanien und Deutschland hatte Lyonne gesehen; er galt für den Mann in der Welt, der die Stärke und Schwäche, sowie die politischen Hinneigungen der europäischen Staaten am besten kenne;[1] täglich durch die französischen Agenten in aller Welt darüber unterrichtet, habe er gleichsam die Wagschale in Händen, in der er sie Alle abwäge. Man lernt ihn aus den eben so mannigfaltigen wie umfassenden Negociationen der Zeit kennen, deren Fäden sich in seiner Hand vereinigten. Denn ihm zuerst kamen die Depeschen vom Ausland zu, an ihn zuerst wendeten sich die Gesandten; er gab seinem König zunächst Rath. Immer aufs Neue studirte er die bestehenden Verträge, wäre es auch nur darum gewesen, um die Vortheile zu ergreifen, welche sie für Frankreich darboten, er war fruchtbar in Auskunftsmitteln, gegen jeden möglichen Einwurf gerüstet, geheimnißvoll, zur Seite eines jungen Fürsten zu rücksichtslosen Maßregeln, wie sie dieser belieben konnte, geneigt. Auch er fand an der Arbeit an und für sich Vergnügen, vollzog sie am liebsten allein, mit einem Tag und Nacht anhaltenden Fleiße; nach gethaner Arbeit hielt er sich durch Spiel und mancherlei Ausschweifungen schadlos; das Eine und das Andere auf Kosten seiner Gesundheit; man sah ihn hinschwinden: Alles, was von Lebenskraft in ihm war, concentrirte sich in dem durchdringenden Scharfblick seines Geistes, dessen einziges Ziel, ohne irgend eine andere Nebenabsicht, der Dienst des Königs war, die Ausbreitung der Autorität und der Macht. Der König selbst lernte ihn immer höher schätzen.[2]

[1] Grimani: „Possede intiera la notitia delle cose di stato ed interessi di principi esteri a segno che in Francia per questa parte non ha pari.“

[2] Giustiniani: „Huomo pronto nei ripieghi, accorto nel cogliere i

Das größte Ansehen aber besaß von Anfang Michel Le Tellier, der einst selbst mit zur Erhebung Mazarins beigetragen und dann, dem in Hof und Staat einmal ergriffenen System unerschütterlich angehangen, der Durchführung desselben sein ganzes Leben gewidmet hatte. Er genoß das Vertrauen, das einem alten in den Wechselfällen stürmischer Jahre erprobten Diener gleichsam von selbst zufällt. Er war untadelhaft in seinem Wandel: voll natürlichen Wohlwollens, so daß er es nicht verschmähte, die Klagen, denen er nicht abhelfen konnte, wenigstens anzuhören; aber dabei doch ein durch und durch solider Geschäftsmann. Zunächst verwaltete er das Staatssecretariat für die Kriegssachen und hatte den Ruf, daß er diesen Geschäftszweig vollkommen verstehe; — wie viel Geld eine gewisse Anzahl Truppen kosten würde, wisse er sofort mit Bestimmtheit anzugeben — auf die mannigfaltigste Weise aber hing das Militärwesen auch im Frieden mit den übrigen innern Angelegenheiten zusammen: und da nun der König Le Tellier auch in allen andern Geschäften fragte, — denn in allen pflege er die besten Rathschläge zu geben,[1] — so ward sein Einfluß unermeßlich. Er hütete sich wohl, davon äußerlich irgend etwas bemerken zu lassen, suchte es vielmehr zu verbergen; er schrieb Alles dem König zu, leitete Alles von ihm her, er ließ es sich angelegen sein, ihm Gehorsam und Verehrung zu verschaffen.[2]

Mit diesen drei Männern speciellster Befähigung verwaltete nun Ludwig XIV. die Geschäfte seines Reiches. Der eine war der geübteste und scharfsinnigste Diplomat, den es vielleicht in

vantaggi pure nei trattati — — travaglia assai nella secretaria, ha poche hore libere et poco riposo.“ Vgl. Mignet, Négociations LVI. „Il avait un bon sens toujours élevé par la hauteur de son âme.“

1 „que jamais homme sur toutes sortes d'affaires n'avoit été de meilleur conseil.“ Worte Ludwigs bei Flechier, Oraisons funèbres, 330.

2 Grimani: 1664. „Nell' essenza sin al tempo del mio partire era nel favore e nella gratia del re e della regina madre sopra ogni altro, stimando essi molto il suo parere e consiglio.“

der Welt gab; der zweite der in den innern Geschäften des Reichs erfahrenste Staatsmann, von erprobter Zuverlässigkeit; der dritte ein Mann von schöpferischen Ideen für allgemeine Reformen und einer nie zu ermüdenden Arbeitskraft. Sie hatten alle unter Mazarin die zweite Rolle gespielt und waren zufrieden, ebenso dem König zur Seite zu stehen, ohne Anspruch darauf, etwas für sich selber zu sein.

Eine strenge Scheidung der verschiedenen Geschäftszweige bestand noch nicht. An der Verwaltung der auswärtigen Geschäfte nahmen Colbert und Le Tellier neben Lyonne, in einzelnen Beziehungen vornehmlich Turenne Antheil; an den Sitzungen für die innern Sachen außer ihnen auch Villeroy und zwei Staatssecretäre; das eigentliche Conseil aber bestand nur aus den drei genannten Ministern. Der König schloß selbst seine Mutter aus, was diese doch einigermaßen empfand. Und wo waren die Zeiten hin, da die großen Herren fordern durften, kraft ihres Rechtes in das Conseil gezogen zu werden? In diesem Verlangen hatte eigentlich der vornehmste Grund der Irrungen unter den beiden Regentschaften gelegen; die Herren wollten an einer Staatsgewalt, der sie gehorchen sollten, auch Antheil haben. Die Art und Weise, wie Ludwig sein Regiment einrichtete, bezeichnete den Sieg der Monarchie.

Zweites Capitel.

Innere Reformen.

Wenn es dem Ansehen des Königthums zu Statten kommen mochte, daß es sich an der Verwaltung betheiligte, so war das für diese selbst noch ein größerer Gewinn. Was bisher oft nur als ein Bestreben der Partei und Eigenmacht erschienen war, gewann nun eine höhere Autorisation, und man konnte unter der persönlichen Theilnahme des Königs Dinge unternehmen, wovon ohne dieselbe die früheren Erfahrungen wohl hätten zurückschrecken können.

Der Ehrgeiz Ludwigs XIV. und seiner Minister richtete sich zunächst auf die Abstellung der Mißbräuche, die in jedem Zweige zu bemerken, in einem oder dem andern aber unerträglich waren.

Wollte man in der aufkommenden Monarchie nichts weiter sehen, als das Geltendmachen und Durchführen eines unbedingten höchsten Willens, so würde man nicht begreifen, wie so die Menschen sich denselben auflegen ließen. In den meisten Ländern aber ist die Kraft der monarchischen Idee aus dem Bedürfniß des Landes hervorgegangen: sie ist nicht viel weniger in den untern Kreisen für nothwendig gehalten, als in den höchsten gewünscht worden.

An die oberste Persönlichkeit, den Fürsten, und seinen uralten höchsten Namen wenden sich die durch entgegenstrebende Unabhängigkeiten Bedrängten und begünstigen die Ausdehnung seiner Machtbefugnisse.

Ludwig XIV. faßte diese zwiefache Beziehung seiner zunächst auf den Staatshaushalt gerichteten Reformbestrebungen vollkommen, wenn er die Hoffnung aussprach, zugleich sein Volk von drückenden Lasten zu befreien und selber reicher zu werden.

Finanzen.

Nach dem Sturz Foucquets mußte es die Absicht sein, jenem ganzen mit der Erhebung der Einkünfte verbundenen Creditsysteme auf immer ein Ende zu machen, das zu vielfältigen Unterschleifen und Erpressungen Gelegenheit gegeben hatte. Aber zugleich sah man in demselben Vergehungen und glaubte sich berechtigt, obgleich die Regierung bisher dazu still geschwiegen, sie nunmehr auf das Strengste zu ahnden.

Ein Gerichtshof zur Untersuchung finanzieller Unterschleife ward niedergesetzt, der keine Rücksicht kannte. Wenn das zuweilen auch früher geschehen war, so hatte immer eine Geldzahlung hingereicht, um eigentlicher Bestrafung zuvorzukommen. Auch dießmal ward ein sehr ansehnliches Anerbieten gemacht, und wohl neigten sich einige Stimmen des Finanzraths zur Annahme desselben; aber der König sprach sich dagegen aus, denn er müsse sein Volk an Menschen rächen, von denen es so viel gelitten habe,[1] und durch strenge Bestrafung bewirken, daß hundert Jahre lang ein Jeder vor ähnlichen Ungerechtigkeiten zurückbebe. Die großen Capitalisten wurden hierauf zu Vergütungen hohen Betrags — du Jeannin z. B. zu drei Millionen — angehalten und, wenn sie dieselben nicht leisten konnten, in die Bastille geworfen. Hohe Beamte in der Finanzverwaltung, die Schatzmeister der Staatskasse wurden verurtheilt. Einer von ihnen, du Plessis Guenegaud, ist unter den demüthigendsten

[1] „Qu'il sacrifiait volontiers l'avantage de 20 millions offerts à la satisfaction qu'il recevrait de voir une fois par la punition des coupables ses sujets vengés des violences qu'ils avaient souffertes.“ (Colbert sur les finances bei Clement 438.)

Formen, nachdem er seine Schuld bekannt hatte, niedergeworfen auf beide Kniee, endlich begnadigt worden. Es gab Pächter der Gabelle, denen man aus den Reichthümern, die sie besaßen, dem Luxus, mit dem sie lebten, der Pracht ihrer häuslichen Einrichtungen, dem Ueberfluß ihrer Tafel unerlaubten Gewinn nachzuweisen meinte. Wie Mancher klagte, daß man ihn zu einer sechsfach höhern Zahlung, als sein ganzes Vermögen betrage, verdammt habe; daß er mit seinen Kindern ein unglücklicher Mann sei. An Erbarmen war bei dem einmal ergriffenen Prinzip nicht zu denken: untergeordnete Einnehmer und ihre Handlanger sind sogar mit dem Tode bestraft worden. War dieß nicht eben das, was die Menge von langer Zeit her gefordert, was die Empörung von 1648 veranlaßt hatte? Die Regierung rief jetzt diese Antipathie selber auf. Zu wiederholten Malen hat man die Menschen in den Kirchen ermahnt, die ihnen bekannt gewordenen Unterschleife dem Staatsprocurator zur Verfolgung anzugeben, bei Androhung der Excommunication.[1] Aehnliche Geschäfte, wie die vorgekommenen, wurden bei Todesstrafe für alle Zukunft verboten; sie sollten den schwärzesten Verbrechen gleich geachtet werden. Einer aufbehaltenen Liste zufolge sind den Partisans in den beiden Jahren 1662 und 1663 mehr als 70 Millionen abgezwungen worden, noch einige Jahre länger aber hat der Gerichtshof seine Thätigkeit fortgesetzt.

Mit dem Thun und Treiben der Partisans hing der Verkauf von hohen Renten, deren Preis mit dem üblichen Zinsfuß nicht in Verhältniß stand, zusammen. Die Regierung hielt sich für berechtigt, dieß Verhältniß dadurch herzustellen, daß sie ein Viertheil der Rente abzog. Nach derselben Regel sollten die in den letzten sechs Jahren vorgekommenen Alienationen behandelt werden; man dehnte sie auch auf eine den Mitgliedern des Parlaments bewilligte Gehaltsvermehrung aus, denn die Gehalte der erkauften Stellen wurden eben hauptsächlich als

[1] Aus dem Monitorium bei Clement.

Zinszahlungen angesehen. Wer braucht noch auszuführen, was gegen diese Maßregeln, die in unsern Tagen als ein Bankerutt bezeichnet werden würden, zu sagen ist? Auch damals fehlte es nicht an Einwendungen und Gegenvorstellungen; manche geheime Einwirkung ward am Hofe dawider versucht. Das Publikum war auf ihren Erfolg begierig, um den Charakter der Verwaltung und die Sinnesweise des Königs selbst beurtheilen zu können. Ludwig XIV. wohlwollend im Allgemeinen, zeigte doch von Anfang an ein unerbittliches Beharren auf dem einmal Beschlossenen, mochte das Privatleben davon auch noch so unangenehm betroffen werden; er hielt die Beschränkung der Rentenzahlungen aufrecht und brachte sogar weitere Ausdehnungen des Grundsatzes in Anregung. [1]

Im Jahre 1664 schritt Colbert von der Herabsetzung der Rente zu einer Abzahlung der Schulden selbst in großem Maßstabe fort. Hierüber entstanden Bewegungen unter den Betheiligten, die an die Fronde erinnerten. In zahlreich besuchten populären Versammlungen — und wie Viele fanden sich da ein, welche auf keine Rente irgend einer Art einen Anspruch hatten, — gab man dem König die Absicht Schuld, seine Unterthanen überhaupt arm zu erhalten, was ihm noch von Mazarin, der in den Reichthümern der Engländer die Ursache ihrer Rebellion gesehen habe, angerathen worden sei; diese Klagen widerhallten in den Sitzungen des Parlamentes, wo Le Coigneux, der selbst eine ansehnliche Summe der gefährdeten Anleihe besaß, einmal wieder seine Stimme erhob. Aber die Regierung blieb unerschütterlich, denn der König werde doch so viel Recht haben, wie der geringste Mann im Reich, und seine Schulden abtragen dürfen; zurückzuweichen hielt sie auch

[1] „Le Roy — prit la résolutiou de faire ce retranchement et le fist exécuter malgré toutes les remontrances et publiques et secrètes et mesmes quelques menées sourdes, en sorte qu'il fust facile d'après ce coup d'essay de décider de quelle qualité seroit la conduitte de S. M.“ Mémoire de Colbert ib. 439.

deßhalb nicht für rathsam, weil damit die Beschwerden sich verdoppeln würden. Colbert ließ vernehmen, um den Lärm des Widerspruchs kümmere er sich nicht, darin bestehe vielmehr seine Größe. Und ihrerseits fürchteten die Widerstrebenden, durch illegale Schritte zu Maßregeln der äußersten Strenge, zu der sich eine nur allzugroße Hinneigung bemerken ließ, Anlaß zu geben.[1] Da eine Erklärung des Directors erschien, welche die übertriebenen Besorgnisse hob, so verschwand die Bewegung der Menschen, und die Rückzahlungen wurden durchgeführt.

Unwillkürlich erinnert man sich hiebei der Begegnisse unter Heinrich IV., der ähnliche Absichten hegte, aber sie nicht erreichen konnte. Der Vortheil, welchen Colbert über Sully hatte, bestand vor Allem darin, daß die königliche Autorität jetzt stark genug war, jeden Widerstand zu brechen. Die städtischen Bewegungen, vor denen die Regierung Heinrichs IV. zurückgewichen war, legten sich im Angesicht der unerschütterlichen und drohenden Haltung Ludwigs XIV.

Colbert hob eine große Anzahl jener Aemter auf, deren Einkünfte hauptsächlich die Rente einer einst gezahlten Anleihe ausmachten; er hielt es für genug, den Inhabern die ursprünglich darin angelegten Beträge wieder auszuzahlen.

So ließ er sich auch nicht nehmen, die Domänen, die um ungenügende Preise in Privatbesitz übergegangen waren, zurückzukaufen, denn die Rechte des Staates seien unverjährbar. Colbert ist dabei auf Vergabungen zurückgegangen, welche die alten Grafen von Provence gemacht, er hat Schlösser räumen lassen, welche die Besitzer seit Menschengedenken für ihr volles Eigenthum gehalten hatten.

Unerbittlich war er nicht allein gegen die eigenmächtig angemaßten Adelstitel, denen in Frankreich eine sehr reelle

[1] Auszüge aus Ormessons Tagebuch bei Chervel 36. Foucault à Colbert, 17 juin 1664 bei Depping: Correspondance administrative II, 552.

Bedeutung zukam, da sie die Exemtion von der directen Auflage gewährten, sondern auch gegen die in den letzten dreißig Jahren unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften erworbenen, denn sie seien in Zeiten des Bedürfnisses um so unverhältnißmäßig geringe Preise verliehen worden, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben könne. Die Besitzer der Titel hielten Versammlungen, schlossen Vereine gegen diese Beraubung, in der sie eine große Gewaltthätigkeit sahen: hie und da gewannen sie die städtischen Magistrate; aber was hätten sie mit dem allen dem ernsten Willen eines mächtigen Königs und eines strengen Ministers gegenüber zu erreichen vermocht?

Diese betrachteten das öffentliche Vermögen als ein unantastbares Gut, jede Veräußerung desselben in Bezug auf die Regierung als unverbindlich, in Bezug auf die Erwerber als usurpatorisch; die Zurücknahme des Bewilligten als ein gutes Recht. Vor der Verletzung der Privaten, in deren Vermögen und bürgerliche Zustände sie gewaltsam eingriffen, scheuten sie nicht im Mindesten zurück, sobald damit dem allgemeinen Besten ein Dienst geschehe.

Denn dahin ging allerdings das eifrigste Bestreben Colberts, indem er Diejenigen, die aus den Verlegenheiten der Kriege Vortheil gezogen, desselben beraubte, den gemeinen Mann dagegen der ihm im Laufe der Kriegsjahre aufgelegten Bürden zu entlasten.

Die vornehmste Auflage war noch immer die Taille. Die Summe derselben ward, ungefähr wie die altrömische Indiction, durch unbedingtes Gebot, nach dem jedesmaligen Bedürfniß festgesetzt, auf die Provinzen oder Generalitäten — denn diese Bezeichnung war allmählich für die großen Verwaltungsbezirke die herrschende geworden — von diesen auf die kleineren, die Elections, und von diesen auf die Communen und auf die Einzelnen umgelegt. Eben darum waren die Exemtionen so widerwärtig, weil die Taille so wenig auf den Adel als die Geistlichkeit, sondern nur auf den bürgerlichen Stand in den

Städten und den bäuerlichen auf dem Lande fiel, der dann die Lasten der Eximirten mit übernehmen mußte. Die Parteilichkeit, mit der man häufig in der Anlage, die Strenge, mit der man bei der Eintreibung verfuhr, machte sie landverderblich. An vielen Orten mußte sie durch Anwendung der bewaffneten Macht eingetrieben werden, hie und da entzogen sich ihr die Bauern durch die Flucht. In den Kriegsjahren seit 1633 war die Taille von 20 bis auf 53 Millionen gestiegen: ja noch höher wird sie von einigen angegeben; was Foucquet schon vorgehabt,[1] das führte nun Colbert in der That aus: er verminderte sie nach und nach auf 41, 38, 35 Millionen; sein eigentliches Ziel war, sie bis auf 25 herabzubringen. Zugleich ließ er sich angelegen sein, die äußerste Strenge bei der Eintreibung zu verhüten. Er verbot, bei der Execution bis zur Wegführung und zum Verkauf des Viehes zu schreiten, weil dieß für den Landbau allzu nachtheilig sei:[2] er hätte nichts dagegen gehabt, wenn einer oder der andere der untern Beamten, der das nicht zu vermeiden wisse, dafür vom Dienst entfernt würde; es bezeichnet den allgemeinen Zustand, daß er dabei doch sein Verbot nicht öffentlich bekannt werden lassen wollte, aus Besorgniß, daß die Leute darüber halsstarrig würden.

Die Einnehmer wurden belohnt, welche in der bestimmten Zeit ihren Verpflichtungen nachkamen, ohne zu Gewaltmaßregeln geschritten zu sein. Die Verpachtung der königlichen Gefälle wußte Colbert bis zu dem wirklichen Belaufe ihres Ertrages zu erhöhen und das Eingehen der festgesetzten Summen in einigen Zweigen durch Obligationen zu sichern. Alle Monate mußten

[1] Wie er denn in seiner Vertheidigung vielen Werth darauf legt. Vgl. Première Partie de la production de M. Foucquet 12, 18.

[2] Colbert à la Galissionnière, 2 oct. 1670: „Par les grands soulagements que le roi a donnés à ses peuples, en mesnageant la crainte de la soissie, on pourra les porter à payer sans en venir à cette extrémité.“ Depping, Corresp. administr. III, 211.

die Einnehmer oder Pächter die entweder dem obersten Schatzmeister oder auf Anweisungen des Ministers geleistete Zahlung nachweisen. Man verglich alsdann die eingegangenen Gelder und die gemachten Ausgaben mit dem Etat, der dem König am Anfang des Jahres vorgelegt und von ihm genehmigt wurde. Der König selbst contrasignirte jede Anweisung, welche 300 Franken überstieg. Jene sogenannten Baarzahlungsanweisungen, die zu vielen Mißbräuchen Anlaß gaben, geradezu abzuschaffen, hielt Colbert nicht für rathsam, weil er der Rechnungskammer nicht die geheimen Ausgaben des Staates kundgeben wollte; sie wurden am Ende des Jahres in Gegenwart des Königs vorgelegt, dann aber verbrannt, nur die allgemeine Summe erschien in der Rechnung.[1] Denn allein darauf kam es an, die Unterschleife der Beamten, welche bis jetzt so große Summen verschlungen hatten, zu verhüten. Colbert brachte es so weit, und es ist eines seiner größten Verdienste, daß der Staat seiner pecuniären Kräfte wieder mächtig wurde; jeden Augenblick ließ sich der Zustand der öffentlichen Kassen übersehen.

Wenn Colbert den Druck der Taille erleichterte, so hat er dagegen den Druck der Salzgabelle über Gegenden, wo man sie noch nicht kannte, ausgedehnt. Hie und da ist es zu offenen Widersetzlichkeiten gekommen, namentlich in den Pyrenäen. Ein baskischer Reitersmann, der aus seinem Regiment ausgeschieden war, des Namens Audijos, in dem ererbten Gehöfte angesessen, sammelte eine Anzahl handfester Leute aus den benachbarten Dorfschaften um sich, welche die Landschaft unsicher machten und der königlichen Autorität eine Zeitlang hartnäckigen Widerstand leisteten.[2]

Einer der vornehmsten Gedanken Colberts war auf die

[1] Vgl. Bailly Histoire financière I, 425.

[2] Vgl. die Berichte von Pellot an Colbert. Corresp. administrative III, 68–122.

Durchführung uniformer Einrichtungen, wie in andern Zweigen, so besonders in den Finanzen gerichtet. Man begreift es, daß er dabei in den neuerworbenen Provinzen: den drei Bisthümern, Elsaß, Artois, deren Verkehr noch dem großen Gebiete angehörte, von dem sie losgerissen worden, einen mächtigen Widerspruch fand, den er nicht zu beseitigen vermochte. Aber auch die altfranzösischen Provinzen, in denen eine landständische Verfassung bestand, behaupteten sich in ihrer Abgeschlossenheit. Wenn es ihnen freigestellt worden war, ob sie sich durch Zollstätten gegen das innere Frankreich oder gegen das Ausland abschließen wollten, so hatten sie meistens das erstere vorgezogen: die Provence schloß sich überall mit Douanen ein.[1] Genug, an Widerstand und Beschränkung fehlte es nicht; dennoch ist es ein Ereigniß von hoher Bedeutung, daß Colbert die nördlichen und inneren Provinzen zu einem großen Ganzen vereinigte. In dem Tarif von 1664 hob er die Zölle, durch welche sie bisher von einander getrennt wurden — indem man sie zusammenstellte, setzte ihre Verschiedenartigkeit in Erstaunen — sammt und sonders auf und ließ nur einen allgemeinen Eingangszoll und Ausgangszoll, der seine Hebungsstatt an den Grenzen dieses eigentlichen finanziellen Frankreich hatte, bestehen. Die Normandie, Picardie, Champagne, Bourgogne, Touraine, Poitou, Anjou schlossen hiedurch mit Isle de France und Paris zu einem gleichartigen Ganzen zusammen, dessen innerer Verkehr durch keine weiteren Hemmnisse gestört wurde.

Wir wollen hier nicht ausführen, welche lebendige in die Tiefe wirkende Repräsentation die Idee der Einheit des französischen Reiches hiedurch bekam: erst allmählich konnte diese Wirkung wahrgenommen werden; zunächst diente die Einrichtung noch einem andern auf die Hebung der materiellen Thätigkeit gerichteten Entwurfe.

[1] Im Jahr 1621. Clement: Colbert, 163.

Industrie.

Anknüpfend an das, was die kluge Fürsorge einiger italienischen Republiken erreicht hatte, faßte man in Frankreich schon im sechzehnten Jahrhundert den Gedanken, durch Erschwerung der Einfuhr fremder Manufacturen und der Ausfuhr einheimischer Materialien die Industrie des Landes emporzubringen, seinen Wohlstand zu heben.[1] Doch war das nicht möglich, so lange die innern Zölle den Verkehr hemmten, die Handelsleute, ihre Diener und Wagenführer, wie ein königliches Edikt bemerkt, der Willkür der Zollpächter preisgegeben waren. Erst die Aufstellung eines uniformen Tarifs an ausgedehnten Grenzen macht überhaupt eine berechnende Handelspolitik möglich. Colbert hielt bei dem seinen von allem Anfang den Gesichtspunkt fest, die Einfuhr der fremden Manufacte zurückzuweisen, die Anfertigung französischer zu begünstigen.

Bisher brachte jedes Land die ihm eigenthümlichen Erzeugnisse auf den allgemeinen Markt des Verkehrs und Handels, und Frankreich nahm daran einen seiner geographischen Lage und dem Talent des Volkes entsprechenden, keineswegs geringen Antheil: jetzt aber verband sich mit dem aufkommenden Begriff von der Staatseinheit die Absicht, das Land auch in Beziehung auf Kunstfleiß und industrielle Production von allen andern unabhängig, wo möglich, die andern ihm zinsbar zu machen.

Man berechnete, daß Frankreich den Venezianern jährlich für 100,000 Livres Spiegel und vielleicht für eine dreimal so starke Summe genähte Spitzen, die dort in den Nonnenklöstern in seltener Vollkommenheit gefertigt wurden, abkaufe. Colbert wußte der Eifersucht der Republik zum Trotz einige Glasarbeiter von Murano an sich zu ziehen, die gar bald diesseit der Alpen eben so vortreffliche Spiegel herstellten, wie jenseit. Eine Zeitlang sperrten sie sich, ihre Kunstfertigkeit französischen Lehr-

[1] Vgl. Henry Martin X, 445.

lingen mitzutheilen.[1] Auch dazu verstanden sie sich jedoch, und die aus Venedig kommenden Spiegel, welche den Zoll in Lyon und in Valence, so wie an der Grenze der vereinigten Douanen tragen mußten, waren sehr bald unfähig, mit den inländischen die Concurrenz auszuhalten. Unbeschreibliche Mühe kostete es, die in Frankreich übliche Spitzenbereitung, welche in Alençon ihren Sitz hatte und daselbst die halbe Population nährte, durch die vorgeschrittene venetianische zu verdrängen. Die Arbeiterinnen zeigten sich ungelehrig, die ganze Einwohnerschaft widerstrebte. Eine der ersten Manufacturen, welche in guten Gang kam, wurde von einem Franzosen, Charron, der lange in Venedig gelebt, zu Rheims eingerichtet. Aus den Correspondenzen sieht man, daß die Schwester und die Tante Colberts an dem Wohlergehen der daselbst beschäftigten Arbeiterinnen lebhaften Antheil nahmen. Der König war einer der besten Käufer: er legte eines Tages, als er die in Paris angelegte Manufactur besah, 22,000 Livres in diesem Handerzeugniß an.[2]

So wurde die Strumpfwirkerei, die damals in England am weitesten gediehen, die Tuchbereitung, wie sie in Holland, die Herstellung von Blech und Messing, wie sie in Deutschland üblich war, in Frankreich eingeführt; persische, indische Arbeiten ahmte man nach. Der venetianische Gesandte Giustiniani bemerkt, die französische Regierung suche jedes andere Land dessen zu berauben, was es eigenthümlich und in vorzüglicher Güte besitze; sie trage kein Bedenken, für die niedrigsten Arbeiten königliche Paläste einzuräumen: ihr Bestreben sei, die Waare wohlfeiler, für den Käufer anlockender und zugleich besser zu liefern.[3]

[1] Correspondance administrative III, 734.

[2] Wie das Diarium Europaeum vom 24. October 1666 berichtet. (XVI, 174.)

[3] „Per la fabrica di certi lavori, cioè calcette e cardelle, si è fino destinato agli operarii d'Inghilterra condotti il real palazzo di ..... (ohne Zweifel meint er Madril) con che una regia è divenuta bottega."

Zu diesem Zweck wurden die strengsten Regeln festgesetzt. Bei der Tuchbereitung ward die Breite und Länge der Stücke genau vorgeschrieben: für die Färberei eine Instruction von mehr als dreihundert Artikeln gegeben und deren Ueberschreitung bei harter Strafe verpönt. Denn da der Staat in der Arbeit eine öffentliche Angelegenheit sah und sie mit seinen Mitteln förderte, so wollte er auch ihr Gelingen nicht von der Willkür der Einzelnen abhangen lassen. Sehr wahr, nur daß ein allzulanges Festhalten des Gebotes die in sich erstarkende Lebenskraft der privaten Thätigkeit auch wieder zu ersticken in Gefahr geräth: im Anfang wirkten Schutz und Aufsicht nicht nachtheilig. Der englische, holländische, italienische Kunstfleiß sah sich in manchem Bezug wirklich übertroffen. Die Meisterschaft der Franzosen zeigt sich oft überhaupt weniger in der Erfindung als in der Ausbildung des von Andern Erfundenen.

Der venetianische Gesandte ist überzeugt, daß dem Verfahren Colberts auch ein politisches Motiv zu Grunde liege: er hasse die Macht und den Reichthum der Großen: seine Maxime sei, sich der Bauern, der Soldaten und der Kaufleute anzunehmen, um die andern sich nicht zu bekümmern.[1] Aus den Papieren Colberts ergiebt sich wenigstens, daß er auf die gewerbtreibenden, arbeitenden Classen einen größern Werth legte, als jemals ein Staatsmann.[2] Es wäre nicht auszusprechen, wie sehr der Impuls, den er gab, ihnen zu Statten gekommen ist.

In den Correspondenzen kann man verfolgen, welche mannigfaltige Theilnahme und Thätigkeit die Anordnungen Colberts gleich damals erweckten, wie in den Städten Ausschüsse gebildet wurden, um die Förderung der Industrie gemeinschaftlich zu betreiben, wie man dann die Unbeschäftigten zur Arbeit

[1] „Di far caso de mercanti, de soldati e de paesani, del resto poco curarsi."

[2] In dem Projet de réforme de la justice empfiehlt er: „les soldats, les marchands, les laboureurs et gens de journée."

heranzog, die bloß der Verzehrung dienenden Gewerbe beschränkte, die eigentlich hervorbringenden begünstigte, wie man selbst den Andrang Unberufener zu den gelehrten Studien zu hemmen suchte, ganz in seinem Sinne; aber auch zugleich wie mit dem Gelingen dieser Bestrebungen das Eingehen der Auflage, namentlich der Taille, in den Städten zusammenhing. An Geldgewinn fehlte es von Anfang an nicht. Giustiniani weiß bereits im Jahr 1668 nicht genug von der Menge der Aufträge zu sagen, welche aus aller Welt in Paris eingehe; schon ströme, so versichert er, ebenfalls aus aller Welt das Geld herbei: und zwar klingendes Gold und Silber, welches dort, wo man so eben die alten Dublonen und Goldthaler in Louisd'or umpräge, in gutem Preise stehe.

Handel.

Colbert, der aus einer kaufmännischen Familie herstammte, mag den Werth des Geldes und dessen effectiven Besitz zu hoch angeschlagen haben: aber er brachte sein mercantiles Bestreben mit dem Zwecke des Staates und dessen großen Interessen, dem Emporkommen des dritten Standes, der Einheit der Nation, ihrer Stellung in der Welt überhaupt in Verbindung.

Mazarin und Foucquet hatten, wie bereits Richelieu, daran gedacht, den französischen Handel mit den entfernten Weltregionen durch große Compagnien, an denen sie selbst mit ihrem Vermögen Antheil nehmen wollten, emporzubringen. Darauf kam nun, durch das Beispiel von England und Holland angetrieben, Colbert zurück, Ludwig XIV. ward ganz dafür gewonnen. Wie die Edicte sagen, zur Größe der Nation und zum Ruhme des Königs schien es ihnen nothwendig. Denn diese Begriffe fingen an sich mit einander zu verbinden.

Hätte es von dem französischen Handelsstand allein abgehangen, so würde die Sache nicht zu Stande gekommen sein. Die Intendanten der Schifffahrt können nicht genug klagen,

wie wenig z. B. die Handelsleute in Marseille das allgemeine Wohl auch nur ihrer Stadt, geschweige des Reiches kümmere, wie sie durch Privatinteressen und gegenseitige Eifersucht einander und allem Guten im Wege stehen. Die Compagnien sind nicht ein Werk des Handelsstandes, sondern des Staates. Die Regierung selbst betheiligte sich an den Actien der Compagnien meistens zu einem Drittheil oder bis zur Hälfte. Die übrigen wurden zum größeren Theil den geldbesitzenden Beamten gleichsam aufgenöthigt. In den großen Collegien sind die Subscriptionslisten mit dem Bemerken, daß der König die Betheiligung sämmtlicher Mitglieder wünsche, vorgelegt; diese Verschreibungen sind dann in Gegenwart des Königs selbst eingereicht worden, der davon persönlich Kenntniß nahm. Ludwig XIV. meinte damit eine große Pflicht zu erfüllen; denn die commercielle Thätigkeit sei dem Geiste der Nation angemessen und werde ihre Wohlfahrt befördern; er machte sogar die moralische Reflexion, daß dadurch der Unthätigkeit, welche nur zum Laster führe, bei einer großen Anzahl ein Ende gemacht werde.

Es gehörte ganz zu dem System Colberts, wenn er die westindischen Colonien, von denen die meisten zur Zeit der Fronde in Privathände übergegangen waren, aus denselben zurücknahm und einer neuen Compagnie übergab, welche sie fortan besitzen und anbauen und in Handelsverbindung mit Frankreich bringen sollte. Richelieu hatte einst eine Compagnie zum Handel mit dem nördlichen Amerika gestiftet, die doch nicht zu rechter Blüthe gekommen war: auch deren Rechte wurden an die neue Compagnie übertragen; sie sollte den ganzen amerikanischen Handel mit dem afrikanischen bis an das Cap vereinigen. Besondern Gewinn haben die Handelsunternehmungen derselben niemals abgeworfen; das Monopol, das sie einführte, störte vielmehr allenthalben den bereits in Gang gesetzten Verkehr. Vortheil für den Staat hat aber die Compagnie ohne Zweifel gehabt: zur Behauptung der Colonien ist sie sehr förderlich gewesen, Canada erhob sich aus dem Zustand der Schwäche und

Gefährdung, in der es sich befand, durch die Unterstützung, die es nunmehr erhielt;[1] die Antillen wurden wieder enge mit dem Mutterlande verbunden; Cayenne ward aufs Neue besetzt; man dachte dem im Norden von Amerika entstehenden Neufrankreich ein anderes in den Aequinoctialgegenden an die Seite zu setzen.

Die zweite große Compagnie, die für den ostafrikanischen und hauptsächlich den ostindischen Handel gegründet wurde, machte eben so wenig vortheilhafte Geschäfte: bei der Rückkehr der ersten Schiffe gerieth die Existenz derselben in Frage;[2] aber Colbert war auf diese Verluste gefaßt, die so lange anhalten würden, bis der Handel in aller Form eingerichtet sei.[3] Unter der Führung zweier höchst befähigter, aber in stetem Streit mit einander begriffener Männer, Caron und Marcara, gelang das wirklich nach und nach. In Surate gewährte ein Firman des Großmoguls den Franzosen ausnehmende Begünstigungen; in Mansulipatam erlangten sie größere Vortheile, als den Holländern bewilligt worden waren:[4] sie dachten ihren Handel im Bund mit den Portugiesen, die sich ihnen anschließen würden, bis nach China und nach Japan auszudehnen.

Eine nordische Compagnie ward errichtet, hauptsächlich um an dem Handel der Ostsee directen Antheil zu nehmen. In den Pächtern der Güter der Königin Christine, zu denen Gothland gehörte, einem Stockholmer Handelshause, regte sich die Idee, diese Insel wieder zum Mittelpunkt des baltischen Handels zu machen. Den Franzosen sollte erspart bleiben, nach Danzig, Riga, Narwa zu fahren: alle Waaren des Nordostens sollten sich in Gothland sammeln und hier die französischen oder die

[1] Vgl. Charlevoix Histoire de la nouvelle France 388.

[2] Giustiniani: „Si pose in disputa, se doveva si abandonare o pure continuare a tenerla, tendando miglior sorte in nuovo convoglio. La continuatione fu resoluta."

[3] Colbert à St. Romain: Corresp. adm. III, 419.

[4] Mémoire de Marcara in Francheville: Histoire de la compagnie des Indes 44.

englischen Handelsleute erwarten.[1] Denn der Vermittelung der Holländer wollte man sich von allen Seiten entledigen.

Wie in Amerika, Ostindien, dem Norden, so stießen die Franzosen auch auf dem Mittelmeer mit den Holländern zusammen, welche mit den Küsten des osmanischen Reiches einen sehr vortheilhaften Verkehr trieben, den vortheilhaftesten mit Smyrna, und eben in Livorno oder Portolongone eine commercielle Ansiedlung zu gründen vorhatten. Colbert setzte sich ihnen mit einer levantischen Compagnie entgegen, die von allen seinen Handelsgesellschaften den besten Fortgang gewann.

Die früheren Handelsmächte waren dadurch emporgekommen, daß sie den allgemeinen Verkehr von einem Hafen, einer Küste, einem Land zu den andern vermittelten; wie die italienischen Republiken, so die deutsche Hanse. Holland übertraf, absorbirte sie alle, indem es die Vermittlung zwischen den verschiedenen Welttheilen übernahm. Der Sinn der Franzosen war es nicht und konnte es nicht sein, hierin mit ihnen zu wetteifern, die Waaren einer Zone nach der andern zu tragen. Sie wollten vor Allem sich selbst von dem Zwischenhandel ihrer Nachbarn befreien, den Gewinn, der diesen aus dem Verkehr mit französischen Producten oder Erzeugnissen erwuchs, für sich selbst ziehen; in der Entwickelung der commerciellen Kräfte sahen auch sie jetzt einen Hebel ihrer politischen Macht.

Mit gewaltiger Hand griff der Staat in die Bahnen des freien Handels ein, um die commerciellen Kräfte des Landes von der Herrschaft zu befreien, welche eine andere Nation, die dadurch politisch mächtig wurde, über sie ausübte, und derselben eine concentrische Richtung nach dem Innern des Reiches zu verleihen. Wer wollte eine allgemein gültige Theorie der Handelspolitik daran knüpfen? aber es war ein Standpunkt, welcher die Welt Jahrhunderte lang beherrschen sollte, großartig ergriffen und behauptet.

[1] Pomponne an Colbert: Correspondance administr. III, 206.

Ein Denkmal der umfassenden Bestrebungen dieser Zeit ist der Canal des Südens. Der bloße Gedanke, einfach in einem einfachen Wort ausgesprochen, das Mittelmeer mit dem atlantischen Ocean durch einen Canal zu verbinden, war fähig, den Ehrgeiz des Genius und der Thatkraft anzuregen. Man bildete sich wohl ein, daß in Zukunft große Seeschiffe ihren Weg von Osten nach Westen durch Languedoc nehmen, die Beschwerlichkeiten der Meerenge von Gibraltar den Seefahrern erspart werden würden. Ein Beamter italienischer Herkunft, des Namens Riquet, der sich von den Senkungen des schwarzen Gebirges und der Pyrenäen die genaueste Kunde verschaffte, unaufhörlich, wo er sich auch befinden mochte, über die Ausführung brütend, kam endlich — es soll in St. Germain gewesen sein — auf den entscheidenden Gedanken, in welchem die Möglichkeit lag, das Werk zu vollziehen. Die Provinzialstände von Languedoc, unfähig, von dem Unausführbaren, das ihnen früher vorgeschlagen worden, das Ausführbare und Echte zu unterscheiden, wiesen seine Vorschläge von sich. Colbert dagegen erkannte ihren Werth, schaffte das erforderliche Geld herbei und stellte die Privatinteressen des Unternehmers sicher, der nun mit doppeltem Eifer an die Arbeit ging. Wie andre große Dinge, gelang auch dieses durch die einfachsten Mittel. Die benachbarten Bäche wurden nach der Stelle geleitet, von welcher die Gewässer nach beiden Seiten ihren Lauf nehmen und den Canal nähren.[1] Riquet ward von einem jungen Mann unterstützt, der die Canalbauten von Harlem zu seinem besonderen Studium gemacht hatte. Die überschwenglichen Erwartungen, die man an das Unternehmen knüpfte, wurden nicht erfüllt: aber für den inneren Verkehr von Frankreich, namentlich der benachbarten ackerbauenden industriellen Districte,

[1] „Une rigole étroite et tortueuse, deux lacs de médiocre grandeur, tels sont les moyens — qui servent à former et à maintenir de l'une à l'autre mer une rivière factice.“ Reboul Voyage bei Andreossy: Histoire du canal du midi 95.

für das Leben von Languedoc ist das Werk von unschätzbarem Werth. Dem König wurde es zur größten Ehre gerechnet: von den Römern sei nicht einmal daran gedacht; von Carl dem Großen und denjenigen der Verweser des Königs, die er am höchsten anschlug, Franz I. und Heinrich IV., beabsichtigt, sei es nun unter seinen Auspicien zu Stande gebracht worden. „Der König sprach", sagt Corneille, „die Berge wichen": er erschien als der Herr von Land und Meer. Auch die tellurischen Verhältnisse wurden von den Gesichtspunkten der Macht erreicht und ihren Combinationen unterthan.

Reformen der Justiz.

Am 30. Mai 1665 erklärte Ludwig XIV. in der Mitte seines Conseils, nachdem er seine erste Absicht, die Reform der Finanzen, mit ziemlichem Erfolg durchgeführt habe, wolle er zur Ausführung eines zweiten großen Werkes schreiten, der Reform der Rechtspflege.

Zwei ganz verschiedene Seiten aber bot dieses Vorhaben dar.

Es gab noch Provinzen in Frankreich, wo die Rechtlosigkeit, welche einigen Epochen des Mittelalters einen so schlechten Ruf gemacht hat, fortwährend im Schwange ging, die erste Idee des Königthums, welche den alten Capetingern, Ludwig dem siebenten und dem neunten vorgeschwebt hatte, noch nicht realisirt war, wo man noch nicht erfahren, oder es unter den Unordnungen der letzten bürgerlichen Kriege wieder vergessen hatte, daß ein König im Lande walte. In einigen Provinzen gehörte es zum guten Ton, sich selbst zu helfen; Privatrache war an der Tagesordnung, und häufig blieben die Mordthaten ungestraft; — die Herrenrechte wurden mit leidenschaftlicher Gewaltsamkeit und Habgier geltend gemacht; [1] die Beamten der

[1] Quid memorem, heißt es in einem Gedicht von Flechier,
Fraudatas operas inopum, quid dura potentum
Imperia et praedas turpes caedesque nefandas?

Justiz hatten entweder keine Autorität, oder sie gaben sich dazu her, die Schuldigen dem Gerichte zu entziehen. Der König selbst spricht aus, es gebe Bezirke, wo Gesetz und Gerechtigkeit verachtet werde, der Schwache keinen Schutz mehr gegen den Mächtigen finde, das Verbrechen nicht gestraft werden könne.

Besonders die von dem Mittelpunkt entfernten jurisdictionellen Bezirke des Parlaments von Paris waren wegen dieses Unwesens verrufen, keiner aber mehr als Auvergne, wo die Regungen des Adels gegen die Aufrichtung der unbedingten Staatsgewalt immer sehr stark und lebhaft gewesen waren. Der König beschloß, eine jener außerodentlichen Gerichtssitzungen daselbst halten zu lassen, die man in Erinnerung an ein Institut der alten Herzoge von Champagne große Tage nannte [1] und die einst, im Code Michaud, im Jahre 1629 gegen Gewaltsamkeiten und Unterdrückungen angekündigt waren. Es war eine Deputation des Parlaments in Paris, bestehend aus sechzehn Räthen, dem Präsidenten, dem stellvertretenden Generalprocurator und einigen andern Mitgliedern, die sich im September nach Clermont in Auvergne begab, um hier in der Form feierlicher Assisen, wie es Colbert in einem Schreiben an den Präsidenten derselben, Novion, ausgedrückt hat, die Schuldigen zu züchtigen — die schlechten Richter selbst eingeschlossen —, dagegen den Guten beizustehen und der Gerechtigkeit überhaupt Nachdruck zu verleihen.

Wir haben eine anmuthige und lebendige Schilderung dieser Gerichtssitzungen von Flechier, die vielleicht zu viel romantischen Anflug hat und den Nebendingen eine überwiegende Aufmerksamkeit widmet, in der doch aber auch die Hauptsache in ihrer Würde und in dem ganzen Eindruck zu Tage kommt, den sie in der Welt machte. [2]

Vor allen andern war der Name Canillac wie in der

[1] Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs II, 416.

[2] Mémoires de Fléchier sur les grands jours de Clermont publiés par Gonod 1844.

Provinz so am Hofe verrufen: das erste Opfer, das die Gerechtigkeit forderte, war der Vicomte de la Mothe de Canillac. Er war nicht der schlimmste von allen, aber nach den Gesetzen hatte er den Tod verdient. Während des Krieges der Fronde, wo er die Waffen für den Prinzen von Condé trug, hatte er gegen einen andern Edelmann der Provinz, der ihm bei der Werbung der Truppen eine Treulosigkeit bewies, Gewaltthaten ausgeübt, bei denen ein Mord vorgefallen war. Dafür ward er, denn ein großes Beispiel sollte nun einmal gegeben werden, zum Tode verurtheilt. Der Gerichtshof selbst schritt fast mit Widerwillen dazu; auch im Lande regte sich einiges Mitgefühl: wiewohl de la Mothe keine politische Bedeutung hatte, so erinnerte man nicht ganz mit Unrecht an Biron und Montmorency: denn auch in ihm, wie in diesen, fiel ein Oberhaupt von großem Namen dem Begriffe der allwaltenden Gerechtigkeit zum Opfer.

Es ließe sich nicht aussprechen, welche Wirkung der erste Act der Strenge in der Provinz hervorbrachte. Alles, was sich von der Eigenmacht der Gewalthaber gedrückt fühlte, athmete auf und erhob sich zu Anklagen gegen dieselben: das Volk war durch Monitorien, die man in den Kirchen verlas, dazu aufgefordert worden. Aller Orten setzte man die Angeklagten gefangen. Novion ist stolz darauf, daß er den Schwager seines Schwiegersohnes festgenommen hat; er will dadurch beweisen, daß er für Niemand Rücksichten habe, wo es den Dienst des Königs gelte. Das Ansehn der Gesetze ward in die Regionen der Berge getragen, wo man seit Jahrhunderten nichts davon wußte. Man bemerkte, daß jetzt das Erscheinen von Gerichtsboten mehr vermöge, als früher eine ansehnliche Machtentwickelung: die festesten Schlösser wurden ihnen geöffnet, Männer von stolzem Namen unter der Escorte eines einzigen Gefreiten nach Clermont gebracht. Nicht Wenige wußten sich dem Gericht durch die Flucht zu entziehen, sie wurden als Contumazirte verurtheilt. Bei 12,000 Sachen sind angebracht und verhält-

nißmäßig viele davon entschieden worden; oft mit größerer Milde, als man erwartete, denn nur darauf kam es an, der Gerechtigkeit wieder einen starken Arm zu verschaffen, damit ein Jeder fühle, daß ein Richter über ihm sei.

In den Bauern erweckte es ein plötzlich aufwallendes Selbstgefühl, daß der König sich ihrer annahm. Ihren Hut tiefer auf den Kopf drückend, fingen sie Streitigkeiten mit ihrem Edelmann an; sie forderten Besitzthümer zurück, welche ihre Vorfahren drei oder vier Menschenalter früher verkauft hatten: sie meinten, der König schätze keinen andern Stand so hoch wie den der Bauern. Unter dieser Regierung war nicht zu fürchten, daß sie zu eigentlicher Ungebühr fortschritten; der Gerichtshof selbst nahm eines ihrer wichtigsten Anliegen, die Erleichterung der Frohndienste, in die Hand.

Auch in einigen andern Provinzen finden wir außerordentliche Gerichtssitzungen. Die Institute der Rechtspflege erschienen noch einmal als Stützen und Verbündete der königlichen Autorität.

Nun aber wissen wir wohl, daß sie mit derselben sich auch wieder im Gegensatz befanden. Indem das Königthum den Begriff des rechtlich geordneten Staates allenthalben zur Geltung zu bringen Bedacht nahm, hielt es doch zugleich die Gerichtshöfe selbst in strenger Pflicht.

Besonders eines von den im October 1648 gemachten Zugeständnissen wünschte das Parlament zu behaupten: das schon auf den Antrag der Stände von Blois bewilligte und damals erneuerte Verbot aller und jeder Evocation der vor seinem Gerichtsstuhl angebrachten Sachen. Und was schien billiger und vernünftiger zu sein, als eine von jedem Angriff unabhängige Rechtspflege? Aber der französische Staat meinte sie nicht gewähren zu dürfen. Colbert führte aus, daß diese Bewilligung sowohl früher als zuletzt ein der Krone auferlegter Zwang gewesen sei, den sie sich niemals habe gefallen lassen; er kam auch hier auf den Code von 1629 zurück, der das Recht der Evocation mit ausdrücklichen Worten festhielt; ein unzweifel-

haftes, von den berühmtesten Juristen anerkanntes, mit der Krone verbundenes Recht der Könige sei es, Streitsachen den Gerichten zu entziehen und selbst zu entscheiden.[1] Die Lehre Richelieu's, daß die gerichtliche Gewalt eine von der Krone ausgehende und aus den Händen der mit ihr Betrauten zurücknehmbare Autorität sei, war die Ueberzeugung des Königs und seiner Minister.

Einen eigenthümlichen Eindruck empfängt man von einem charakterisirenden Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der Parlamente des Reichs, worin von ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Gemüthsstimmung, ihrem Vermögen und sonstigem Verhalten in kurzen und apodiktischen Notizen Bericht erstattet wird, das sich Colbert vorlegen ließ. Man sieht die Schwächen, welche die Robe verbarg: nicht so sehr den Einfluß, den ein Jeder ausübte, als den, der auf ihn ausgeübt wurde, zuweilen von sehr unerwarteter Stelle her, die Mittel, durch welche alle diese Persönlichkeiten beherrscht werden konnten und beherrscht wurden.

Durch diese Menschlichkeiten fühlte sich die Regierung doppelt in ihrem Recht gegen Die, welche sich dieselben zu Schulden kommen ließen. Sie wollte bereits damals nur noch von höheren Gerichtshöfen reden hören, nicht mehr von souveränen; denn dieser Titel bestärke nur den Wahn, daß der Richter königliche Verordnungen vernachlässigen dürfe: in dem Verfahren der Parlamente liege eine Anmaßung der legislativen Gewalt, die allein dem Fürsten selbst zukomme.[2]

Colberts Sinn war jedoch nicht, die Vorrechte der Parlamente auf einmal zu brechen: eine schwache Regierung, sagte er, würde dieß in plötzlichem Anlauf versuchen, aber dadurch

[1] Considérations sur l'arrest concernant l'abus des évocations des procès à la personne du roi écrites de la main de Colbert. Depping III, 1.

[2] Projet de réforme dans l'administration de la justice par Colbert. Revue rétrospective, II, IV, 251.

in Gefahr gerathen, daß die folgende Alles zurücknehme; eine starke Regierung verfahre mit Bedacht und gleichmäßiger Anstrengung, ohne zu viel Eifer zu entwickeln.

Unter den Mißständen der Rechtspflege fühlte man keinen so drückend, wie die große Menge entbehrlicher Beamten. Die öffentliche Stimme erhob sich aufs Neue gegen die Käuflichkeit und Uebertragbarkeit der Stellen und forderte deren Abschaffung.[1] Dem König ward vorgeschlagen, die Auflage der Paulette sofort abzuschaffen, denn leicht könne er jetzt die davon aufkommenden Erträge entbehren. Colbert wollte jedoch so weit nicht gehen, weil es den Familien der Beamten verderblich werden könnte. Zunächst ward nur eine Herabsetzung des übermäßigen Preises der Aemter beschlossen, durch welche es leichter sein werde, sie bei vorkommenden Vacanzen zurückzukaufen und nach und nach so weit eingehen zu lassen, um die Corporation auf eine mäßige Zahl von Mitgliedern zurückzuführen: die Paulette sollte noch auf eine bestimmte Reihe von Jahren bewilligt sein. Im Jahre 1666 verkündigte Ludwig XIV. in einer königlichen Sitzung, die mit allem gewohnten Gepränge gehalten ward, eine Bestimmung über diese Punkte und ließ sie, zugleich mit einigen andern Decreten, die mehr in die Finanzen einschlugen, registriren. In andern Zeiten würde hierüber Alles in Feuer und Flamme gerathen sein. Und auch damals waren diese Regungen noch nicht ganz und gar gedämpft. In der Rede, mit welcher der Generalprocurator Bignon die Aufforderung des Kanzlers beantwortete, zeigten sich noch Spuren oppositioneller Auffassung: nach derselben ward noch einmal der Vorschlag gemacht, wie in den Tagen, die der Fronde vorangingen, die Kammer zu einer Deliberation über die gemachten Eröffnungen zu versammeln. Dieser Vorschlag, obwohl von dem ersten

[1] Wie es in einem handschriftlichen Aufsatz der Zeit: Moyens faciles de soulager la France du pesant fardeau des procès (Bibliothek zu München) heißt: „supprimer universellement, indispensablement, irrévocablement la vénalité des offices."

Präsidenten zurückgewiesen, hielt doch die Gemüther eine Zeitlang in Aufregung: der König wollte der Sache schlechthin ein Ende machen. Auf seinen Befehl berief der Präsident die Kammern zusammen und erklärte ihnen, daß der König jede Berathschlagung über die in der königlichen Sitzung registrirten Beschlüsse verbiete. Auf allen Gesichtern war Unmuth, Verdruß, Bestürzung zu lesen: Niemand aber wagte seinem Gefühl Ausdruck zu geben: die Versammlung löste sich auf, ohne daß ein Wort gesagt worden wäre. Der Präsident Coigneux, der in jenem Berichte als ein stolzer, heftiger Mann geschildert wird, welcher über das Recht zu halten affectire, um sich Credit zu verschaffen, war der erste, der sich erhob, um hinwegzugehen: von den übrigen folgte dann einer nach dem andern. Sie unterwarfen sich und erwarteten das Weitere.[1]

Nicht allein aber über die Zahl der Beamten klagte man, sondern nicht weniger über die Zahl der Gesetze. Der Gedanke, sich von der historischen Rechtsentwickelung loszureißen und der neuentstandenen Gesellschaft neue Gesetzbücher zu schreiben, regte sich schon damals mit Anspruch und Ungeduld. Die Mangelhaftigkeit und Unanwendbarkeit der römischen Gesetze liege Jedermann vor Augen: würde es nicht besser sein, dem Reiche ein durchaus neues Gesetzbuch zu verleihen?[2] Bis zu dem Aeußersten wollte jedoch Colbert auch in dieser Beziehung nicht fortgehn, sondern nur die Uebelstände heben, die er für die dringendsten ansah. Zu diesem Zwecke ward ein Conseil ernannt, in das man kein Mitglied des Parlaments, selbst nicht den ersten Präsidenten Lamoignon aufnahm. Außer den

[1] Journal d'Olivier Ormesson. 12. Januar 1666 bei Chervel, 50.

[2] Moyens faciles: ne serait-il pas bon d'anéantir tout le vieux monde et rebâtir un autre tout de neuf, de purger par un général incendie le royaume de tant de lois afin qu'il puisse passer d'une condition pénible et misérable à un état glorieux et plein de félicité? — Primo établir de nouveau une loi générale, uniforme dans tout les pays d'obéissance.

Ministern des Königs bestand es aus einer Anzahl von Staatsräthen und Requetenmeistern: einer von jenen, Pussort, und vier von diesen bildeten dann die eigentlich arbeitende Commission, zu der noch sechs Advocaten herbeigezogen wurden. Der Mann, von welchem, wenn nicht die Idee, doch die ganze Anordnung der Arbeit ausging, war Pussort, der Onkel Colberts, dessen rechte Hand in dem Proceß gegen Foucquet, eben so unermüdlich und unbeugsam, und in juridischen Dingen von nicht minderer Fähigkeit und Begabung, als jener in finanziellen. Zunächst ward die Hand an eine Ordonnanz über das Civilrecht gelegt, welche die Verhältnisse des Gerichtshofes selbst nur wenig und noch weniger die eigentliche Gesetzgebung berührte, vielmehr hauptsächlich nur das Verfahren betraf. Denn, wie ein Dichter der Zeit es ausdrückt, den Harpyen sollten ihre Klauen abgeschnitten werden. Mag die Ordonnanz auch nicht die überschwenglichen Lobsprüche verdienen, die man ihr damals gewidmet hat, so ist doch unbezweifelt, daß sie in der Sache selbst so wie im Ausdruck ein großes Verdienst hat; sie hat dem französischen Civilverfahren im Allgemeinen die Form gegeben, in der es seitdem geblieben ist; im Wesentlichen hat sie selbst den großen Umsturz einer spätern Zeit überdauert. Wenn die verschiedenen Artikel von der Commission ausgearbeitet waren, legte man sie dem Conseil vor. Erst in der Gestalt, in der sie aus diesem hervorgingen, wurden sie einer Deputation des Parlaments mitgetheilt und hier in einer definitiven Verhandlung nochmals geprüft. Pussort führte von der einen, Lamoignon von der andern Seite das Wort. Wie sie hier zu Stande kamen, so überbrachte sie der König selbst am 20. April 1667 dem Parlament, um sie registriren zu lassen.[1] Einige Opposition regte sich auch dießmal, man sprach sogar abermals von einer Versammlung der Kammern,[2] einer und der andere der

[1] Ormesson bei Chervel 120.

[2] Umb nochmalen die Edicte und etliche Artikel des Codicis Ludoviciani (denn diese Bezeichnung des Code civil ward sogleich verbreitet), zu

Widerstrebenden wurde mit momentaner Verbannung belegt. Später konnte die Verordnung durch einige nachträgliche Edicte und hauptsächlich durch eine ausführliche Ordonnanz über das gerichtliche Verfahren in Criminalsachen ergänzt werden, die dann weiter keinen Widerspruch fanden.

Nur sehr uneigentlich könnte man diese Verordnungen als eine neue Gesetzgebung bezeichnen: sie betrafen weniger die Rechtsbestimmungen selbst, als den Proceß; aber es war schon etwas, daß es der Regierung, welche die Initiative ergriff, wirklich gelang, die mächtigen Corporationen zu einem mehr gleichförmigen, in den verschiedenen Zweigen zusammenhängenden Verfahren anzuhalten, sie überhaupt zur Unterordnung unter einen höhern Willen zu nöthigen.[1] Sie erfüllte damit zugleich ein unleugbares Bedürfniß und machte ihre höchste Autorität geltend.

Der König hatte nicht vergessen, welchen Widerstand das Parlament vor einigen Jahren ihm entgegengesetzt hatte: er befahl, die Acten von 1648 aus den Registern zu entfernen.

Der König erschien wieder als der Repräsentant und die Quelle des Rechtes und der Gerechtigkeit, so wie er das öffentliche Vermögen mit unbedingtem Geheiß verwaltete und der Mittelpunkt der industriellen und commerciellen Thätigkeit geworden war. Jede subalterne Selbständigkeit, die sich ihm in den Weg stellen konnte, ward vernichtet oder unterworfen; oder sie schloß sich ihm in unbedingter Hingebung an, wie es besonders mit der Armee geschah.

überlesen. Miron sagt: daß die Könige als Gottes Ebenbildnisse öfters Gehör gegeben hätten den wiederholten Bitten. Er und die Andern wurden dafür bannisirt, nicht weiter jedoch als auf ihre Landgüter. Die Nachricht findet sich in dem Diarium Europaeum XVII, 293. Vgl. Chervels Ormesson 50.

1 Der brandenburgische Resident Beck bemerkt (13. April 1667), man habe die Parlamente nur deßhalb noch herbeigezogen „um ihre Approbation zu haben und den Gesetzen mit Einstimmung des Hauptes und der Unterthanen ihre vollkommene Kraft und Autorität zu geben.“

Militärische Einrichtung.

Vorlängst war das Princip ausgesprochen, daß das Recht der Waffen ausschließend der höchsten Gewalt angehöre; doch war dasselbe den Menschen noch nicht so recht in Fleisch und Blut gedrungen.

In dem Adel, der die Armee erfüllte, herrschte noch die Meinung vor, daß ein Jeder sich vor Allen an Den halten müsse, durch den er seine Stellung erlangt hatte: persönliche Dankbarkeit erschien wie eine Pflicht der Ehre, selbst noch mehr als der militärische Gehorsam. Ludwig XIII. sprach einst seine Verwunderung aus, daß der Gouverneur einer Festung sich weigerte, sie ihm zu überliefern, denn er habe ihn doch eingesetzt: Puysegur machte ihn aufmerksam, daß er niemals eine Stelle auf Bitten eines Dritten besetzen dürfe, vielmehr in allen festen Plätzen Truppen, die nur von ihm dem König abhängig seien, einlegen sollte.[1] Ludwig XIII. hat dieß versucht, und wir sahen zuweilen, wie Anmaßungen des Gouverneurs an den Truppen scheiterten, denen der Gehorsam gegen den König höher ging; doch war die selbständige Autorität der Befehlshaber mit nichten unterdrückt. Es war das Princip, das der Prinz von Condé verfocht, aber auch in der ihm gegenüberstehenden Armee machte es sich noch geltend. In den Grenzfestungen namentlich gewannen die Gouverneurs dadurch eine gewisse Unabhängigkeit, daß sie zugleich die Contributionen in den zu denselben gehörigen Bezirken eintrieben; das Factionswesen der bürgerlichen Unruhen und die zu dem auswärtigen Kriege erforderlichen Anstrengungen wirkten dazu zusammen, daß es noch immer Gouverneurs gab, welche mit der Regierung unterhandelten, statt sich ihr zu unterwerfen.

Auf ähnliche Weise gehörten den Generalen der im Felde stehenden Kriegsheere einige Truppenabtheilungen besonders an;

[1] Mémoires de Puységur 457.

noch bestanden die Compagnien der Gensdarmen, die, entweder von einem Prinzen von Geblüt, oder von einem Marschall, oder von einem andern Herrn des Reiches abhängig, vor den übrigen einen Vorzug selbst im Dienst verlangten, und die dann wieder unter einander über ihren Vorrang stritten.[1] Die alten Regimenter Infanterie, aus den Banden des sechzehnten Jahrhunderts erwachsen und regelmäßig eingerichtet, ferner die denselben später hinzugefügten Regimenter, die man die kleinen alten nannte, bildeten den Kern der von dem König unmittelbar abhängigen Truppen und waren die Träger des militärischen Gehorsams; aber noch immer genoß der Oberst der Infanterie, welcher die Offizierstellen besetzte, einer Autorität, die der des Königs Eintrag that. Eine Armee im modernen Sinne war das bei weitem noch nicht.

Die beiden herrschenden Cardinäle hatten Vieles gethan, um sie dazu umzuformen, aber eigentlich doch nur dahin ging ihr Bestreben, jede andere Clientel auszuschließen, ihre eigene zu gründen. Wohl kam diese der höchsten Gewalt nicht wenig zu Statten; wie ja die von Richelieu eingesetzten Befehlshaber an der Grenze zuerst zu Mazarin übergingen und seinen Wiedereintritt in das Reich und damit den Sieg des Königthums bewirkten, aber es leuchtet ein, wie sehr noch Alles mit ihrer Parteistellung zusammenhing. Man hat erlebt, daß Mazarin Truppen, die von Ludwig XIII. in Sedan eingelagert waren, aus diesem Platze entfernte, um sie durch solche zu ersetzen, auf die er unbedingt zählen konnte. Vielleicht nicht alle, aber die meisten Gouverneurs der festen Plätze waren von ihm abhängig. Er war nicht allein Turenne's, sondern bei weitem der meisten Generale und damit aller Truppen persönlich sicher.

Auch in so fern bildete es für das Königthum ein großes Ereigniß, daß Mazarin keinen Nachfolger bekam. Das Princip der unbedingten Autorität, das die beiden Cardinäle zugleich

[1] Mémoires de Rabutin, I, 103.

mit ihrer eigenen verfochten, ward jetzt von dem jungen König selber dargestellt; jene ganze Clientel verschwand oder warf sich zu seinen Füßen.

Nach dem Frieden wäre es nicht mehr an der Zeit gewesen, den Gouverneurs der Grenzplätze die Contributionen ihrer Bezirke zu überlassen; sie wurden jetzt auf einen bestimmten Gehalt, der ihnen regelmäßig bezahlt ward, angewiesen, die Garnisonen auf den Friedensfuß gesetzt, aus andern Truppen ergänzt, aus den königlichen Cassen regelmäßig besoldet.[1] „Einer der größten Schläge," so ruft der Venetianer Grimani aus, „welchen der König für seine Größe nur ausführen konnte. Jetzt wird es den Gouverneurs im Kriege und im Frieden gleich unmöglich, ihre Plätze für einen französischen Großen oder einen auswärtigen Feind zu behaupten, was sie bisher so oft zu ihrem Vortheil und zum Schaden des Königs gethan haben."

Unbesorgt konnte man nun die Gouverneurs der großen Provinzen aus den vornehmsten Häusern nehmen; so wie sie keine festen Plätze in ihren Händen hatten, in denen sie sich gegen den König vertheidigen konnten, vermochten sie für sich selbst nichts mehr: sie wurden nur die Vermittler des königlichen Willens.

Den unmittelbarsten Anlaß gab der Friedensschluß zur Entlassung einer großen Zahl von Truppen; aber dadurch gewann der König um so mehr freie Hand, die übrigbleibenden nach seinem Sinne einzurichten. Viele Offiziere der aufgelösten Regimenter traten in den militärischen Haushalt des Königs ein, der jetzt wie zu einem Seminar für die Führung der Truppen bestimmt wurde. Nur Mitglieder der königlichen Familie behielten jetzt noch Compagnien schwerer und leichter Reiterei; der König selbst hatte eine, deren Capitän er war und

[1] Grimani: „cosa che rileva molto danaro e non si praticava per lo passato, perchè stavano le truppe nelli quartieri d'inverno e nella busca della campagna."

die er zu seinen Garden schlug. Die Stelle eines Colonel der Infanterie schaffte er bereits im Sommer 1661 ab, da sie durch den Tod des jungen Epernon erledigt worden war; die Mestres de Camp, welche bisher an der Spitze der Regimenter gestanden, wurden alsdann sämmtlich zu Colonels befördert. Die Besetzung der Offizierstellen hing fortan unmittelbar vom König ab. Den Regimentern, die er behielt, fügte er bald ein neues hinzu, dessen Offiziere er aus der Compagnie Musketärs nahm, welche einst sein Vater gestiftet und welche fast durchweg aus Leuten von vornehmer Herkunft bestand. Eben von diesem königlichen Regiment ist die Weiterbildung der französischen Infanterie vorzüglich ausgegangen.[1]

Im Jahre 1664 zählte die französische Infanterie 25,000 Mann, inbegriffen die schweizerische und die französische Garde, welche zu 9000 Mann angegeben wird; die Reiterei der Garde, die früher nur etwa 300 Mann ausgemacht, war auf 1700 Mann gewachsen und erschien nun in den Uebungslagern wieder als ein besonderes Corps; die gesammte Artillerie wird auf 7000 Mann angegeben. So lagen doch bereits die Verhältnisse, daß so viele Truppen zur Besetzung der Festungen und zur Aufrechterhaltung der innern Ruhe des Landes unentbehrlich erschienen.

Als die Zeiten kriegerischer wurden und die wiederhergestellten Finanzen die Mittel dazu darboten, neue Regimenter zu errichten, ernannte Ludwig vorzugsweise die, welche sich seinem militärischen Haushalt angeschlossen hatten, zu Offizieren derselben, mit Vorbeigehung derjenigen, die nach Hause gegangen waren. Die vacanten Stellen besetzte er mit jungen Edelleuten, die er, wie er sagte, zu bilden beabsichtigte, um sie später als seine eigenen Schüler in allen Corps anzustellen. Die Colonels nahm er gern aus dem Adel seines Hofes, weil dieser allein die Mittel hatte, mit dem erforderlichen Glanz aufzutreten, und

[1] Daniel: Histoire de la milice française II.

zugleich den Eifer, dem König zu dienen und zu gefallen, unter den Menschen ausbreitete.

Mit vieler Schärfe haben sich Edelleute von altem Schrot und Korn über diese Einrichtungen beklagt, als über eine Schule der Knechtschaft, denn erst habe Jeder, von welcher Herkunft er auch immer sein mochte, gleichsam ein Noviciat bestehen müssen, dann sei eine noch längere subalterne Stellung gefolgt; die Erlaubniß, sich die Stelle eines Colonel zu kaufen, habe von dem König abgehangen; nach dem Datum des Patents hierüber habe sich dann das fernere Aufsteigen im Dienst gerichtet. Noch immer suchte der französische Adel seine Ehre ausschließend im Kriege: aber für die freie und eigenmächtige Waffenübung der früheren Jahrhunderte gab es in den spätern keinen Raum mehr; nach und nach mußte sich Alles dem Dienst des Königs widmen, der jetzt die Mittel besaß, die sein Großvater so schmerzlich entbehrt hatte, seine Truppen zu besolden und eben hierauf gestützt den Bedingungen regelmäßiger Kriegsordnungen zu unterwerfen. „Es gibt keinen Edelmann," sagt einer unserer Venetianer, „der nicht Soldat wäre:[1] ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit oder Vortheil suchen sie den Krieg, wo sie ihn immer finden; ihr vornehmster Wunsch ist, sich Beifall zu erwerben, vor Allem den ihres Fürsten."

[1] „L'applicatione sola di chi è gentilhuomo è palla d'armi." Morosini 1671.

Drittes Capitel.

Der König in den ersten Jahren der Regierung.

In den Berichten der Gesandten, deren Aufmerksamkeit auf den emporwachsenden Fürsten gerichtet war, findet man wenigstens einige Notizen über den Eindruck, den er in den Jahren seiner Jugend machte.

Schon in seinem zehnten Jahre fiel nach dem Berichte Nani's der Ernst und die Würde seiner Erscheinung auf; er schien sich zur Melancholie zu neigen; man hielt für möglich, daß er menschenscheu, vielleicht selbst einmal grausam werden könnte.

Er war funfzehn Jahr alt, als eines Tages der venetianische Gesandte Michel Morosini in der Unterhaltung mit ihm absichtlich, um sich einen Begriff von seinen Fähigkeiten zu verschaffen, das Gespräch auf öffentliche Angelegenheiten brachte. Er bemerkte, daß in seinem Geiste etwas keime und lebe, und glaubte alles Gute voraus sagen zu dürfen. Besonders von den Grundsätzen der katholischen Kirche und von der Nothwendigkeit, sie zu stützen, zeigte sich Ludwig XIV. durchdrungen. Man hörte, daß er den Sitzungen des Conseils mit Aufmerksamkeit beiwohne, zuweilen eine eigene Meinung äußere, ohne jedoch darauf zu bestehen, von Denen, die mehr wußten, sich belehren ließ und den Dingen weiter nachfragte.

In seinem achtzehnten Jahre erschien er jedoch von Geist und Charakter noch wenig ausgebildet; man wußte nicht, ob

er nicht einst eben wie sein Vater die Regierung in die Hände eines Andern werde fallen lassen.[1] Wie schon seit einigen Jahren sein vornehmstes Vergnügen in militärischen Uebungen bestand, in Aufrichtung und Eroberung kleiner Castelle, Anwendung der Feuerwaffe, so schien er nach nichts als nach Waffenthaten und Kriegsruhm zu verlangen.

Von jeher ward seine dem Alter entsprechende Schönheit bewundert, damals auch seine Fertigkeit in allen körperlichen Uebungen, — wie er nach der Sitte der Zeit sein Ballet tanze, sein Pferd tummle, — seine jugendlich aufblühende Manneskraft. Von sinnlichen Ausschweifungen hielt er sich noch einige Jahre später vollkommen frei. Dem Papst Alexander, der danach fragte, ward im Jahre 1659, wie es scheint, mit gutem Grunde versichert, der junge Fürst sei noch so rein, wie er aus der Taufe gehoben worden.[2] Auch für geistig unbedeutend hielten ihn Die nicht mehr, die ihm nahe standen. Daß er die Autorität des Cardinals nicht schmälerte, galt nicht mehr für einen Beweis von Unfähigkeit, sondern von Vertrauen und Hingebung. Man setzte voraus, daß er den Anweisungen, die er von demselben erhielt, einst durch seine Regierung Ehre machen werde.

Nur das erwartete man nicht, daß er den Fleiß haben oder die Zeit finden dürfte, die zur Erledigung der Geschäfte erforderlich sei. Aber es gehörte zum Ehrgeiz des Königs, auch in dieser Beziehung die Meinung, die man von ihm hatte, nicht allein zu erreichen, sondern zu übertreffen. Er richtete sich seine Woche so ein, daß er Montags, Donnerstags, Freitags zweimal, Dienstags und Sonnabends einmal Sitzung mit seinen Ministern oder auch seinen juridischen und geistlichen Rathgebern

[1] Sagredo: „vogliono che egli habbi un ascendente prospero, come altresì un naturale simile del padre, assai proclive a laciarsi reggere dal favorito.“ Auch Sagredo klagt über die Vernachlässigung seiner Erziehung „non è coltivato da alcuna scienza.“

[2] Duneau in Champollions Retz: 585.

hielt; nur Mittwoch und Sonntag hielt er sich zu einem Ausflug nach Versailles oder einer andern Erholung frei. Aber er fand auch Zeit zu militärischen Uebungen in der Nähe der Stadt, zu öffentlichen und privaten Audienzen, zum Empfang und zur Beantwortung zahlreicher Bittschriften. Daß die päpstlichen Schreiben, welche bei ihm eingingen, in lateinischer Sprache abgefaßt waren, ließ er sich einen Anlaß sein, — denn er glaubte sie selbst lesen und verstehen zu müssen, — seinen alten Lehrer Perefixe noch einmal herbeizurufen und die abgebrochenen Uebungen in der lateinischen Sprache wieder aufzunehmen.[1] Alle seine Kräfte, seine ganze Thätigkeit widmete er der Erfüllung seiner Pflicht.

Ob das nun aber reines Pflichtgefühl war, oder nur lebendig angeregter Ehrgeiz? ich denke, ausschließend weder das eine noch das andere.

Welche Gefühle konnte ein Fürst in sich tragen, dessen Jugend mit Stürmen, wie er sie erfahren hatte, erfüllt gewesen war? So weit sein Gedächtniß in seiner frühesten Kindheit zurückreichte, hatte er sich selbst als den von Gott bestimmten Vertreter aller weltlichen Autorität im Reiche betrachtet, von allem Widerstreben sich persönlich beleidigt gefühlt. Waren es nicht eben die in Person von ihm in feierlichen Sitzungen ausgesprochenen Anordnungen, gegen welche sich die Fronde erhob? Er hatte einst, um Aergerem zuvorzukommen, seine Hauptstadt bei Nachtzeit verlassen müssen; ein andermal hatte man die Gardinen seines Bettes weggezogen, um die in das Palais Gekommenen, die ihn nicht noch einmal fliehen lassen wollten, von seiner Anwesenheit zu überzeugen; seine Mutter hatte ihn unter Gebet für seine legitime Autorität in den Kampf mit den Prinzen geführt; er hatte der Schlacht zugesehen, welche für dieselbe vor den Thoren von Paris geschlagen wurde; dann

[1] Grimani: „Si è applicato ad apprendere maggiormente la lingua latina, in che spende alcuna ora del giorno."

hatte er in dem spanischen Kriege, der zugleich zur Wiederherstellung der Macht im Innern geführt wurde, selber die Waffen getragen, Stenay dem Prinzen von Condé abgewonnen. Wie sollte ihm irgend etwas mehr am Herzen liegen, als diesen so persönlichen Kampf nun vollends durchzuführen, alle Die zu unterwerfen, welche sich seinem Gebot zu entziehen getrachtet hatten; sein fürstliches Selbstgefühl dürstete nach dieser Genugthuung. Er war in der glücklichen Lage, sich dabei nicht als ein Zwingherr vorkommen zu müssen, denn nach so viel widerwärtigen Unruhen sahen die Franzosen jetzt in der Herstellung einer gesetzlichen Herrschaft selbst ihr Heil. Im Gegensatz mit den Verkündigungen der Fronde kam nunmehr bei ihnen die Doctrin von dem leidenden Gehorsam auf, nach welcher es dem Volke, auch wenn es von seinem Fürsten Unrecht leidet, darum doch nicht freisteht, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, weil dieß noch viel größere Uebelstände hervorbringen würde; einen Fürsten dürfe man nicht nach den Regeln des Privatlebens richten;[1] man werde einen Strom nicht trocken legen wollen, weil er sich zuweilen über seine Ufer ergieße. Und auch dahin ging die öffentliche Meinung, daß der König ohne Günstling, noch allwaltenden Minister regieren müsse. In ausführlichen Anmahnungen ward Ludwig gewarnt, es nicht dahin kommen, keinen Sejanus, keinen Alvarez de Luna über seine Beschlüsse Herr werden zu lassen;[2] es wäre besser, er würde ein Tyrann über sein Volk, als ein Sklave Anderer. Den jungen Fürsten beseelte ohnehin ein tiefer Widerwille gegen ein solches Verhältniß. Sein Herz schlug ihm, wenn er beim Studium der französischen Geschichte auf die Hausmaier unter der ersten, oder die von ihrer Unthätigkeit hergenommenen Beinamen einiger Könige der zweiten Dynastie kam. Welchen Sinn hatte es auch,

[1] Silhon: Le ministre d'état p. III, ch. VIII, 287. Il faut croire que la première puissance n'entre pas légitimement dans le train de la vie civile.

[2] Balzacs Discours VII im Aristipp ist ausdrücklich hiegegen gerichtet.

die Monarchie herstellen zu wollen, ohne den Monarchen? Denn hier vor Allem ist zur Ausbildung der Gewalt auch ihr Träger erforderlich. Ein selbstherrschender König war nothwendig; durch den Sieg war es Ludwig XIV. geworden; er nahm sich vor, ein König zu sein, wie er sein müsse. Er besaß von Natur die zum Geschäft der Regierung erwünschtesten Eigenschaften, richtigen Verstand, gutes Gedächtniß, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser oder ein gerechter oder ein tapferer Fürst sein; nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von seinen Nachbarn: sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Er wollte nicht allein sein, noch viel weniger bloß scheinen, er wollte beides: sein und dafür gelten, was er war. Aus einigen handschriftlichen Aufzeichnungen, die von ihm übrig sind, erkennt man, wie sehr ihm dieß am Herzen lag. Eine der Regeln, die er sich vorschreibt, ist: nie einen Beschluß in der Eile zu fassen, denn ein solcher würde der Reife entbehren; eine andere: niemals schmeichlerischen Hoffnungen zu vertrauen, denn unter dem Einfluß derselben handle man schlecht und rede nicht besser;[1] eine dritte: Alles, was er zu sagen habe, vorher zu erwägen, um Reputation zu gewinnen und zu behaupten. Wenn man ihn im Felde, hauptsächlich bei den Belagerungen mitten unter mörderischem Kugelfeuer die vollste Ruhe behaupten sah, so zweifelte man wohl, ob das natürlicher Furchtlosigkeit oder vielleicht der Erwägung zuzuschreiben sei, daß nur eine solche Haltung ihm bei dem tapfern Adel und in der kriegliebenden Nation Ansehen verschaffen werde. Seine natürliche Gelassenheit ward durch das Gefühl des für ihn an seiner Stelle Geziemenden gestärkt. Die Damen des Hofes beklagten, daß er den erhabenen Gaben seines Geistes nicht den freiesten Lauf lasse, — sie würden dann noch glänzender erscheinen — daß

[1] „Se garder de l'espérance, mauvais guide.“ Aus den Dictaten Ludwigs XIV. in der Note sur les mémoires de Louis XIV in Noailles Mme de Maintenon II, 249.

er sein Selbst allzusehr in die Schranken der Majestät einschließe. Aber er wollte nicht glänzen für den Augenblick, sondern Eindruck machen auf immer. Seine Worte sollten nur gereifte Ueberzeugungen würdig aussprechen.[1] Im Gespräch mit ihm sollte man erkennen, daß er die Sachen, um die es sich handelte, vollkommen verstehe, die Menschen, die dabei gebraucht wurden, kenne, durchschaue; er sagte eben, was er sagen mußte, nicht mehr, nicht weniger. Was er sich Anfangs als Gesetz aufgelegt haben mochte, ward ihm durch Gewöhnung gleichsam Natur. So hatte er seinen an sich kräftigen Körper durch Mäßigkeit und unabläßige strenge Leibesübung, die bisher sein einziges Vergnügen gewesen war, noch kräftiger gemacht; er brachte den ganzen Tag zu Pferde zu, ohne Hitze oder Kälte zu scheuen, ohne Ermüdung an sich spüren zu lassen; zu jeder Stunde konnte er schlafen oder speisen; Anstrengung und Genuß schienen ihm ein Spiel zu sein. Nie hätte er einer Gemüthsbewegung über sich Raum gegeben, nicht einmal der Freude, geschweige denn der Traurigkeit oder dem Schrecken; Launen ließ er sich nicht anwandeln. Er war voll Rücksicht im Umgang, namentlich gegen die Damen, auch gegen Frauen geringster Herkunft; verbindlich selbst gegen Die, denen er etwas abschlug, erfinderisch, um eine Gnade, die er erwies, durch kleine Aufmerksamkeiten noch angenehmer zu machen. Niemals erlaubte er sich einen anzüglichen Scherz, viel weniger hätte er einem Andern einen solchen gestattet. Bemerkte er etwas Ungeziemendes, so liebte er nicht darauf zu achten, ließ aber nach der Hand eine Warnung ergehen. Er war verführerisch, hinreißend, wenn er es sein wollte, in demselben Grade aber schrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich.

[1] J. Bossuet: „La noblesse de ses expressions vient de celle de ses sentimens, et ses paroles précises sont l'image de la justice qui règne dans ses pensées.“ (Oraison funèbre de Marie Thérèse.) Grimani: „Parla non con prolissità ma aggiustatamente e con parole le più proprie.“

Seine Stirn war, wie man sich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet.

Man staunt ihn an, wie Bossuet sagt, und fühlt sich von ihm angezogen, man liebt ihn und fürchtet ihn. Eine hohe Gestalt, von jener Schönheit, die in dem Ebenmaß aller Glieder besteht und Jedermann in die Augen fällt; die braune, beinahe bronzene Farbe seines Gesichts, das durch die Kinderblattern, deren Spuren es trug, doch nicht verunstaltet war, stimmte zu dem Ausdruck der Energie, die sein ganzes Wesen athmete. In den mancherlei Bildern, die von ihm übrig sind, erscheint das Gefühl der Macht, — mit nichten eigentlich selbstherrisch, was ihr nicht entspräche, sondern, wo ihr gehuldigt wird, theilnehmend, wo sie über besiegte Feinde triumphirt, beinahe bedauernd, — aber immer unverkennbares Selbstgefühl; die Mühe des Befehlens nimmt man nicht mehr wahr: Alles gehorcht und beugt sich von selbst. Wie der venetianische Gesandte Giustiniani sagt: es schien, als sei es die Absicht der Natur gewesen, in Ludwig XIV. einen Mann hervorzubringen, der durch persönliche Vorzüge wie durch das Landesgesetz der König dieser Nation sein solle.[1]

Wollte man unter absoluter Monarchie eine solche Staatsgewalt verstehen, wo jede Existenz von dem Dafürhalten des Fürsten abhängt, alle Kräfte desselben von seinem unmittelbaren Gebot beherrscht werden, wo dem höchsten Willen nur die gleiche und unbedingte Unterwürfigkeit Aller gegenübersteht, — eine solche war die Monarchie Ludwigs XIV. nicht.

Es ist auffallend, daß auch dieser König, wenn gleich in viel minderem Umfang als Carl VII., Heinrich IV., doch nicht ohne Analogie mit ihrem Beispiel für rathsam hielt, einige der vornehmsten Großen des Reiches durch ansehnliche Geldzahlungen

[1] Giustiniani: „Le sue inclinazioni e divertimenti sono stati sempre l'armi, la caccia, la danza e li cavalli —; pare la natura habbia in esso studiato di produrre un huomo che per legge di essa più che per quella del regno habbia a dominare a quei popoli."

sich zu verpflichten. Seinem Bruder Philipp — dem Stammvater des Hauses Orleans — gewährte er mit nichten eine durch Gouvernements und fürstliche Rechte ausgezeichnete Stellung, wie sie früher den Brüdern des Königs zu Theil geworden war: aber er gab ihm außer einer guten Apanage auch noch eine Pension von einer halben Million, die seinen Gehorsam fesselte. Wie oft hatten Prinzen in dieser Stellung — in den alten wie in den neuesten Zeiten — die Ruhe des Reiches gestört: Philipp von Orleans war vollkommen unterwürfig. So erhielt auch der Prinz von Conti eine Pension und dessen Gemahlin eine noch reichlichere. Auf einer zufällig erhaltenen Liste finden sich die Namen des Herzogs und der Herzogin von Bourbon, der Prinzen de la Roche sur Yon, der Grafen von La Marche; reiche Geschenke wurden Jahr für Jahr ausgetheilt; an der Tagesordnung sind Geldanweisungen, deren Bestimmung dem Schatzmeister verborgen blieb.

Die ursprüngliche Absicht und das ergriffene Princip mußten dahin führen, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Aemter völlig abzuschaffen; wie gewaltsam aber auch vorgeschritten ward, unendlich weit blieb man von dem vorgesteckten Ziele entfernt. Trotz aller Reductionen blieben noch mehr als 45,000 Aemter, welche einen Kaufpreis von mehr als 400 Millionen darstellten. Die Besoldungen, welche der Staat dafür zahlte, waren unbedeutend, das Einkommen aber, das durch die Gefälle entstand, überaus ansehnlich, und nur einen geringen Theil davon empfing der Staat durch das Droit annuel zurück. Nicht allein aber die Aemter der Justiz und Finanz, auch die Beamtungen im königlichen Hause, die Offizierstellen in der Armee wurden gekauft; man hat berechnet, daß diese mit jenen zusammen gegen 800 Millionen Kaufpreis betragen konnten; alles Gelder, die in dem allgemeinen Handelsverkehr besser hätten verwendet werden können, und durch deren Annahme die regelmäßige Staatsgewalt sich gleichsam Schranken zog; sie hielt für nöthig, ihre Diener durch den Vortheil ihrer Familien an sich zu fesseln.

Von allgemeinen Ständen war nicht die Rede, aber nicht ohne eigenthümliches Leben waren die Provinzialstände, welche immer die Aufmerksamkeit der Regierung forderten.

Ein Beispiel ist Languedoc, wo die Verordnung Richelieu's, welche die Stände zwar bestehen ließ, aber ihnen das Steuerbewilligungsrecht entzog, in den Unruhen der Fronde, wie oben erwähnt, widerrufen worden war.[1] Die Regierung machte einen Versuch, sie zu erneuern, stand aber aus mancherlei Gründen davon ab. Die Stände von Languedoc traten in die Gerechtsame zurück, welche sie vor Richelieu ausgeübt hatten, und immer knüpften sich lebhafte provinziale Bewegungen an ihre Zusammenkünfte. Die Capituls von Toulouse stellten die populäre Partei dar: die hohe Geistlichkeit und der Adel hielten sich meistens an die Krone, doch bedurfte es in der Regel noch der Einwirkung der Regierung auf die einzelnen Mitglieder, wenn sie mit ihren Anträgen durchdringen wollte. Durch Geldgeschenke und persönliche Begünstigungen erlangte sie dann in der Regel reichlichere Beisteuern, als ihr nach den Festsetzungen Richelieu's bestimmt waren.

Die ministerielle Correspondenz über die Verhältnisse der Provinzialstände bietet übrigens nicht viel Erfreuliches. Man nimmt da nur immer ein Widerstreben localer und persönlicher Interessen und beschränkter Auffassung gegen überlegene Einsicht und umfassende Gesichtspunkte wahr. Um ihre ganze Wirksamkeit zu übersehen, müßte man freilich noch die Acten der Versammlungen vor sich haben. Die Thatsache ist, daß provinzialständische Verfassungen in einem Theile des Reiches in voller Wirksamkeit bestanden; in den neu eroberten Provinzen, wie unter andern in Artois, wurden sie aufrecht erhalten und anerkannt.

Indem Alles dem Monarchen und seinen Bestrebungen huldigte, waren doch die antimonarchischen Meinungen nicht erstickt.

[1] Extrait du registre de la session des états de Languedoc, tenue en 1649; bei Depping Correspondance administrative I, 13.

Noch einmal ist die Aeußerung vorgekommen und dem König hinterbracht worden, die beste Verfassung für Frankreich würde eine Theilung des Ganzen in verschiedene Provinzen sein, deren sich jede für sich selbst regiere; die Monarchie tauge nicht für Frankreich. Andere gab es, welche mit richtigem Gefühl den Frieden von Vervins für angemessener hielten, als den westfälischen und den pyrenäischen, so vortheilhaft diese für Frankreich waren; denn nur im Gefolge der gelungenen Eroberungen sei es zu einer so großen Ausdehnung der monarchischen Gewalt gekommen. Man nannte sie in der gelehrten Conversation die Pompejaner.[1] Die Facultät von Angers hat ein Buch verdammt, in welchem die Entstehung des Staates aus der Herrschsucht und Gewaltsamkeit der Menschen gegen einander hergeleitet wurde; Fürsten und Magistrate schienen nur da zu sein, um das Volk diesen Leidenschaften zu opfern.[2] Dem König selbst ist einmal eine Kundgebung des Hasses in wildester Form entgegengetreten. Ein Mensch aus der Auvergne, der die zum Beweise seines Adels geforderten Documente nicht herbeischaffen konnte, brach, als der König auf seine Vorstellungen darüber nicht einging, in den Ausruf aus, der Same Ravaillacs sei nicht untergegangen.[3] Man kann denken, daß er dafür büßen mußte. Ein andermal ward eine Frau, der der König eine Bitte abschlug, beleidigend gegen ihn, und als sie dafür bestraft werden sollte, rief sie mit heftigem Gebahren das Volk zum Beistand auf. Ludwig XIV., dem man hierauf den Rath gab, seine Audienzen lieber auszusetzen, folgte demselben doch nicht, es hätte ihm unwürdig geschienen.[4]

1 Guy Patin III, 491, 593.

2 Argentré Collectio judiciorum III, 2, 340.

3 „Che la razza di Ravigliac non era ancora estinta." In Giustiniani's Relation von 1668, wo ich allein diese Berichte finde.

4 Das war Sr. Majestät neue Ordnung, alle Dienstag offene Audienz zu geben und Klagen und Supplicationen selpst anzuhören und zu richten, umb solchergestalt aller Welt zu zeigen, daß seine Person allein den gesammten französischen Staat regieren thäte. Diarium Europ. XVII, 255.

Vereinzelte Kundgebungen, die aber das Dasein eines unbezwungenen unversöhnten Elementes in der Tiefe der Nation beweisen: die Religion des Königthums herrschte, aber sie fand noch Widerstrebende. Zur völligen Durchführung der monarchischen Idee gehörte die allenthalben sichtbare, Alles umfassende, in Alles eingreifende Thätigkeit des Königs und der Glanz seiner Erscheinung.

Unter den Momenten, welche ihren Sieg beförderten, ist keiner von größerem Einfluß, als die übereinstimmende Tendenz der Geistlichkeit.

Nicht als hätte sich der französische Clerus dem Königthum geradehin untergeordnet. Er hat dem König durch den Mund von Deputirten, die dem Hofe selber angehörten, zu erkennen gegeben, daß seine Vorrechte so alt seien oder wenig jünger als die der Krone, daß der König, so vollkommen auch seine Souveränetät sein möge, doch die geistlichen Privilegien nicht antasten werde; sie seien nicht auf Menschenwillkür, sondern auf die Religion gegründet, ihr Prinzip sei ein göttliches. So erkannte auch der König an, daß die ansehnlichen Geldsummen, die der Clerus von Zeit zu Zeit ihm bewilligte, ein freies Geschenk seiner Ergebenheit seien; wenn seine Beamten entgegengesetzte Ansichten behauptet hatten, so eilte er, dieselben von sich abzulehnen. Woran ihn in jeder andern Beziehung das Selbstgefühl verhindert haben würde, das war ihm in dieser durch den Begriff der Religion, der er sich mit Vergnügen unterordnete, sogar geboten. In den Unruhen der Fronde hatte der Clerus nach kurzem Schwanken gemeinschaftliche Sache mit der Krone, namentlich auch gegen das Parlament gemacht. Die Beschlüsse, durch welche dieser Gerichtshof den Cardinal Mazarin verurtheilte, hatten das Corporationsgefühl des Clerus aufgeregt, der eine solche Anmaßung der weltlichen Gerichtsbarkeit unerhört fand; selbst bei dem Verbrechen der beleidigten Majestät habe der König einen Bischof doch nie anders als durch geistliche Richter zur Rechenschaft gezogen. Was die Krone selbst

später gegen Retz verfügte, erregte lange nicht einen so heftigen Widerspruch, da ihre Anordnungen mehr politischer als jurisdictioneller Natur waren, und die Regierung zuletzt auch selbst den auf dem geistlichen Begriff beruhenden Forderungen des Clerus Rechnung trug. Wenn bei den Streitigkeiten zwischen den geistlichen und den weltlichen Gerichten die Frage entstand, welchem Theile der König sich förderlich erweisen sollte, so zweifelte er keinen Augenblick, daß der Vorzug der Geistlichkeit gebühre. Die Bewilligungen des Clerus erwiederte er mit Zugeständnissen, die, wie die Ausdrücke, in denen sie ertheilt wurden, zeigen, ihm zuweilen fast selbst über das Maß dessen, was der souveränen Gewalt angemessen sei, hinauszugehen schienen.[1] Die Geistlichen führten ihm zu Gemüthe, daß der Gehorsam, den das Volk ihm leiste, ihren Ermahnungen zuzuschreiben sei: durch sie allein werde es unterrichtet, welche Ehrfurcht und welchen Dienst es dem Fürsten schuldig sei, daß Gott von den Unterthanen unbedingte Treue fordere. Wie seit dem Concordat alle Könige, so hatte Ludwig XIV. freie Hand über die Besetzung der Stellen. Er verwaltete dies Recht in dem Gewissensrath, den er sich aus seinem alten Lehrer Perefixe, seinem Beichtvater Annat und einem oder dem andern hohen Geistlichen, dessen er sicher war, z. B. dem Erzbischof Marca, zusammensetzte. Das vornehmste Geschäft desselben war, die Eigenschaften des zur Besetzung einer vacanten Stelle in Betracht kommenden Candidaten zu erwägen. Von allen äußeren Rücksichten hatte man sich aber noch immer nicht losgemacht. Bei Vergebung der Abteien sah man gern auf geleistete Dienste; bei Besetzung der Bisthümer war es wenigstens der Grundsatz, den geistlichen Eigenschaften den Vorzug zu geben. Eine große Entsagung gehörte für die Bischöfe dazu, wenn sie ihre Blicke

[1] Discours de M^r d'Aligre 19. Mai 1665. S. M. vous remet et à vos officiers une partie de sa jurisdiction ordinaire, par conséquent de son autorité, dont les souverains sont et doivent être communément fort jaloux. Procès verbaux IV, 893.

nicht unaufhörlich auf den Dienst des Königs richten sollten, von welchem ihnen jede Beförderung und Ehre kommen konnte. Daß der König ihre Prärogative schützte und mehrte, brachte eine allgemeine Befriedigung hervor und befestigte ihre Ergebenheit, welche in Zeiten wie diese, wo die Geistlichen sich der Religion mit Eifer annahmen, unfehlbar eine große Wirksamkeit auf die Menschen ausüben mußte.

Ein anderes Moment bot der Hof dar, an welchen Alles sich anschloß, was durch Geburt oder Rang ein höheres Ansehen im Reiche besaß. Unter Mazarin, der mancherlei Freunde bedurfte, hatte man, offene Schmeichelei mit versteckter Drohung verbindend,[1] Gnaden gefordert; wie ganz anders unter dem König. Ohne dazu aufgefordert zu sein, nach seinem Ermessen, seiner Wahl, wollte er seine Gnadenbeweise ertheilen; er war nicht sparsam damit, aber von ihm allein hing Alles ab. Ein großes Ereigniß war es, als der König sich entschloß, die erledigten Stellen des h. Geistordens, deren man siebzig zählte, auf einmal zu besetzen. Die Klagen Derer, die ein Recht darauf zu haben glaubten und übergangen wurden, zeigen am besten, wie unendlich viel einem Jeden an dieser Ehre gelegen war. Bussy Rabutin stellte seine Ansprüche persönlich dem König vor; er fühlte sich tief gekränkt, daß sie nicht berücksichtigt wurden.[2] Eine andere Auszeichnung sonderbarer Art führte Ludwig XIV. ein; er ertheilte durch Brevet das Recht, sich in die Farbe zu kleiden, die er selber trug; und die Prinzen von Geblüt buhlten um diesen Vorzug.[3] Den Sinn, in welchem sie sich Alle um den König gruppirten, erkennt man unter anderm aus dem Ritterspiel, das im Juni 1662 mit großer Pracht gehalten wurde, demselben, das dem Platze des Caroussel seinen Namen gegeben hat. Es waren fünf Quadrillen, von denen jede andere

[1] Vgl. Pelisson Histoire de Louis XIV. I, 26.

[2] Bussy: L'usage des adversités, Mém. III, 335. „J'en fus vivement touché, ne m'en trouvant indigne par aucun endroit.“

[3] Walkenaer: Mémoires sur M^me de Sévigné II, 296.

Farben trug und eine andere Nation repräsentirte: Römer, Perser, Türken, Mohren, Russen; jede unter einem Führer von höchstem Rang. Der König führte die erste Schaar, welche Römer darstellte; seine Devise war die Sonne, die die Wolken zerstreut. Von den Rittern seines Gefolges führte der erste einen Spiegel, der die Strahlen der Sonne reflectirt, der andere einen Lorbeerzweig, denn dieser Baum sei der Sonne heilig, der dritte einen Adler, welcher seinen Blick nach der Sonne richtet. Wäre es nicht ein Spiel, so würde es an Idololatrie streifen. Alle Devisen der ersten Schaar sind in demselben Sinne; die der übrigen deuten ihn an.[1] Es ist, als ob sie alle aufgäben, für sich selbst etwas zu sein; sie sind nur insofern etwas, als sie im Verhältniß zu dem König stehen, ein Abglanz von ihm. So verhielt es sich allerdings, daß jedes Zeichen der Gnade sie glücklich, die mindeste Ungunst eben so unglücklich machte. Von der Billigung oder Mißbilligung des Herrn hing nun einmal die gegenwärtige Geltung und die Zuversicht auf die Zukunft, Steigen und Fallen, in dieser Ordnung des Staates etwas oder nichts sein, unwiderruflich ab. Aber es lag auch etwas Unberechnetes darin, das aus jenen unerklärlichen Gefühlen stammt, die einen Hof zusammenhalten. Colbert, mit allen seinen Verdiensten, seiner Energie und Strenge, ward durch ein Wort niedergeworfen, das der König gesagt haben sollte. Der König hielt für gut, ihn auf seinem Krankenlager zu besuchen und ihm Muth einzusprechen: sein Rath war, er solle sich von keiner Melancholie ergreifen lassen, und wie die Sachen standen, war dieß Wort und dieser Besuch eben das wahre Heilmittel für ihn.

Wir dürfen hier einen Blick auf den Hof der Damen werfen, um so mehr, da in den Beziehungen, die sich da bilden, das Aeußere der Majestät zurückwich und der Fürst als ein

[1] Le grand carouzel du roi ou la course de bague, ordonné par S. M. Ensemble le nombre de brigades ou quadrilles, leur disposition, la couleur de leurs livrées etc. (2. Juni 1662.) Paris 1662.

junger Mensch, wie Andere sind, erschien, lebensbegierig und leidenschaftlich angeregt.

Königin Anna von Oesterreich meinte nach der Vermählung des Königs, der dabei mehr ihrem dringenden Wunsche als dem eignen Ermessen folgte, und nach dem Tode des ihr zuletzt eher widerwärtig gewordenen Cardinals noch ein glückliches Alter vor sich zu sehen. Ihr zweiter Sohn vermählte sich mit der Tochter Carls I. von England, die den Namen Henriette führte, wie ihre Mutter. Es waren alles Enkel und Enkelinnen Heinrichs IV. Nie hatte man angenehmere Tage verlebt, als bald im Anfang der Regierung zu Fontainebleau, wo die ganze Familie sich vereinigte. Königin Anna dachte nun noch einen Hof nach ihrem Herzen zu bilden. Wenn sie dort mit ihren beiden Söhnen und deren Gemahlinnen etwa auf dem Canal das Frühstück einnahm, so beeiferten sich der Prinz von Condé und der Herzog von Beaufort, denn kein Geringerer hätte sich der Barke nähern dürfen, ihnen alle persönlichen Dienste zu leisten. War es nicht ein Triumph, ihre Widersacher aus den Zeiten der Fronde so weit gebracht zu sehen? Die Königin-Mutter ordnete selbst die Vergnügungen und Festlichkeiten an. Niemand konnte ihr anmerken, daß sie sich alt oder der Welt abgewandt gefühlt hätte.

Nicht lange aber sollte diese Zufriedenheit, diese Zuversicht und Ruhe dauern.

Die Gemahlin des Königs, die nur Ein leidenschaftliches Gefühl, das der Liebe zu ihrem Gemahl, übrigens hauptsächlich geistlich klösterliche Hinneigungen nährte, trat vor der Herzogin von Orleans zurück, welche die Welt liebte und von ihr geliebt ward. Eine edle feingebildete Gestalt, von einer Anmuth, welche Alles, was in ihre Nähe kam, entzückte; von vornehmer Haltung und dabei hinreißender Vertraulichkeit; von zugleich richtig denkendem und glänzendem Geist. Was an Andern gefiel, glaubte man an ihr erst zu verstehen, so ganz eigen und original ließ sie es erscheinen.

Da nun auch der Herzog von Orleans weder geistige Reg-

samkeit noch Bildung besaß, wie er denn deßhalb oft von dem König verspottet wurde, so bildete sich zwischen diesem und der Herzogin ein Verhältniß gegenseitigen Wohlgefallens aus, das die Gesellschaften eigenthümlich belebte. Bis tief in die Nacht verweilte man in den schönen Gehölzen, die das Schloß umgaben. Königin Anna warnte die Herzogin, die aber darauf wenig achtete, da ihr Verhältniß ohne Zweifel unschuldig war. Bald aber knüpfte sich ein anderes daran, von dem man das nicht sagen konnte. Der König faßte eine entschiedene Leidenschaft für eines der Hoffräulein der Herzogin, Louise de la Valliere. Zuerst sah das mehr aus wie ein jugendliches Spiel; der König verließ etwa beim Nachhausefahren die Carosse, in welcher er der Herzogin Gesellschaft leistete, um in dem Wagen, in welchem ihr Fräulein saß, einen Platz zu suchen; es scheint selbst, als habe er damals noch eine andere Neigung gehegt; bald aber ward das Verhältniß von beiden Seiten sehr ernstlich. Die junge Dame, bescheiden und zart von Natur, ward ebenfalls von Leidenschaft für den König ergriffen; sie floh einst aus einem Anfall von Eifersucht in ein Kloster, der König, in seinen grauen Mantel gehüllt, begab sich dahin und brachte sie an den Hof der Herzogin zurück. Daß die La Valliere seine Neigung erwiederte, war das wahre Mittel, ihn auf immer zu fesseln: er wandte sich ab, wo er einen Zweifel an uneigennütziger persönlicher Hingebung hegen konnte.

Königin Anna unterließ nicht, ihn aufmerksam zu machen, wie sehr er die Pflicht gegen seine Gemahlin hiedurch verletze; der König gestand sein Unrecht ein, seine Vernunft, sagte er, lehre ihn dasselbe, aber sie sei seiner Leidenschaft zu schwach, es möge eine Ungnade des Himmels sein, aber er fühle auch nicht einmal den Wunsch, sich loszureißen.[1]

Noch eine andere Wirkung brachte diese Verwickelung am

[1] Motteville 40, 206: „Qu'il avait fait ce qu'il avait pu pour se retenir d'offenser dieu, et pour ne pas s'abandonner à ses passions, — mais qu'elles étaient devenues plus fortes que sa raison.“

Hofe hervor, zum Nachtheil der Ehrendame der Königin-Mutter, Duchesse von Navailles. Sie hielt in ihrem Kreise auf die strengste Beobachtung der Sitte; der König zerfiel einmal mit ihr darüber und grollte ihr; als er ihr wieder begegnete, ging er in sich und reichte ihr die Hand. Aber Frau von Navailles hatte eine Gegnerin an der Oberhofmeisterin, Gräfin von Soissons, welche der Gesellschaft der Herzogin von Orleans angehörte und nicht wenig dazu beitrug, dieselbe angenehm zu machen. Unter dieser Einwirkung bildete sich doch ein unfreundliches Gefühl gegen die Duchesse, das dadurch gesteigert wurde, daß auch sie einmal dem König von dem Unrecht sprach, das er seiner Gemahlin zufüge; bei der ersten Gelegenheit entfernte er sie, trotz der Gunst, in der sie bei der Königin-Mutter stand, sammt ihrem Gemahl vom Hofe. Er fühlte sich durch ihre Anmahnung beleidigt und sagte, er wolle und müsse sie das empfinden lassen, sich an ihr rächen. Er verhehlte auch dießmal nicht, daß seine Leidenschaft stärker sei als seine Erwägung. Ludwig hatte vollkommen das Gefühl eines Sohnes gegen seine Mutter; in einer ihrer Krankheiten hat er einmal eine Matratze herbeibringen lassen, um die Nacht am Fuße ihres Bettes zuzubringen, angekleidet, wie er war, und jeden Augenblick zu den erforderlichen kleinen Handreichungen und Diensten fertig. Aber ihre Gegenvorstellung in dieser Sache, wo sie doch Recht hatte, wirkte nichts bei ihm. Einmal schien es wohl, als mache ihr Mißvergnügen Eindruck auf ihn, und er versprach, die Verbannte wieder zurückzurufen. Dieß Versprechen zu halten aber fiel ihm dann zu schwer. Er gab dem Herzog ein Gouvernement, was die Königin, da es doch wieder ein Zeichen von Gnade war, beruhigte; aber am Hofe mochte er weder ihn noch seine Gemahlin wieder sehen. Er hätte gefürchtet, wenn er seiner Mutter hierin nachgegeben hätte, die Meinung zu veranlassen, als sei er seines Hofes nicht vollkommen und ausschließend Meister.[1]

[1] Motteville: „Le roi ne pouvait souffrir que le disgracié reçut des grâces par d'autres mains que les siennes.“

In Bezug auf sein Liebesverhältniß sorgte er nur dafür, daß es keine Wirkung auf die Geschäfte gewann. Er hat seinen Ministern einmal gesagt, würden sie bemerken, daß irgend eine Frau Einfluß dieser Art auf ihn gewinne, so sei es ihre Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, er verspreche ihnen dann, sich binnen 24 Stunden von einer solchen Verbindung loszureißen.

Seine öffentliche Stellung, das war sein Grundsatz, sollte nie von einem Privatverhältnisse berührt werden, in Beziehung auf den Staat wollte er nichts als König sein.

Bossuet gibt sich in seinen politischen Abhandlungen viele Mühe, absolute Gewalt und Willkür zu unterscheiden; die höchste Autorität soll nach ihm der Ausdruck der Religion und der Gerechtigkeit sein. Ich weiß nicht, ob Ludwig XIV. diesen Gedanken mit Bestimmtheit ergriffen hatte. Zunächst sah er sich als den Herrn an: als einen solchen jedoch, dem vor Allen die Pflicht obliege, die allgemeinen Interessen aufrecht zu erhalten; er spottete der Engländer, die ihrem König die Mittel, diese Pflicht zu erfüllen, nicht bewilligen wollten; seine Maxime war, so zu verfahren, als wenn nichts im Besondern sein Eigenthum sei und doch Alles eben ihm gehöre.

Welcher politischen Meinung man auch huldigen mag, Niemand kann leugnen, daß diese Monarchie, wie sie war und immer mehr wurde, eine der größten welthistorischen Erscheinungen ist.

In ihr leben noch alle Elemente des romanisch-germanischen Staates, welche von jeher mit einander in so mannigfaltigen Gegensätzen gestanden und lange Zeiträume mit ihrem Kampfe erfüllt haben: der Adel mit seinen Rangesvorrechten, die sich nicht von dem König herschrieben, der Clerus, der sich in gewissem Bezug ihm gleich stellte, der dritte Stand, zunächst repräsentirt von den Corporationen, welche ihre Rechte erkauft hatten und als wohlerworbenes Eigenthum betrachteten; ihrer Selbständigkeit eingedenke Provinzen, die bewegliche gährungsvolle Hauptstadt, eine das ihr aufgelegte Joch ungern tragende,

zur Empörung gegen Adel und Beamte geneigte Bauernschaft. Nun aber war ihr Widerstreit, ihr selbständiges Thun und Treiben am Ende. Freiwillig oder gezwungen folgen sie alle einem einzigen Willen. Der König hält sich für verpflichtet, die Stände gleich hoch zu schätzen, denn keiner sei entbehrlich, und glaubt, es sei seines Amtes, einen gegen den andern, alle gegen den auswärtigen Feind zu vertheidigen. In dem Clerus soll die Religion in voller Uebung, in dem Adel Ehre und Unterordnung, in den Parlamenten Handhabung des Rechtes, jenseit ihrer Prärogative erscheinen; der Bürger wird durch die industriellen Bestrebungen zu einem eigenthümlichen Leben gefördert, in den Bauern sieht der König die Proviantmeister des Landes und nimmt sich ihrer eifrig an. Als ein besonderes Verdienst des Königthums bezeichnet er es, daß die bewaffnete Macht, welche unentbehrlich sei, gehindert werde, Gewaltsamkeiten, zu denen sie sonst schreiten würde, zu begehen. Indem er aber die Erhaltung der Rechte und die Förderung der Wohlfahrt Aller zu seinem Zweck macht, liegt es ihm doch fern, durch Berathung zu finden, wie dieß geschehen sollte: denn wolle er Stände berufen, so würden sie nur mit einander in Entzweiung gerathen; die höchste Macht behielt er sich selber vor. Er übte sie mit Männern aus, die ganz von ihm abhängig waren und seinem Willen keinen andern Widerstand entgegensetzen konnten, als einen solchen, der aus der Forderung der Sache selber entsprang. Von den Unterthanen wollte er nichts als unbedingten, blinden Gehorsam. Gehorsam galt ihm an sich als Verdienst: jedes Widerstreben als strafwürdiges Verbrechen.[1]

Fürwahr eine der größten Stellungen, die der Mensch auf

[1] Ascanio Giustiniano Relatione. „E principalissima massima, che non sii illustrata la Francia d'altro splendore, che dal proprio volere. Egli è stabilito in qualità di solo monarca, ogn'altro ascritto nell'ordine d'una cieca obedienza, custodita con l'eccesso del premio e del castigo."

Erden ergreifen kann, die eine ungeheure Verantwortlichkeit in sich schließt, eine unendliche Fähigkeit voraussetzt.

Das persönliche Selbst faßt sich auf als den Inbegriff der allgemeinen Interessen; das Ich wird der Staat. Ist es fähig, die Aufgabe, die es sich setzt, zu erfüllen, die Persönlichkeit dahin zu erweitern, daß der Gedanke des Staates in ihr aufgeht?

Und wenn sie, wie sie ist, durch sich selber herrscht, würde nicht zu ihrer absoluten Selbstbestimmung gehören, daß auch von außen her ihre Autonomie durch nichts eingeschränkt würde?

Viertes Capitel.

Politisches Verhältniß Ludwigs XIV. zu den europäischen Staaten. Devolutionskrieg.

Das bleibende oder vielmehr ununterbrochen Fortgehende war das Leben am Hofe; unter den täglichen Vorfällen desselben erscheinen die Handlungen, die eine Beziehung zu den auswärtigen Mächten haben.

Das Erste, was nach dem Sturze Fouquets wieder größeres Aufsehen erweckte, war ein Rangstreit zwischen dem französischen und dem spanischen Botschafter in London. Man sollte kaum glauben, daß der Gegensatz gewisser Ehrenansprüche historische Bedeutung haben könne. Aber Ludwig XIV. wollte, da er nicht Kaiser sein konnte, wenigstens unter den Königen die erste Stelle einnehmen; da ihm Spanien diesen Rang streitig machte, gab er seinem Gesandten, Grafen Estrades, den Auftrag, die Sache bei der nächsten Gelegenheit zur Entscheidung zu bringen. Diese bot der Einzug eines neuen schwedischen Botschafters dar. Estrades vereinigte Alles, was französisch war, um sich; er ließ selbst Bewaffnete über das Meer kommen, um seiner Carosse und ihrem Gefolge den Ehrenplatz hinter dem Einziehenden zu sichern. Aber der spanische Gesandte, Baron Batteville, war nicht gemeint, zu weichen: außer den Spaniern, die ihn umgaben, sammelte er eine Anzahl handfester Engländer um sich; wie denn die Bevölkerung von London überhaupt mehr auf spanischer als auf französischer Seite war. Durch deren Hülfe

gelang es ihm, nicht ohne blutiges Handgemenge, an jenem Tage den Platz zu behaupten: er folgte triumphirend, allen andern voran, dem Einziehenden. Darüber gerieth nun der französische Hof, vor Allem Ludwig XIV. selbst, in eine Aufregung, die zu einem Bruch des kaum geschlossenen Friedens führen zu wollen schien: schon sah man die jüngere Königin von Frankreich in tiefer Niedergeschlagenheit, weil ein Krieg zwischen den beiden Menschen, die sie am meisten liebte, ihrem Vater und ihrem Gemahl, bevorstehe. Der spanische Hof trug jedoch Bedenken, die Sache weiter gehen zu lassen: Philipp IV. wollte mit seinem Schwiegersohne nicht rechten: er rief Batteville ab und gab seinen Gesandten an den verschiedenen Höfen den Befehl, sich aller Concurrenz mit den französischen zu enthalten. Am 2. März 1662 ließ er hierüber dem König Ludwig eine friedliche Erklärung machen. Ludwig XIV. legte sie dahin aus, daß der König von Spanien der französischen Krone überhaupt den Vorrang vor der seinen einräume.[1]

Ein ähnlicher Ehrenstreit schien sich mit England zu entspinnen, als Carl II. einst die Forderung aufstellte, daß alle andern Flotten, wo sie immer der englischen begegnen möchten, vor derselben die Segel zu streichen hätten, und die Weigerung der Franzosen, sich darein zu fügen, mit einer Art von Drohung erwiderte. Ludwig XIV. schrieb hierauf seinem Gesandten, man kenne ihn augenscheinlich in England noch nicht, daß man in diesem Tone mit ihm rede: es gebe keine Macht auf Erden, die ihm mit solchen Erklärungen etwas abgewinne: Unglück könne ihm begegnen, nichts in der Welt aber würde ihm Furcht einflößen. Aber der vor Kurzem in England restaurirte König fühlte sich ebenso wenig geneigt, wie der durch den Krieg erschöpfte spanische, es zum Aeußersten kommen zu lassen. Was das Meer jenseit des Kap Finisterre betraf, so gab Carl II.

1 Procès verbal, contenant la déclaration que le Marquis des Fuente a faite à S. Mé. bei Dumont VI, II. 403.

seinen Anspruch in aller Form auf; und fürs Erste war dieß den Franzosen genug. Nicht als ob sie den Vorzug Englands für die benachbarten Meere anerkannt hätten, aber sie hielten nicht für nothwendig, sich sofort in Streitigkeiten darüber einzulassen.

Als Gegenleistung für ihre Nachgiebigkeit erwarteten die Engländer, daß Ludwig XIV. der Republik Holland, mit welcher er seine Verträge so eben erneuerte, das Recht des Fischfangs, das sie derselben in ihren Gewässern streitig machten, nicht garantiren werde; aber er beachtete diesen Wunsch nicht: er wollte ein Recht der Verfügung über die See den Engländern weder direct noch indirect zugestehen.

Die inneren Zustände von England waren weit davon entfernt, ihm Rücksichten gegen diese Macht aufzulegen, sie dienten ihm vielmehr, einen Vortheil über sie davonzutragen, auf den er mit Recht den größten Werth legte.

Bei dem ersten Anschein der Möglichkeit einer Restauration in England hatte Mazarin den Gedanken gefaßt, die dabei unvermeidlichen Irrungen zu benutzen, um Dünkirchen, von dem wir wissen, wie ungern er es einst dem Protector überließ, für Frankreich zurück zu gewinnen.[1] Wie aber in andern Beziehungen, so blieb auch in dieser die Ausführung des von dem Cardinal Beabsichtigten dem König vorbehalten. Man könnte nicht sagen, daß es ihm viele Mühe gekostet hätte; die definitive Unterhandlung darüber ist eigentlich von England, wo es zugleich eine Sache der innern Parteiung war, begonnen worden. Monk, der Admiral und der Schatzmeister waren dagegen, der Kanzler Clarendon und der Herzog von York waren dafür. Diese machten geltend, daß die Erhaltung der Garnison und des Platzes selbst einen Aufwand verursache, der mit dem Vortheil, den derselbe gewähre, nicht im Verhältniß stehe; schon müsse man für die Summe, die er koste, schwere Zinsen zahlen. Ihr vornehmstes

[1] Mazarin an Turenne 6. Sept. 1659.

Motiv war jedoch, daß sie das restaurirte Königthum durch die enge Verbindung mit Frankreich sicher zu stellen meinten; sie wünschten das Geld zu haben, um einer möglichen Empörung Widerstand leisten zu können;[1] der Herzog von York dringt mit einem Eifer in den Marschall Turenne, die Abkunft zu befürworten, als sei das Heil beider Reiche daran geknüpft; er sah darin die Grundlage ihrer ferneren Union. Die vornehmste Schwierigkeit lag in der Bestimmung des Preises, der endlich auf 5 Millionen Livres fixirt wurde. Colbert fand es nicht ganz leicht, die Summe aufzubringen; er nahm dazu die Beihülfe der Provinzialstände in Anspruch, denen er unter anderem den Vortheil, welcher der Religion aus der Wiederherstellung des Katholicismus an diesem Orte erwachsen werde, zu Gemüth führte. Dem König kam der Preis Anfangs übertrieben vor, aber er änderte seine Meinung, als er im Jahre 1662 Dünkirchen selbst in Augenschein nahm; dann sprach er vielmehr seine Verwunderung aus, daß ihm ein so wichtiger Platz um jene Summe gelassen worden sei; er hätte noch zweimal so viel dafür zahlen können.[2]

Diesem Uebergewicht, das sich in den ersten Berührungen des jungen Königs mit Spanien und England zeigte, war die Stellung analog, die er in den deutschen Angelegenheiten einnahm.

Durch den rheinischen Bund, der im Jahre 1658 geschlossen, 1660, 1663 erneuert wurde, besaß Ludwig einen Einfluß im deutschen Reiche, welcher der Autorität des Kaisers, wenigstens in den westlichen Kreisen, entweder gleichkam oder sie vielleicht noch überwog. Der Bund hatte sich eine förmliche Verfassung

[1] In der Continuation of the life of Clarendon II, 390 findet sich dieses Motiv: „the king declaring that (the sum) should be preserved for some pressing accident as an insurrection or the like which was reasonably enough apprehended.“ Estrades an Turenne 21. Aug. 1662.

[2] Schreiben an den Churfürsten von Mainz, 9. Dec. 1662. „N'y aurais nul regret quand j'aurais payé le double de ce qu'il me coûte.“

gegeben; nicht allein aber der Bundesrath, sondern auch eine Reichsdeputation, welche wie dieser in Frankfurt tagte, waren in unzweifelhafter Abhängigkeit von dem König von Frankreich. Der Churfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war fast mehr der Kanzler des Königs als des Kaisers; er hat die Festungswerke von Mainz mit französischen Subsidien gebaut. Durch den Grafen Wilhelm Fürstenberg, dessen Habgier die Franzosen gleichsam aus Grundsatz benutzten,[1] beherrschten sie den Churfürsten von Cöln. Im Jahre 1661 schloß König Ludwig XIV. eine Allianz mit Trier und ließ es nun sein vornehmstes Bestreben sein, auch den Churfürsten von der Pfalz zu gewinnen: dann würde er die Mehrheit im Churfürstenrath für sich gewonnen haben. Damit gelang es ihm nicht sogleich, aber um so sicherer rechnete er darauf, daß er bei dem Reichstag, der im Jahre 1663 wieder zusammentrat, die Reichsfürsten für sich haben werde. Er bemühte sich, jede Entzweiung, die zwischen seinen Freunden und Verbündeten zum Ausbruch zu kommen drohte, beizulegen, denn er wollte dem Hofe von Wien das Vergnügen eines solchen Schauspiels nicht machen. Er selbst vermied sorgfältig, die Differenz der Confessionen zu berücksichtigen; beiden Parteien wollte er verbunden sein. Merkwürdig, daß er einmal mit dem Gedanken hervortrat, den katholischen deutschen Clerus mit dem französischen zu gemeinschaftlichen Schritten gegen den römischen Stuhl, welcher die Rechte des einen wie des andern verletzte, zu vereinigen. Und wie mächtig erschien er auch sonst im Reiche. Im Jahr 1664 sah man ein kleines französisches Heer, zu Pferd und zu Fuß, mitten durch Deutschland gegen Erfurt ziehen, um, einer von dem Kaiser ausgesprochenen Achtserklärung gemäß, diese Stadt dem Churfürsten von Mainz zu unterwerfen. Churfürst Johann Georg I. von Sachsen, der das Schutzrecht über dieselbe aus-

[1] „Comme je veux bien faire de la dépense aux choses dont je tire de l'avantage, je puis me prévaloir de son humeur." Ludwig XIV. an Gravel, 25. Aug. 1662.

übte, hätte wohl gegründeten Anlaß gehabt, sich eine Einmischung dieser Art zu verbitten. Aber er war von der Größe und Macht des Königs von Frankreich, den er viel mehr nachzuahmen dachte, als zu bekämpfen, verblendet; er schloß einen Vertrag mit dem Churfürsten von Mainz, um den seine Minister nichts wußten; seine Truppen dienten nur, die Unterwerfung der Stadt zu erleichtern.[1]

Die größte allgemein-europäische Angelegenheit jener Jahre lag in den erneuerten Angriffen der Osmanen auf die abendländischen Mächte, die Venetianer in Candia und das Haus Oesterreich in Ungarn. Nachdem der pyrenäische Friede geschlossen worden, machte Papst Alexander VII. den Versuch, eine Ligue der wieder mit einander versöhnten christlichen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen. Auf wen aber hätten dann seine Blicke sich erwartungsvoller richten sollen, als auf den König von Frankreich, bei weitem den mächtigsten von allen? Auch wies Ludwig XIV. den Antrag mit nichten von sich, obgleich er, wie er sagte, dabei den commerciellen Vortheil seiner Nation im Orient und vielleicht auch die Sicherheit der dortigen katholischen Christen gefährde; vielmehr erbot er sich, im Verein mit seiner rheinischen Allianz, die dazu sehr willig war, ein ansehnliches Heer ins Feld zu stellen und nach Ungarn den Türken entgegenzuschicken. Eben die Bedeutung seines Erbietens aber erschreckte mehr, als sie erfreute. Es war nicht im Sinne des Kaisers, eine so ungewöhnlich zahlreiche und starke Waffenmacht, aus seinen Gegnern zusammengesetzt, unter der Führung seines erklärten Nebenbuhlers im Reiche und in seinen eigenen Gebieten auftreten zu sehen. Auch der Papst empfing das Erbieten mit kaltem Schweigen. Die Franzosen meinten, ein anderer Papst würde dafür eine feierliche Danksagung in

[1] Vgl. hierüber Pelisson, der sich bezieht auf „Mémoires que j'ai tirés de l'Allemagne“ 191. Man sieht jedoch, daß alle diese Momente der französischen Einwirkung auf Deutschland noch einer ganz anderen Erörterung bedürfen.

St. Peter veranstaltet, den König als den Beschützer des Glaubens gepriesen haben; Alexander VII. suchte die Nachricht eher zu verheimlichen. Endlich wurden Verhandlungen eröffnet, in denen aber zunächst von allen Seiten nur Schwierigkeiten zu Tage kamen. Unter anderem hatte sich der Kaiser in seiner Vollmacht als das Haupt des Volkes der Christen bezeichnet;[1] der König von Frankreich protestirte laut gegen eine solche Bezeichnung, die sowohl der Ehre des päpstlichen Stuhles als seiner eigenen widerstreite. Der Herzog von Crequy, der als französischer Gesandter nach Rom geschickt wurde, bemerkte gleich in einem seiner ersten Berichte, daß die ganze Unterhandlung in Rauch aufgehen würde.

Aber es geschah etwas noch Schlimmeres. Wie so oft unter Denen, die sich zu einer orientalischen Unternehmung verbinden sollten, so kam damals der zwischen dem französischen und dem römischen Hofe lang angesammelte alte Hader zu vollem Ausbruch.

Zwischen Papst Alexander VII. und Cardinal Mazarin hatte eine Art von Monsignoreneifersucht geherrscht, die sich zuweilen in anzüglichen Aeußerungen, welche dann auf beiden Seiten bekannt wurden, ergoß und alle Beziehungen der beiden Höfe mit gegenseitiger Gereiztheit versetzte. Die Franzosen zeigten sich anmaßend und wegwerfend, die Römer bitter und rachsüchtig. Auch zwischen dem Herzog von Crequy, dessen bloßer Name die französische Faction in Italien erweckte, und den Verwandten des Papstes Alexander, die der entgegengesetzten angehörten, gab es keinen Augenblick Frieden. Der Herzog versäumte Anfangs, den päpstlichen Verwandten seinen Besuch zu machen; der Papst ließ dagegen dem König den Wunsch ausdrücken, daß er den Herzog abberufen möge. Bei dieser gegenseitigen Spannung, die sich von oben her nach unten ausbreitete,

[1] „Caput christiani populi“ Précis des négociations qui eurent lieu à Rome en 1661 et 1662 bei Michaud: Histoire des croisades V, 449.

geschah es nun, daß aus einer Streitigkeit zwischen einigen Franzosen und der corsischen Garde in Rom ein Tumult entstand, in welchem mehrere Franzosen umkamen, auf den Herzog selbst, als er sich auf dem Balkon zeigte, geschossen, seine Gemahlin, die eben durch die Stadt fuhr, insultirt wurde. Der Gesandte zweifelte nicht, daß diese Unbill ihm von den Verwandten des Papstes selbst angestiftet sei, er verließ die Stadt; der König, der seine Meinung theilte, forderte für die dem französischen Namen angethane Schmach glänzende Genugthuung und beschloß, sie sich zu erzwingen, wenn sie ihm nicht freiwillig gegeben würde. Daß der damalige Governator der Stadt, Cardinal Imperiali, auf den Wunsch des Papstes diesen Posten verließ, genügte ihm mit nichten, da derselbe es freiwillig zu thun den Anschein annahm und bald darauf zum Legaten von Romagna erhoben wurde; der König sah darin mehr eine Belohnung als eine Strafe. Auf eine Erklärung des Parlaments zu Aix, daß Avignon zu den Domänen des Königs gehöre, die keiner seiner Vorfahren hätte aufgeben dürfen, wurde das päpstliche Wappen in dieser Stadt abgenommen und das königliche angeschlagen. Um aber den Papst noch näher zu berühren, nahm sich der König der Herzöge von Parma und Modena in ihrem Streit mit dem römischen Stuhle an [1] und ließ eine nicht unbedeutende Truppenschaar über die Alpen ziehen und in den befreundeten Staaten eine Stellung nehmen, welche Rom selbst bedrohen konnte. Hierauf sah sich Alexander VII. genöthigt, die ihm gesetzten Bedingungen anzunehmen, so demüthigend sie auch waren. Der König gab Avignon zurück; es schien ihm für sein Ansehn in der Welt ein noch größerer Gewinn, daß er seinen Freunden den Werth seines Schutzes vor den Augen von Europa darthat. Denn das war die ausgesprochene Maxime der Minister, aus jedem widrigen Vorfalle

[1] Schriftwechsel bei Desmarais: Histoire des démêlés de la cour de Rome avec la cour de France. Preuves 109 f.

einen Vortheil zu ziehen.[1] Im August 1664 erschien der Cardinalnepot Fabio Chigi als Legat in Frankreich; er wurde mit allen seinem Range gebührenden Ehren empfangen, von den Prinzen von Geblüt, vom Clerus, der Stadt, vom Parlament und dem Volk; dann aber begab er sich zu dem Könige, um demselben persönlich in den im voraus festgesetzten Formen seine Entschuldigung über das Vorgefallene zu machen. Der Glanz seiner Erscheinung diente nur, um den Glanz des Königs an seinem Hofe zu erhöhen.

Das stolze Selbstgefühl Ludwigs drückte sich darin aus, daß er auch ohne jene Ligue dem Kaiser, der indeß durch die Osmanen in sehr ernstliche Bedrängniß gebracht war, auf seine Bitten eine Hülfsmacht nach Ungarn zusendete. Die Franzosen wünschten sich nichts Besseres und stellten sich mit Freuden ein. Zu denen, die ihren Weg durch Deutschland nahmen, stieß eine Abtheilung derjenigen Truppen, die so eben gegen den Papst bestimmt gewesen waren, aus Italien. Man weiß, wie viel sie zu dem großen und rettenden Siege, den die Kaiserlichen bei St. Gotthard erfochten, beigetragen haben.

Eine andere Unternehmung gegen die Macht der Ungläubigen, der Versuch, auf der afrikanischen Küste eine Ansiedlung zu gründen, war nicht glücklich; ein bereits gewonnener Platz mußte den energischen Angriffen der umwohnenden islamitischen Population gegenüber wieder aufgegeben werden. Doch gelang es dem Herzog von Beaufort, der die Flotte commandirte und an der Küste kreuzte, sich einen gefürchteten Namen unter den Barbaresken zu machen und die Küste der Provence vor ihren Anfällen einigermaßen sicher zu stellen.

Ueberhaupt aber lag es nicht im Geiste Ludwigs XIV., wie seine ritterlichen Vorfahren die Sache der Christenheit im Orient zu führen; von dem Schwung der Hingebung und der

[1] „Che consisti la prudenza nel sapere dalli mali accidenti cogliere vantaggi del proprio padrone.“ (Grimani.)

Phantasie der mittleren Jahrhunderte war nichts in ihm; seine Streitkräfte, wie Leibniz ihm einmal vorgeschlagen hat, etwa nach Egypten zu wenden, hatte keinen Reiz für ihn; er schritt auf dem Wege der Machtentwickelung einher, welche der letzte große Minister angebahnt hatte: ohne Schwanken, noch auch bewußte Wahl; denn in diesen Bestrebungen war er erzogen und aufgewachsen. Durch die Festsetzungen des pyrenäischen Friedens waren sie mit nichten abgeschnitten, sondern erleichtert.

Das erste Land, das sie ernstlicher zu empfinden bekam, war das Herzogthum Lothringen.

Carl IV. von Lothringen hatte aus Besorgniß vor der anwachsenden Uebermacht Frankreichs nicht wenig dazu beigetragen, daß der große Krieg dieser Macht mit dem Hause Oesterreich zum Ausbruch kam; aber was er vermeiden wollte, war dadurch eben geschehen: sein Land war von den Franzosen eingenommen worden; nach tausend Wechselfällen der allgemeinen und persönlichen Begegnisse mußte er erleben, daß die Spanier in die Bestimmungen des pyrenäischen Friedens einwilligten, die ihm nur eine sehr unvollständige Herstellung seiner Besitzthümer gewährten. Ein Theil derselben, Barrois, wie wir wissen, sollte geradezu an Frankreich fallen, das eigentliche Lothringen ihm zwar zurückgegeben werden, aber doch nur sehr geschwächt und geschmälert.

Einer der ersten Fälle, in welchen die großen Mächte, der europäischen Convenienz zu Liebe, definitiv über das Gebiet eines Dritten verfügten. Die Spanier schritten sehr ungern dazu, denn sie wußten recht wohl, wie viel ihnen an der Unabhängigkeit von Lothringen gelegen war; daß sie einwilligten, war ein Beweis ihrer Niederlage und ihrer Schwäche. Herzog Carl war darüber empört, er erschien noch selbst bei den Conferenzen, machte dem spanischen Minister die bittersten Vorwürfe über den schlechten Lohn, den er für seine Dienste davontrage,[1]

[1] Mazarin an Le Tellier 6. Nov. 1659: „Don Louis me fit un grand récit des persécutions que le duc de Lorraine lui faisoit, qu'il ne lui avoit pas laissé un quart d'heure de repos.“ Lettres 1745 II, 273.

und weigerte sich, die ihn betreffenden Bestimmungen des Friedens anzunehmen.

Stellt man sich auf den Standpunkt jener Verhältnisse, so konnte er nichts Besseres thun, als sich ruhig halten und für eine völlige Herstellung eine andere Combination der Weltverhältnisse erwarten. Aber er suchte sein Heil bei Denen, deren natürliches Interesse es war, ihn zu Grunde zu richten.

Zuerst wandte er sich an Mazarin, der auch sehr geneigt war, ihm Barrois, auf das er keinen Werth legte, zurückzugeben, dagegen aber einige neue Zugeständnisse forderte. Der Herzog ließ sich in der That dazu herbei; noch eine Menge nicht unbedeutender Abtretungen gab er nach: hauptsächlich aber, er räumte den Franzosen eine große Militärstraße ein, in der Breite einer halben Lieue, von Verdun nach Metz, von Metz nach dem Elsaß hin, mitten durch sein Gebiet, mit vollem Eigenthumsrecht. Ein neuer großer Verlust der lothringischen Selbständigkeit; der Herzog ließ ihn sich gefallen, weil er damals, unter dem Einfluß seiner Schwester von Orleans und der Guisen, den Gedanken hegte, sich ganz und gar an Frankreich anzuschließen. Zuerst suchte er seinem Neffen und dereinstigen Erben, Carl, die reichste Prinzessin von Frankreich, Mademoiselle de Montpensier, zur Gemahlin zu verschaffen, denn deren Besitzthümer hätten der Familie wenigstens zu einigem Ersatz für ihre Verluste gereicht. Aber die Prinzessin dachte entweder ihren Neigungen zu folgen, oder sich mit einem wahrhaft mächtigen Fürsten zu vermählen. Sie verschmähte es, Herzogin von Lothringen in dem vertheidigungslosen Zustande zu sein, in welchem sich dieß Land nunmehr befand.[1] In der einmal eingeschlagenen Richtung bis zum Aeußersten fortschreitend, und überdieß mißvergnügt über die Regungen von Eigenmacht und

[1] „Qu'il m'auroit fallu," sagt sie, „des bastions, que lorsque les ducs de Lorraine avoient épousé des filles de France, Nancy en avoit de très bons et qu'il n'en avoit (auroit?) bientôt plus parce qu'on les faisoit abattre." Mémoires de M^lle de Montpensier Pet. 43, 14.

Widerstreben, die sich unter seinem Adel zeigten, machte Herzog Carl hierauf den Vorschlag, daß das gesammte Lothringen nach seinem Tode an Frankreich übergehen solle, wenn dagegen den Prinzen vom Haus Lothringen der Rang französischer Prinzen von Geblüt unmittelbar nach denselben, und zugleich die Aussicht auf dereinstige Nachfolge im Reiche zugestanden werde. Es war das alte Interesse des Hauses Guise, das schon in dem sechzehnten Jahrhundert verfolgt worden war: dieses hätte an dem Range der regierenden Linie von Lothringen Theil genommen. Mit Vergnügen ging der König darauf ein, zumal da ihm dann unverweilt das Recht zufiel, in der einzigen Festung, die dem Herzog noch übrig war, Marsal, Garnison einzulagern und einen Commandanten zu setzen.[1] Die Sache hatte die größten Schwierigkeiten. Die Prinzen von Geblüt, das Parlament, eigentlich die ganze Nation, die den Lothringern den Anspruch, sie dereinst zu beherrschen, nicht gönnte, vor Allem die Herzöge und Pairs, welche durch diese Neuerung einen Schritt weiter vom Throne entfernt worden wären, sprachen sich lebhaft dagegen aus; der König, darum wenig bekümmert, ließ den Vertrag in einer Throngerichtssitzung registriren. Aber sollten auf der andern Seite die nicht in Frankreich ansässigen lothringischen Prinzen in eine Abkunft willigen, die sie des Rechtes, selbständige Fürsten zu sein, beraubte, gegen einen Anspruch, der bei der Blüthe des bourbonischen Hauses fast chimärisch war? Der nächste Erbe, Neffe des Herzogs, zog es vor, Frankreich so rasch wie möglich zu verlassen. Im Lande selbst zeigten sich Edelleute und Gemeine mißvergnügt, weil ihre Treue zu dem angestammten Fürstenhause so schlecht belohnt werde. Von so vielem Widerspruch betroffen, erklärte der Herzog mit der ihm angeborenen Beweglichkeit des Geistes,

[1] Pelisson bezeichnet als den Gesichtspunkt des Königs: „d'entrer hardiment en un traité où il ne hasardait rien, et qui peut être non exécuté ne faisait que lui fournir de nouvelles armes contre l'esprit incertain et inconstant de ce prince.“ I, 34.

die ihn ohne eigentliche Falschheit zu dem unzuverlässigsten aller Menschen machte, den Vertrag, in den allerdings eine Clausel aufgenommen war, die er mißbilligte, für ungültig, seinen Neffen Carl für seinen unzweifelhaften Nachfolger und nahm aufs Neue die Hülfe von Kaiser und Reich in Anspruch. Damit aber zog er die Gewaltsamkeiten seines mächtigen Nachbars, dem die Verbindung Lothringens mit dem deutschen Reiche eben das Widerwärtigste war, über sich herein. Auf jenen Artikel des nicht erfüllten Vertrages sich stützend, machte sich Ludwig XIV. in Person nach der lothringischen Grenze auf und zwang den Herzog, ihm Marsal, wie gesagt, die letzte seiner Festungen, einzuräumen.[1] Eine Medaille der Zeit stellt dar, wie der vielgestaltige Proteus endlich gefesselt worden sei. Aber auch des verschlagenen Ulysses, dem die Fabel diese Bändigung zuschreibt, war die Art und Weise, wie die Franzosen verfuhren, nicht eben unwürdig. Die erste Zurückhaltung von Barrois mit dem Gedanken eines Austausches, der bei der Ueberantwortung desselben dem Herzog auferlegten Pflichten, der Cessionsvertrag, welcher die Ueberlieferung von Marsal stipulirte, und, da derselbe nicht ausgeführt werden konnte, das Festhalten dieser Einen Bedingung, deren Erfüllung erzwungen wurde, zeigen eine merkwürdige Vereinigung von List und Gewalt zur Erreichung eines bestimmt gedachten Zweckes, bei allem Wechsel der Mittel. Das Haus Lothringen ward dadurch wieder auf die entgegengesetzte Partei zurückgeworfen: es trat mit dem Haus Habsburg in die Verbindung, die ihm ein großartiges Geschick eröffnete: eben jener damals flüchtige Erbe von Lothringen ist der Stammvater des heutigen Hauses Oesterreich. Die militärische und politische Selbständigkeit des Landes Lothringen aber war so gut wie vernichtet, obwohl noch einige Versuche, sie zu erneuern, gemacht worden sind.

[1] Vgl. Histoire des traités passés par les rois Louis XIII et Louis XIV avec Charles duc de Lorraine, bei Dumont, Traités de paix, Anhang 184.

Auch auf Spanien selbst, — trotz des vor Kurzem mit dieser Macht geschlossenen Friedens, oder vielmehr auf denselben gestützt, — richtete Ludwig bereits damals seine ehrgeizigen Entwürfe. Man erlaube mir, darüber ausführlicher zu sein, da alle folgenden Ereignisse, welche welthistorisch sind, davon abhangen.

Ludwigs Behauptung war, daß die von der Infantin, seiner Gemahlin, bei ihrer Vermählung ausgesprochene Verzichtleistung auf die Erbfolge in Spanien ihn und sie nicht binde, vielmehr in Form und Wesen ungültig sei: das eine, weil ja die Mitgift, durch deren Zahlung sie nach dem Wortlaut der Tractate erst Geltung bekommen hätte, niemals gezahlt worden war, das andere, weil der ganze Act dem altspanischen Herkommen widerspreche.[1]

In Spanien bestand in der That eine Rechtsansicht, welche diesen Anspruch anerkannte, ja ihn sogar besser begründete, als es in Frankreich geschah. Ein Wort Ferdinands des Katholischen ward in Erinnerung gebracht, nach welchem jeder Verzicht auf ein Majorat, also auch auf die Krone, welche ein Majorat sei, für ungültig erklärt wurde. Bei dem Zustand der Schwäche, in welchem sich der einzige überlebende männliche Sprößling der spanischen Linie des Hauses Oesterreich befand, war die Meinung sehr verbreitet, daß die Krone unfehlbar den Nachkommen seiner älteren Schwester, den Kindern oder Enkeln des Königs von Frankreich, zufallen werde.

Viele hielten sogar dafür, daß die Voraussicht eines solchen Falles zu einem Motiv der Politik gemacht und der König von Frankreich aufgefordert werden sollte, die Monarchie, welche dereinst seinen Enkeln zufallen werde, unmittelbar auch selbst zu vertheidigen. Einer der angesehensten Staatsmänner des Landes, der Herzog von Medina de las Torres, machte dieß zu seinem obersten politischen Grundsatz.

1 L'archevêque d'Embrun à Louis XIV, bei Mignet II, 105. 112.

Eben an diese Ansicht nun knüpften die Franzosen, die es lieben, sich an Verträge anzulehnen und die Interessen des andern Theiles für sich aufzurufen, ihre Entwürfe an.

Alle Anstrengungen der spanischen Monarchie waren damals gegen Portugal gerichtet, dessen Losreißung einst den Beginn des Verfalles ihrer Macht bezeichnet hatte, ohne dessen Unterwerfung die alte Größe sich nicht wiederherstellen ließ. Portugal aber ward unter der Hand gerade von Frankreich selbst unterstützt, welches diese offenbare Verletzung des pyrenäischen Friedens damit entschuldigte, daß derselbe auch auf der andern Seite nicht ausgeführt werde. Marschall Turenne hauptsächlich hatte diese Angelegenheit in die Hand genommen. Carl II. von England, der sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Braganza vermählte und dann die Sache von Portugal zu der seinen machte, wurde dazu von Frankreich her angeregt und in den Stand gesetzt.

Die Meinung der Spanier war nun, daß Ludwig XIV., dessen Enkel dereinst ja auch Portugal selbst erben würden, wenn man es wieder unterwerfe, mit aller Kraft dazu mitwirken und sich nicht allein von England lossagen, sondern sich vielmehr mit Spanien gegen England und Portugal verbinden solle. König Ludwig wies das mit nichten von der Hand: er erklärte sich geneigt, sich von Carl II. zu trennen, seine Mitwirkung gegen Portugal zu gewähren, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm dagegen seine Forderungen bewilligte.

Diese waren zweifach. Vor Allem sollte die Ungültigkeit der Renunciation seiner Gemahlin von den Spaniern feierlich anerkannt werden, damit die Welt sehe, daß er, indem er zur Unterwerfung von Portugal beitrage, ein Recht seiner Nachkommen vertheidige. Da das Interesse des französischen Reiches an und für sich die Aufrechterhaltung von Portugal verlange, so begehrte er, wenn er helfen solle es zu unterwerfen, nicht eine Anweisung auf die Zukunft, die doch immer unbestimmt sei, sondern eine unmittelbare Entschädigung: er trug darauf

an, daß ihm dafür eine Gebietsabtretung an der östlichen Grenze von Frankreich bewilligt werde. Er nannte zunächst: Franche Comté, Cambrai, Hennegau, Luxemburg; doch auch andere Territorialausgleichungen werde er annehmen: er ließ, wenn sie ganz in seinem Sinne ausfielen, sogar erwarten, daß er dafür seinen Anspruch an die Erbfolge aufgeben und die Verzichtleistung nach der Hand wieder als gültig anerkennen werde.

Wie kamen da, nicht lange nach dem Tode des Cardinals Mazarin, dessen eigenste Ideen über die Vergrößerung von Frankreich wieder zum Vorschein. Was Mazarin in den glücklichsten Momenten seiner Kriegführung und Politik ins Auge gefaßt hatte, eine Erwerbung der gesammten Niederlande, schien in diesem Augenblicke wieder möglich; der Gesandte bekam den Auftrag, die Sache in Vorschlag zu bringen. Der durch die Vermählung erworbene Anspruch und die Vertheidigung des ohne Zweifel größten Interesses, welches Spanien hatte, sollte mitten im Frieden zur Ausführung des alten Planes dienen.

Und ein großer politischer Gedanke war es ohne Zweifel, alle Ansprüche auf die Succession ernstlich fallen zu lassen, wenn dagegen die reichen und großen Provinzen der spanischen Niederlande erworben wurden. Ich denke, das spätere Frankreich würde sehr zufrieden damit gewesen sein. Auch die pyrenäische Halbinsel hat sich später oft nach der Vereinigung gesehnt, die damals noch einmal möglich schien.

Die Combination der Absichten hat etwas Aehnliches von der Haltung, welche in einer folgenden Epoche Friedrich II. von Preußen einnahm, als er der Königin von Ungarn gegen die Anerkennung seiner Erbansprüche auf einige schlesische Herzogthümer das Anerbieten machte, dafür die Vertheidigung ihrer Monarchie wider alle ihre Feinde zu übernehmen. Die kräftigen Nachbarn bieten ihre überlegene Kriegsmacht den herabgekommenen, im Augenblicke hülflosen, von andern Seiten gefährdeten Monarchien an, wenn diese dagegen ihnen ihre Ansprüche

gewähren wollen. Was da in der That das Rathsamste für diese gewesen wäre, ob sie nicht am weisesten gethan hätten, auf die Anerbietungen einzugehen, auf ihrem Grund wenigstens zu unterhandeln, darüber läßt sich streiten. Aber wer möchte sich wundern, wenn sie es nicht thaten? Ihr ganzes Selbstgefühl war schon durch die Anmuthung beleidigt.

In Spanien ist es vielleicht niemals zu einer Erörterung der Frage in ihrem ganzen Umfange gekommen.

Der damalige französische Gesandte in Spanien, George d'Aubusson de la Feuillade, Erzbischof von Embrun, hielt für seine Aufgabe, vor allen Dingen zuerst die Nichtigkeitserklärung der Renunciation der Königin, an die sich alles Andere knüpfen sollte, zu Stande zu bringen. Er verlangte dieselbe sogar noch formeller als sein König. Denn wenn die in Aussicht gestellte neue und ernstliche Verzichtleistung Werth haben sollte, so mußte die Ungültigkeit der früheren erst anerkannt sein. Philipp IV., für welchen der eigentlich politische Gedanke wenig Bedeutung hatte, und der seiner Monarchie mit castilianischem Stolze zutraute, daß sie auch allein Portugal überwältigen werde, legte die Frage über die Gültigkeit der Renunciation den Rathsversammlungen seiner Beamten vor. Diesen lag jede politische Rücksicht nun vollends fern. Eine Consulta nach der andern sprach sich dahin aus, daß der von der Königin von Frankreich bei ihrer Vermählung geleistete Verzicht auf die spanische Krone verpflichtend sei. Auf den König selbst machte die Betrachtung Eindruck, daß die jüngere Infantin durch das Zurücktreten ihrer älteren Schwester Rechte erworben habe, welche ihr ohne Ungerechtigkeit nicht geschmälert werden dürften. Bereits im Sommer 1662 erklärte der spanische Hof dem französischen, daß die Gültigkeit der von der allerchristlichsten Königin geleisteten Renunciation keinem Zweifel unterliege.

Während dieser Zeit war die Unterstützung Portugals durch die Franzosen sehr geringfügig gewesen. Die Portugiesen beklagten sich laut und bitter über die offenbare Vernachlässigung

ihrer Angelegenheiten, sie meinten, es werde lediglich den Franzosen zuzuschreiben sein, wenn ihr Land wieder in die Hand von Spanien zurückfalle.[1] Und in der That, wenn jene Unterhandlungen gelungen wären, so möchte man das in Frankreich zugelassen haben. Nach der letzten Erklärung des spanischen Hofes aber verschwand die Möglichkeit der Vereinbarung einer so engen Allianz: ohne Verzug noch Bedenken nahmen sich hierauf die Franzosen Portugals wieder besser an. Schon wollte Schomberg,[2] der ziemlich auf eigene Hand nach Portugal gegangen war und, insgeheim von Frankreich unterstützt, gleichsam die Vermittelung der beiden Länder übernommen hatte, mißvergnügt über den Mangel an allem zum Kriege Erforderlichen, wieder nach Frankreich zurückkehren. Wir haben die Instruction Turenne's für den Bevollmächtigten übrig, durch den er ihn von diesem Vorhaben zurückzubringen suchte und zurückbrachte. Mancherlei persönliche Vortheile sichert er ihm zu, vor allen aber das, worauf es ankam, eine ausreichende und regelmäßige Beihülfe.[3] Für die Erwerbung von Dünkirchen war es ein Motiv, daß die dafür gezahlte Summe den König von England in den Stand setzen werde, sich Portugals anzunehmen. Genug: da die Spanier die Unterdrückung Portugals von den Franzosen nicht für den Preis der Niederlande erkaufen wollten, so traten diese den Portugiesen mit nachhaltiger Hülfe zur Seite und hielten sie dadurch in der That aufrecht.

So wie die Republik Holland in dem sechzehnten Jahr-

[1] Lettre du Cte de Ponte, ambassadeur de Portugal en Angleterre 17 août 1661. — J'ai reçu des lettres de LL. MM. „où je vois malgré moi que la France manque à ses propres intérêts et avec son omission pousse notre ruine.“ Lettres de Turenne I, 348.

[2] Er gehört der rheinländisch-pfälzischen Familie der Schönberge an, nicht der meißnischen, wie die frühern Marschälle dieses Namens.

[3] Instruction pour le sieur Fremont allant en Portugal 12 janv. 1663. Er läßt ihm empfehlen: „regarder bien solidement aux moyens de faire que le pays résiste aux forces des Espagnols.“ Lettres de Turenne I, 374.

hundert, so war Portugal im siebzehnten eine Schöpfung der französisch-englischen Politik. Doch konnte sich wohl Frankreich in beiderlei Hinsicht den größeren Antheil zuschreiben. Portugal hätte sich ohne die Einwirkung Richelieu's nie von der spanischen Monarchie getrennt, ohne die Hülfe Turenne's derselben wahrscheinlich wieder unterworfen.

Hatten aber die Spanier die Forderungen Ludwigs XIV. abgelehnt, so fühlte sich dieser um so mehr angetrieben, sie das Gewicht seiner Macht fühlen zu lassen und, was sie ihm versagten, ihnen auf einem andern Wege abzudringen.

Großes Aufsehen machte damals das Gerücht, Philipp IV. beabsichtige bei der Vermählung der jüngeren Infantin Margarethe mit dem Kaiser Leopold diesem Fürsten, in dem sich alle Rechte der deutschen Linie des Hauses ohnhin vereinigten, zugleich die Niederlande zu überlassen. Man verknüpfte damit die Behauptung, der Kaiser werde dann die Herrschaftsrechte über die jetzt unter den Generalstaaten republikanisch constituirten Provinzen zurückfordern. In den spanischen Niederlanden regte sich hierüber mancherlei Mißstimmung; in einigen großen Städten kam man sogar auf den schon öfter gehegten Gedanken zurück, auch den katholischen Provinzen unter dem Schutz von Holland und von Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben. Der umsichtige Staatsmann, welcher damals die holländische Politik leitete, der Rathspensionarius Johann de Witt, wies diesen Gedanken mit nichten von der Hand; die Franzosen — denn wie sollte es ihnen, so sagen sie selbst, nicht angenehm sein, wenn Spanien ganz aus den Niederlanden weichen müsse — gingen mit Vergnügen darauf ein. Sie kamen sogleich auf ihr so eben bei dem spanischen Hofe gescheitertes Verlangen zurück. Bemerkenswerth ist eine Instruction Turenne's, in der er die Nothwendigkeit neuer Erwerbungen für Frankreich ausführt; denn so ungenügend seien die französischen Grenzen gezogen, daß ein Feind bei der geringsten vorkommenden Unordnung binnen vier Tagen vor Paris

erscheinen könne.[1] Der König selbst sagte, er werde bei dieser Gelegenheit daran denken, sich der verschiedenen Landschaften und Plätze zu bemächtigen, durch welche der Umfang von Frankreich an dieser Seite allzu sehr eingeengt würde. Er führte den Holländern zu Gemüthe, daß ihm einst von Spanien ein gemeinschaftliches Unternehmen gegen sie angetragen und alsdann eine Entschädigung an den Grenzen von Flandern versprochen worden sei. Auch diese Eröffnung wies der Rathspensionarius nicht von sich; es zeigte sich aber bald, daß er dabei nicht uneigennützig für seinen Staat war. Wenn er einwilligte oder selbst vorschlug, daß so bedeutende Plätze, wie Aire, St. Omer, Cambray an Frankreich übergehen möchten, so knüpfte er doch daran die Bedingung, daß den Generalstaaten dagegen Ostende und Brügge mit einigen andern Ortschaften und Forts zufallen solle, das übrige Gebiet möge der neu zu bildenden Republik überlassen werden. Auf das Eifrigste verwendete er sich bei den einflußreichsten Männern im Lande für die Annahme dieser Bestimmungen. Es ist wirklich — bereits im October 1663 — in den Generalstaaten zu einem Beschluß in diesem Sinne gekommen.[2] Die Bedingungen werden darin festgesetzt, unter denen man die spanischen Provinzen zu einer Republik umzugestalten dachte. Als Rechtsgrund des Verfahrens sollten die Successionsansprüche des Königs von Frankreich dienen: die Generalstaaten würden sie anerkannt, der König aber bei der Einrichtung der Provinzen zu einer neuen Republik für den Preis jener Schadloshaltung darauf Verzicht geleistet haben. Die neue Republik sollte durch eine Defensivallianz zwischen Frankreich und Holland geschützt werden. Witt brachte sogleich einen Vertragsentwurf zum Vorschein.

Bei alle dem waltete noch Eine große Meinungsverschieden-

[1] Instruction pour le C^te d'Estrades, Dec. 1662. Lettres I, 371 „que le roi se ressouvient toujours qu'aux moindres désordres de l'état on voit en quatre jours les ennemis aux portes de Paris."

[2] Der Beschluß steht in Simons Johann de Witt I, 202.

heit ob. In Holland verlegte man die Auseinandersetzung in entfernte Zeiten. In dem Beschluß ist ausdrücklich enthalten, daß Ludwig XIV. versprechen sollte, die spanische Monarchie weder unter dem jetzt regierenden König, noch auch bei Lebzeiten des folgenden anzugreifen, sondern die Eröffnung seiner Succession in Frieden abzuwarten. Darauf aber einzugehen, hatten die Franzosen nicht die Neigung. Es schien ihnen, als liege alsdann in dem ganzen Vertrage mehr eine Garantie der spanischen Niederlande, als ein Vortheil für sie selber. Der junge König, der seine Macht fühlte, wollte sich die Hände dergestalt nicht auf unbestimmte Zeit hinaus binden lassen.[1]

Und in dem bot sich ihm ein neuer Gedanke dar, der unmittelbar zu dem vorgesteckten Ziele führen konnte.

In einigen niederländischen Provinzen herrschte die Rechtsgewohnheit, daß bei der Trennung einer Ehe durch den Tod der überlebende Gatte selbst diejenigen Güter, die von ihm herrührten, nur noch als Nutznießer besaß, das wahre Eigenthum aber den Kindern dieser Ehe zufiel.[2] Die niederländischen Rechtsgelehrten führten Beispiele an, nach denen dieser oder ein verwandter Gebrauch bei der Vererbung der großen Lehen selbst in Anwendung gekommen sei, woraus man denn folgerte, daß der älteren Schwester, der Königin von Frankreich, ein näheres Recht auf die Erbfolge in den Niederlanden zustehe, als ihrem jüngeren Bruder.

Dieser Rechtsanspruch war nicht etwa eine Erfindung der Franzosen. Zuerst wird desselben in einem Schreiben ihres Gesandten im Haag, des Grafen von Estrades, als einer Meinung, die sich in Brüssel ausbreite, gedacht:[3] dienstbeflissene juridische

[1] Lyonne an Estrades 9. Nov. 1663, bei Mignet I, 236.

[2] Wie es in dem Commentar zu den Rechtsgewohnheiten von Mecheln heißt: „Secundum antiquas Meklin. constitutiones et fere per universam Brabantiam superstes altero conjuge mortuo usufructuarius redditur suorum bonorum, eorum proprietate statim ad liberos proximos vel qui haeredes futuri sunt devoluta.“

[3] Lettres d'Estrades 23. Nov. I, 242.

Gelehrsamkeit bot ihn dar.[1] Niemand wird behaupten, daß die Absichten des französischen Hofes aus demselben entsprungen wären; sie waren vielmehr vorlängst gefaßt. Aber sie empfingen jetzt unerwartet die Begründung, deren sie noch entbehrten. Wie willkommen mußten Deductionen sein, die eben das, was man wünschte, als zu Recht begründet erscheinen ließen! Besonders Turenne ergriff die Sache mit dem ganzen Eifer seiner Application: einer seiner Secretäre, Duhan, brachte die erforderlichen Hülfsmittel zusammen und arbeitete eine ausführliche Denkschrift darüber aus.[2]

Im Anfang meinte der französische Hof, auf den Grund dieser Rechtsansprüche selbst noch ohne Anwendung der Waffen zu seinem Ziel gelangen zu können. Sollte nicht Holland abermals darauf denken, auf dieselben eingehend, sich den Frieden zu sichern? Sollte nicht Spanien selbst, besonders wenn Holland darauf dringe, hülflos, wie es sei, sich einer Anforderung fügen? Lyonne sprach die Hoffnung aus, daß der König ohne Schwertstreich, ohne gehässigen Angriff auf einen Unmündigen, seine Absichten erreichen werde.

In der That machte die Eröffnung des Planes auf Johann

1 Auch die Flugschrift: Deductio qua probatur etc. erwähnt consultationes cum juris consultis Belgii clam habitas. In dem Traité geschieht einer solchen unter verstecktem Namen im Jahre 1664 geschehenen Consultation Erwähnung. Stockmanns: de jure devolutionis 1668 entwickelt die ganze Doctrin, bleibt aber c. XXI, § 7 bei der Behauptung stehen: „non posse duci argumentum a privatis feudis ad supremas potestates."

2 Es ist der sehr wohl geschriebene Traité des droits de la reine très chrestienne sur divers estats de la monarchie d'Espagne, Paris 1667. Von Bourzeis, der selbst gewöhnlich als der Verfasser genannt wird, stammt die lateinische Bearbeitung: Reginae christianissimae jura in ducatum Brabantiae et alios dotationis Hispanicae principatus, die jedoch keineswegs eine bloße Uebersetzung ist. Gleich von vorn heißt es z. B. im Französischen: „(le roi) en voulut avoir le sentiment de toutes les fameuses universités de l'Europe." Das Latein kommt der Wahrheit wenigstens etwas näher: „eruditissimos doctores in celeberrimis totius Europae academiis consuluit." (p. 10.)

de Witt großen Eindruck. Er zog in Betracht, daß in der Lage des damaligen Europa Ludwig XIV. unüberwindlich sei: Spanien zittere vor ihm, der größere Theil des deutschen Reiches hänge von ihm ab, mit der Schweiz sei er verbündet, England fürchte ihn. Er hielt für besser, daß man ihm die Zugeständnisse, wie sie schon für eine spätere Zukunft gemacht waren, sofort bewillige, als einen allgemeinen Sturm veranlasse.

Es dauerte bis gegen das Ende der Tage Philipps IV., ehe sich der französische Hof entschloß, einen Antrag dieses Inhaltes in Spanien vorzubringen. Auch geschah es dann nicht auf officiellem Wege, sondern durch die beiden Königinnen von Frankreich. Sie stellten vor, daß Ludwig XIV. von seinen Rechten durchdrungen sei und die Macht besitze, dieselben geltend zu machen. Wie viel besser für Spanien, wo man eine lange Minderjährigkeit erwarten müsse, mit demselben ein gütliches Abkommen zu treffen, durch welches man dem Unmündigen einen großen Freund und Beschützer gewinnen werde. Philipp IV., der so vieles Ungemach und Unglück erfahren, blieb es erspart, von dieser Anmuthung zu vernehmen: er starb, ehe sie an ihn gelangte. Aber der Tod des Fürsten, der doch immer eine gewisse Autorität über die Mitglieder seiner Familie besessen hatte, machte eine Abkunft nur um so dringender, wenn man anders dem Ausbruche eines Krieges zuvorkommen wollte. Ehe noch die beiden Königinnen ihre Thränen über den Tod ihres Bruders und ihres Vaters getrocknet hatten, brachten sie die Sache bei dem spanischen Gesandten in Paris in Anregung. In dem Beileidsschreiben, das die ältere, Anna von Oesterreich, an ihre Schwägerin, nunmehrige Königin-Regentin von Spanien, Maria Anna, Tochter des Kaisers Ferdinand, richtete, beschwor sie dieselbe bei der Liebe Gottes, um der Union beider Häuser, der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe willen, auf diese Vorschläge einzugehen. War die Angelegenheit aber dringender, so war sie auch durch den Todesfall um vieles schwieriger geworden. Dem alten geprüften König wäre es vielleicht möglich gewesen,

Rathschläge dieser Art, obgleich er sie ohne Zweifel ebenfalls verworfen hätte, wenigstens in Erwägung zu ziehen. Wie hätte aber eine Regentin, eine Fremde, ihnen auch nur ihr Ohr leihen können? Maria Anna erwiederte: durch die testamentarische Anordnung ihres verstorbenen Gemahls sei sie verpflichtet, die Provinzen der Monarchie ungeschmälert beisammen zu halten, nicht ein Dorf könne und werde sie abtreten. Sie hielt es für ihre Pflicht, ebenso gut wie einst die Königin von Frankreich selbst, die Monarchie, wie sie war, ihrem Sohne, wenn er herangewachsen sei, zu überliefern. Dem entsprach die Gesinnung in der ganzen Monarchie, in allen Provinzen. In den Niederlanden wurde der Eid der Treue dem unmündigen Könige unverzüglich, ohne Rücksicht auf die Prätensionen von Frankreich geleistet; man traf selbst einige, wiewohl schwache Anstalten zur Vertheidigung.[1] Und indessen waren auch die Bemühungen de Witts bei den Generalstaaten vergeblich gewesen: die übrigen Mitglieder theilten dießmal mit nichten die Hinneigung ihres Führers zu neuen Concessionen.

Unter diesen Umständen war es ein Ereigniß von Bedeutung, daß die Königin-Mutter von Frankreich, Anna von Oesterreich, im Januar 1666 verschied. Sie hielt den Frieden zwischen den beiden Monarchien, die Union der beiden Häuser für ihr persönliches Werk. Hätte sie gelebt, so würde sie Alles versucht haben, um dasselbe aufrecht zu erhalten: ihr Tod entledigte den König auch dieser Rücksicht.

Wie nun, wenn er seinen Anspruch mit den Waffen durchzusetzen unternahm, von der Drohung zur Ausführung derselben fortging? Dieser Schritt hat sich als ein solcher erwiesen, von dem eine neue Epoche der Weltgeschichte datirt werden darf; der König sah ihn im Augenblick, daß er ihn that, für leicht

[1] De la Fuente an Philipp IV., 23. Aug. 1665. Der officiellen Schrift: Les droits de la reine ist es von Isola mit Heftigkeit zum Vorwurfe gemacht worden, daß sie die ersten Eröffnungen nach dem Tode Philipps IV. ansetzt. Es waren nur die ersten, auf die eine Antwort erfolgte.

und ungefährlich an. War nicht schon die Erwerbung von Dünkirchen eine Ueberschreitung der ihm im pyrenäischen Frieden vorgezeichneten Grenzen gewesen? Wer hatte ihm widerstanden, als er Truppen nach Italien schickte, um den Papst zur Nachgiebigkeit zu zwingen? Europa hatte ruhig zugesehen, wie er sich der letzten Festung von Lothringen bemeisterte. Er durfte denken, daß er nicht mehr zu befürchten habe, wenn er jetzt zu Thätlichkeiten gegen Spanien schritt. Die Aufgabe schien ihm darin zu liegen, sein Verhalten zu den europäischen Mächten so zu ordnen, daß er ihrer Meister blieb.

Zwei partielle Kriege beschäftigten in jener Zeit Europa, der portugiesisch-spanische, der allmählich in Folge zweier großer Schlachten entschieden zum Vortheil von Portugal ausschlug, und der Krieg zwischen Holland und England, der, mehr aus gegenseitiger Eifersucht als aus unversöhnbaren Differenzen entsprungen, immer heftiger entbrannte. Ludwig entschloß sich endlich, den Verpflichtungen der Verträge gemäß, auf die Seite der Holländer zu treten. Nicht als hätte er denselben das Uebergewicht über England zu verschaffen gemeint; er wollte sie nur nicht erdrücken lassen. Ohnehin war es ja einleuchtend, daß die französische Marine nur, wenn das Gleichgewicht zwischen den beiden Seemächten erhalten wurde, aufkommen konnte. Hauptsächlich unterstützte er Holland gegen den kriegerischen Erzbischof von Münster, der mit England verbündet war; er nöthigte denselben, die der Republik entrissenen Plätze wieder herauszugeben.

Auch in der portugiesisch-spanischen Angelegenheit war er insofern gegen England, als er den Frieden, den dieses zu Stande zu bringen suchte, seinerseits zu hindern beflissen war. Man begreift dieß, da er wünschen mußte, Spanien, das er angreifen wollte, auf der pyrenäischen Halbinsel beschäftigt zu sehen. Aber sehr anstößig sind doch die Mittel, die er anwandte. Nicht ohne Erstaunen sieht man aus der Correspondenz seiner Minister, wie absichtlich und bewußt sie darauf ausgingen, Spanien zu täuschen. Indem der König von Frankreich Alles that, um die Kriegslust

der Portugiesen anzufeuern, bot er den Spaniern seine Vermittelung statt der englischen an. Diese ließen, aus Vorliebe für den Glaubensgenossen, sich wirklich verleiten, die verstellte Mediation der Franzosen der ernstlich gemeinten der Engländer vorzuziehen. In dem Briefwechsel erscheinen die Königin-Regentin und nicht allein etwa ihr Beichtvater, sondern auch ihre weltlichen Räthe, der Graf Pennaranda, der Marquis Aytona von der religiösen Außenseite der französischen Anerbietungen geradezu verblendet. Aber indem sie ihr Heil von Ludwig XIV. erwarten, tritt dieser mit ihrem Feinde, dem König von Portugal, den sie als Tyrannen bezeichnen, in den engsten Bund, verheißt ihm neue ansehnliche Hülfe und gibt ihm eine französische Prinzessin zur Gemahlin.

So hielt er Spanien beschäftigt, Portugal und Holland in seinem Bund; wenn er sich mit England im Kriege befand, so gewährte ihm derselbe ein Mittel, auch diese Macht zu verpflichten.

Statt sich der Vortheile zu bedienen, die ihm eine Verbindung mit den Republikanern in England und mit den Katholiken in Irland hätte verschaffen können, oder, wie er einmal im Sinne hatte, Jersey anzugreifen, bot Ludwig dem König von England an, ihm Alles, was er im Laufe des Krieges in Amerika gewonnen hatte, vor Allem St. Christoph, auf das dieser Fürst einen großen Werth legte, herauszugeben und ihm zugleich einen annehmbaren Frieden mit Holland zu vermitteln, wenn er dagegen verspreche, Frankreich in seinen nächsten Unternehmungen nicht zu stören. Die Unterhandlung ward, um sie nicht etwa zur Kunde der Holländer kommen zu lassen, so viel wie möglich durch persönlichen Schriftwechsel der beiden Könige geführt. Ludwig XIV. bestand zuletzt sogar nicht einmal auf einer eigenhändigen Zusage des Königs von England: es genügte ihm, daß die Mutter desselben, Henriette, die damals in Chaillot wohnte, ihn derselben versicherte. Es war in einem Briefe an seine Mutter, daß der König von England sich anheischig machte, binnen eines Jahres keine Verbindung mit irgend

einer Macht einzugehen, welche den Interessen von Frankreich entgegenlaufen könnte.[1] Dieser Brief wurde dem Minister Lyonne nicht einmal eingehändigt, sondern nur vorgelesen. Aber Ludwig XIV. trug kein Bedenken, hierauf sein Erbieten in Bezug auf die amerikanischen Besitzungen zu bestätigen und auch seinerseits ein freundschaftliches Verhalten gegen England auf ein Jahr lang zu geloben.

Eine ganz eigene Umsicht erforderten die so vielfach verflochtenen deutschen Interessen. Hätte der König den Schweden gewähren wollen, was sie forderten, so würde er sie allerdings gewonnen, aber die deutschen Fürsten auf die Seite des Hauses Oesterreich getrieben haben. Er mußte jene festhalten, ohne diese zu verletzen. Worauf Alles ankam: es gelang ihm, die Fürsten, welche die Rheinübergänge in ihren Händen hatten, zu dem Versprechen zu bewegen, daß sie den Truppen des Kaisers, wenn dieser den Spaniern in Flandern zu Hülfe kommen wolle, den Uebergang über den Fluß nicht gestatten würden.

So erreichte er in der That, worauf sein Sinn vor Allem gerichtet war: die Landschaft, die er sich zur Beute ausersehen hatte, politisch und militärisch vollkommen zu isoliren. Als er die erwähnte Zusage Carls II. von England erlangte, konnte er seinen Plan als gelungen ansehen. Am 17. und 18. April 1667 wurden jene Versicherungen gewechselt, und ohne Zögern schritt Ludwig nun zu den definitiven Rüstungen.

Auch diese konnten, da der englisch-holländische Krieg noch fortdauerte, ohne Aufsehen vollzogen werden. In der Picardie wurden Magazine errichtet, angeblich zum Gebrauch der verbündeten holländischen Flotte, in der That aber zur Verproviantirung der Occupationsarmee. Denn zum staatswirth-

[1] „Que je n'ai pris jusqu'ici et ne prendrai d'une année entière aucune nouvelle liaison avec aucun roi, prince ou potentat, qui soit ou puisse être contraire à la France ou par laquelle je puisse être engagé contre ses intérêts.“ Bei Mignet II, 45. Vgl. Mémoires de Louis XIV, 289. Ein Excerpt aus seinen Dictaten bei Noailles II, 251.

schaftlichen Systeme Colberts gehörte es, die Truppen aus eigenen Magazinen zu verpflegen und den Verbrauch dem Landbau zu gute kommen zu lassen. Unter dem Scheine, als wolle man die Marine-Anlagen verstärken, wurden Kanonen gegossen, deren man sich zu dem Feldzuge bedienen wollte.

Und mit derselben allseitigen Umsicht ward nun auch dieser selbst eingeleitet. Es ward nicht für unnütz geachtet, die Spanier auch noch von der Seite von Roussillon her zu bedrohen; auch auf Fuentarabia wurde ein Anschlag gemacht; an der Mosel stellte sich der Herzog von Crequy auf, um jede feindliche Bewegung oder Erhebung in diesen Gegenden sofort zu unterdrücken; man schickte Kundschafter nach Franken, um zu erfahren, ob der Kaiser nicht etwa in Böhmen oder Schlesien Truppen sammle.[1] Der Angriff selbst sollte an dem linken Ufer der Lys von dem Marschall d'Aumont, in der ganzen Breite der übrigen Grenzen von der ganzen Armee, die sich unter Turenne bei Amiens sammelte, erfolgen; bei dieser erschien der König am 19. Mai selbst, um, wie er gesagt haben soll, unter diesem Meister das Kriegshandwerk zu lernen.

Die ersten Unternehmungen waren unendlich leicht. Der Gouverneur der Niederlande, Marquis von Castelrodrigo, war so eben beschäftigt, die Festungen zu schleifen, die er zu vertheidigen verzweifelte, so daß sie den Franzosen sofort in die Hände fielen. Unter ihnen war auch Charleroi, wo die Arbeiten noch nicht hatten vollendet werden können; am 2. Juni ward es von Podewils, einem brandenburgischen Officier, der sich unter Turenne gebildet hatte, in Besitz genommen. Von der Wichtigkeit der Position durchdrungen, beschloß man, den Platz sofort aufs Neue zu befestigen: in vier Wochen sollte er haltbar gemacht werden; die Herren des Hofes wendeten wetteifernd ihre eigenen Mittel an, um Arbeiter dabei anzustellen.[2]

[1] Instruction pour le Marquis de Créquy, rédigée par le Vicomte de Turenne. Lettres et Mém. I, 439.

[2] „Y en ayant qui entretenoient par jour jusqu'à cent travailleurs." Pelisson, Histoire de Louis XIV, II, 155.

Ich weiß jedoch nicht, ob dieser Feldzug überhaupt für so glänzend und glorreich angesehen werden darf, wie dieß zu geschehen pflegt. Ludwig XIV. hätte am liebsten Brabant angegriffen, auf das seine dem Provinzialherkommen entnommenen Ansprüche sich zunächst bezogen. Auch rückte er bereits auf dem Wege gegen Brüssel vor, als er vernahm, mit welchem Eifer man sich daselbst gegen ihn rüste; — die Wälle an der hohen Stadt waren aufs Neue in Stand gesetzt, die Bürgerschaft gemustert und unter die Waffen gebracht, zwei spanische Regimenter herangezogen; — die Betrachtung, daß diese Stadt dem noch nicht geübten und erprobten Heere, das er anführte, doch einen sehr erfolgreichen und langwierigen Widerstand entgegensetzen könnte, bewog ihn am vierten Tag, nicht ohne Beschwerlichkeiten für Transport und Zufuhr eine Richtung gegen Tournai einzuschlagen.[1] Diesen Platz zu erobern, hatte keinerlei Schwierigkeit, da er nur von einem Regiment Irländer vertheidigt und die Population sehr geneigt war, sich zu überliefern. So fielen gleich darauf auch Douai und Courtrai in die Hand der Franzosen; aber große Thaten waren auch da nicht geschehen; der König selbst hielt es seiner für nicht würdig, in Person vor Courtrai zu erscheinen, da es von allen Vertheidigungsmitteln entblößt war. Dagegen wäre sein Ehrgeiz gewesen, sich Dendermonde's zu bemächtigen, wodurch er eine feste Position an der Schelde gewonnen, Brüssel, Gent und Mecheln zugleich gefährdet haben würde. Gegen Ende Juli nahm er zur Seite Turenne's seinen Marsch dahin: auf dem Wege eroberte er Oudenarde und Alost; Dendermonde dagegen fand er wider Erwarten zu dem ernstlichsten Widerstande vorbereitet. Die Wasserdämme waren durchstochen, das niedere Land überschwemmt und die noch in den letzten Augenblicken verstärkte Besatzung der Stadt ziemlich zahlreich; ihr auch nur die Zufuhr abzuschneiden,

[1] Vgl. Pelisson Histoire II, 162. Denn daß Turenne nur den Angriff auf Tournai habe maskiren wollen, ist lediglich Vermuthung.

erschien unmöglich. So ward auch diese Unternehmung aufgegeben.[1] Wie von Brüssel gegen Tournai, so wendete sich jetzt der Eroberungseifer Ludwigs von Dendermonde gegen Lille zurück. Hier bedurfte es einer mehr methodischen Belagerung und vieler Anstrengung; zwei Stürme wurden abgeschlagen, der dritte gelang. Es erinnert noch einmal an die letzten Kriege, daß ein Franzose, ein alter Anhänger Condé's, Graf Marsin, an der Seite der Spanier focht; ihm wird es zugeschrieben, daß Dendermonde noch zur rechten Zeit die unentbehrliche Verstärkung empfing; er sammelte darauf eine doch so ansehnliche Schaar, daß er es wagte, im Felde zu erscheinen, um Lille zu unterstützen. Aber schon war die Stadt übergegangen (27. August); auf dem Rückzug erlitt er eine Niederlage von den nacheilenden Truppen des Königs. Wie sehr hätte dieser gewünscht, da er den Gedanken der Verfolgung gehabt hatte, auch selber dabei zu sein und die feindlichen Mannschaften zu vernichten. Er hätte gemeint, auf diese Weise noch Herr des ganzen Landes zu werden.

Es ist charakteristisch, wie sehr das Kriegswesen noch mit dem Hofhalt zusammenhing. Bei den dem Aufbruch vorangegangenen Musterungen veranstaltete man große Bälle, zu welchem Zwecke das königliche Zelt nach dem Muster eines Saales im Louvre eingerichtet ward. Die Königin hatte sich auf dem Sammelplatze der Truppen in Amiens von dem König getrennt, aber kaum vierzehn Tage darauf traf sie wieder in Avesnes mit ihm zusammen. Sie begab sich dann nach Compiegne, wo die drei Minister weilten, die in Einem Wagen, so vertraut waren sie jetzt mit einander, von der Hauptstadt nach dem Lager gegangen waren. Vornehme Herren des Hofes erwarteten in Paris die Kunde, daß bei der Armee etwas vorgehen werde, dann eilten sie fast ohne Gefolge nach dem Lager, begierig, ihren Kriegsmuth zu bewähren. Als Lille gefallen war, kehrte Alles zurück.

[1] Nach den deutschen Nachrichten (Diarium Europaeum XVII, 300) ward ein Sturm versucht, aber abgeschlagen. „Wie sie aufbrachen, gaben ihnen die Belagerten noch einen tödtlichen Letze-Trunk.“

Zuerst traf Colbert in St. Germain ein; seinen ersten Besuch machte er bei der La Valliere, für welche Sorge zu tragen sein besonderes Geschäft war. Bald darauf erschien auch der König. Den St. Hubertstag konnte man wieder in Versailles begehen, wo die Damen in allem ihrem Schmuck erschienen.

Ich finde nicht, daß man sich des gemachten Feldzuges sehr gerühmt hätte. Turenne schien nicht mehr der Mann zu sein, der er früher gewesen war. Man gab ihm Schuld, daß er nicht so viel, als in seinen Kräften gestanden hätte, für die Truppen gethan und dem Feinde nicht entschlossen genug zu Leibe gegangen sei. Noch im Oktober ward der Beschluß gefaßt, Condé wieder ins Feld zu schicken und dabei Die zu verwenden, die noch von den Führern der alten weimarischen Truppen übrig sein möchten, von jenen Rose, Balthasar und Taupadel, die früher die Welt mit dem Ruf ihrer Thaten erfüllt hatten.[1]

Indem aber den Franzosen ihre Fortschritte und Erwerbungen noch keineswegs genügten, gerieth Europa über dieselben in allgemeine Aufregung.

In Spanien war man von Erstaunen über das Ereigniß gefesselt. Die Regierung hatte den Generalgouverneur der Niederlande noch eben angewiesen, sich um die Rüstungen, Magazine, Artillerieanhäufungen des allerchristlichsten Königs, der ja eine Wittwe und ein Kind nicht angreifen werde, nicht zu kümmern, als dieser seinen bevorstehenden Anfall selber ankündigen ließ. Bei dem Vortrag des Gesandten sagte die Regentin kein Wort, sie hielt nur bei den entscheidenden Worten den Fächer stille, mit dem sie sich Luft zuwehte: am Abend trat sie mit dem Großinquisitor und dem kaiserlichen Gesandten zu einer Conferenz zusammen. Der französische Gesandte sah sich hierauf von seinen Bekannten aus der höheren Gesellschaft vermieden; das Volk wich ihm aus und grüßte ihn mit zweifelhafter Hochachtung aus der Ferne.

[1] So versichert der brandenburgische Resident Johann Beck, 1. October 1667. Der Beschluß sei in Anwesenheit Condé's gefaßt worden.

In Laxenburg, bei Wien, hatte man noch so eben in einer Gesellschaft bei dem Fürsten Lobkowitz die Gesundheit des Königs von Frankreich getrunken, als dessen Gesandter dem Kaiser die ihm aufgetragene Erklärung machte. Kaiser Leopold erblaßte und erwiderte wenige Worte: doch drückte er darin aus, er halte sich für verpflichtet, seinem Hause beizustehen. Der französische Gesandte ließ dagegen am Hofe vernehmen, durch Unterstützung der Niederlande würde der Kaiser den Frieden von Münster brechen.

Wie hätten es nicht die Generalstaaten bitter empfinden sollen, daß der König, der allezeit versprochen hatte, nichts Neues zu unternehmen, ehe er Rücksprache mit ihnen genommen habe, zu jenem Einfalle geschritten war, ohne sie im mindesten in Kenntniß zu setzen. Die Ansprüche, die er machte, gingen aber überdieß so weit, daß sie ihn leicht zu ihrem Nachbar bekommen konnten, was ihnen immer die größte Gefahr zu sein schien.

In England erhob sich die öffentliche Stimme laut zu Gunsten der Vergewaltigten. Wenn nicht in dem ersten, so werde Ludwig XIV. doch in dem zweiten Feldzug sich der gesammten Niederlande bemächtigen und alsdann auch Holland zu Allem, was er selber vorschreibe, nöthigen; auf der andern Seite werde er die vier rheinischen Bisthümer in Besitz nehmen und das französische Reich sich bis an den Rhein ausdehnen, was habe dann England zu erwarten, wenn Frankreich sich durch so viele Länder vergrößere und zugleich seine maritimen Streitkräfte, wie es thue, verstärke?[1]

Die allgemeinen Besorgnisse fanden ihren Ausdruck in der Schrift des kaiserlichen Gesandten Isola, „Beschirmung von Staat und Recht,“ in welcher sogar vor jeder Friedensverhandlung mit dem König von Frankreich gewarnt wurde. Denn dessen Entschluß sei doch, so weit zu gehen, als seine Waffen ihn führen würden. Wenn die Renunciation der Königin von Frankreich

[1] Lettres de Temple I, 152. Ruvigny an Lyonne bei Mignet II, 513.

auf ihr Erbrecht an die spanische Krone keine Gültigkeit haben solle, so sei der Friede so gebrechlich wie das Leben des Prinzen, der sie trage.

Ob nun aber diese Besorgnisse und Gefühle zu Handlungen oder auch nur zu nachhaltigen Verbindungen führen würden, blieb doch lange sehr zweifelhaft. Wohl nahmen die Friedensunterhandlungen, die zwischen England und Holland zu Breda gepflogen wurden, jetzt einen bessern Fortgang. Früher waren sie von Ludwig XIV. befördert worden; in dem letzten Augenblicke hätte er die Verzögerung des Abschlusses lieber gesehen. Lyonne wenigstens bemerkte dem französischen Bevollmächtigten, der den Verhandlungen beiwohnte, so lange der Friede nicht geschlossen sei, werde Frankreich von den beiden Mächten keinen Widerstand zu erwarten haben, der sonst sehr gefährlich sein würde.[1] Aber schon war es zu spät, um hemmend einzuwirken. Wahrscheinlich, daß die Betrachtung des französischen Ministers auch den Mächten nicht fremd blieb und zu ihrer Pacification beitrug: Johann de Witt hat sie ausdrücklich ausgesprochen.[2]

Indem aber England und Holland ihren Frieden schlossen (31. Juli), waren sie doch noch weit entfernt, gemeinschaftliche Sache gegen Frankreich zu machen. König Carl II. hatte kein Hehl, daß die Allianz mit Frankreich ihm lieber sei als jede andere. Auch nach dem Sturze des Kanzlers Clarendon und der Bildung eines neuen, im Anfang mit dem Parlament besser einverstandenen Ministeriums war von einem Bündniß zwischen England und Frankreich wie zur Vertheidigung so zum Angriff sehr ernstlich die Rede. Die Engländer wünschten den Krieg gegen Holland mit französischer Hülfe zu erneuern; es wäre ihnen ganz recht gewesen, wenn Holland sich für Spanien erklärt hätte, dann würden sie sich mit Frankreich zu einem Angriff gegen diese Mächte verbunden haben. Aber Ludwig, der

[1] Lyonne an Estrades und Courtin 15. Juli. Lettres d'Estrades IV, 382. „S. M. doit être bien aise que votre négociation traîne encore."

[2] De Guiches Mémoires.

List und selbst Betrug gegen seine Feinde für erlaubt hielt, hatte sich doch zum Gesetz gemacht, seinen Verpflichtungen gegen Verbündete auf das Strengste nachzukommen: er erklärte, daß er die Defensivallianz, in der er mit Holland stehe, so lange beobachten werde, als die Republik sie nicht selber breche.[1] Hierauf wendete sich die englische Regierung, der die modificirten Vorschläge Ludwigs nicht genügten, von demselben ab: nun erst, im December 1667, gab sie der öffentlichen Stimme Gehör und dachte daran, sich mit Holland über die dem König Ludwig gegenüber zu beobachtenden Maßregeln zu verständigen.

Im Angesicht der allgemeinen Aufregung, die seine Invasion und das Weitaussehende seiner Ansprüche hervorbrachten, schon Anfang Juli in dem Lager vor Douai, hatte Ludwig selbst eine bestimmte Aeußerung über seine Absichten für rathsam gehalten. Er sagte darin, er wolle die sich regenden Besorgnisse über den Anwachs seiner Macht, möchten sie nun begründet sein oder nicht, zerstreuen. Und so erklärte er, daß er alle seiner Gemahlin durch den Tod ihres Vaters zugefallenen Rechte aufgeben wolle, wenn ihm Spanien die Abtretungen mache, die er forderte. Er nannte Franche-Comté, Luxemburg, Cambray und einige niederländische Grenzplätze.[2]

In den Generalstaaten fehlte es nicht an Leuten, welche jede Concession an Frankreich verwarfen; aber die meisten waren dafür, das Anerbieten des Königs, den man nicht werde bezwingen können, zur Grundlage einer Unterhandlung zu machen. Man verständigte sich endlich, daß, um den Frieden herzustellen, die Abtretung der von Frankreich gemachten Eroberungen oder ein Aequivalent dafür von Spanien gefordert werden sollte.

Da war es nun ein großes Ereigniß, daß auch England auf diese pacificatorischen Absichten einging. Sir William Temple, der schon vorläufig mit de Witt gesprochen, kehrte in den ersten

[1] Louis XIV an Ruvigny bei Mignet II, 544.
[2] Mémoire du roi pour le Sr Estrades, 4 juillet 1667.

Tagen des Jahres 1668 nach dem Haag zurück, von seinem König bevollmächtigt, eine Verbindung zu diesem Zwecke zu schließen. Er gewann den Gesandten von Schweden — welche Macht damals, in Besitz der Herzogthümer Bremen und Verden, für die Sicherheit der Republik von der größten Bedeutung war — Grafen Dohna, so daß derselbe wenigstens vorläufig die Geneigtheit seines Königs, in diesen Vertrag einzutreten, erklärte. Nach einer raschen, in wenigen Tagen vollbrachten Unterhandlung, im Januar 1668, kam die Tripelallianz zwischen Schweden, Holland und England zu Stande, die, wiewohl oft zu hoch angeschlagen, in der That ein Moment in der europäischen Geschichte bildet. Es lag etwas darin, daß andere Mächte, als die unmittelbar betroffene, und zwar noch ohne Bund oder Verständniß mit derselben, sich den Fortschritten eines Eroberers entgegensetzten. Aber wir sehen, wie sehr Alles auf einer fast zufälligen Umwandlung der englischen Politik beruhte, und nur mit der größten Vorsicht geschah es.

Ich denke nicht, daß de Witt den König von Frankreich zu beleidigen meinte. Unter den geheimen Artikeln kommt allerdings einer vor, der ziemlich anzüglich lautet. Die Mächte verlangen darin von Ludwig, wenn seine Vorschläge angenommen würden, das Versprechen, keine weiteren Besitzergreifungen in den Niederlanden zu vollziehen; sollte der König dieß verweigern, so wollen sie sich mit Spanien vereinigen und alsdann den Zustand der Dinge, wie er im pyrenäischen Frieden festgesetzt worden war, herzustellen suchen. Das mochte eine Beleidigung in der Form sein, in der Sache selbst hatte es wenig zu bedeuten, da ja im Uebrigen die Bedingungen festgehalten wurden, welche von Frankreich selbst vorgeschlagen waren.[1] Bei weitem mehr wurde Spanien von der Allianz der Mächte betroffen. Sie vereinigten sich, der spanischen Regierung die von Frankreich auf-

[1] Pelisson, Histoire III, 42. „Le roi ne put voir qu'avec chagrin, qu'on prétendit — le forcer à une paix qu'il avoit offerte, qu'il avoit proposée, — mais dont on ne vouloit pas lui laisser l'honneur."

gestellte Alternative vorzulegen und dieselbe zur Annahme des einen oder des andern Vorschlags nicht allein aufzufordern, sondern nöthigenfalls zu zwingen. Ueber die große Frage von der Gültigkeit der Verzichtleistung hüteten sie sich eine Meinung auszusprechen; darüber sollte das Recht der beiden Theile weder verstärkt noch vermindert werden: es kam ihnen nur auf den vorliegenden Fall an. Indem die Tripelallianz eine weitere Vergrößerung von Frankreich zu verhindern suchte, erkannte sie doch die so eben geschehene an; sie forderte die Spanier auf, sich in die Verluste zu fügen und dieselben durch den Abschluß eines neuen Friedens zu bestätigen. Sollten diese darauf eingehen oder nicht?

Die spanische Regierung, über die Absichten Ludwigs enttäuscht und durch den Fortgang seiner Unternehmungen in Schrecken gesetzt, hatte sich endlich zum Frieden mit Portugal, zur Anerkennung der Unabhängigkeit dieses Reiches, das sie einst zu ihren Provinzen gezählt hatte, entschlossen;[1] in der Absicht, ihre niederländischen Streitkräfte mit den nun frei gewordenen spanischen zu verstärken. Um so mehr trug der Marquis von Castelrodrigo Bedenken, sich über die ihm vorgelegten Forderungen auszusprechen. Von den Vorschlägen, die man ihm machte, war ihm der eine nicht minder widerwärtig, als der andere. Aber bald ward er inne, daß er sich zu der bittern Wahl entschließen müsse.

Im Februar 1668 schritt Ludwig zu einer neuen Unternehmung, gegen welche die Verbündeten kraft ihres Vertrages nichts einwenden konnten, gegen die Franche-Comté. Er hatte dazu den Prinzen von Condé, der einst selbst dieß Land zu erwerben gedacht hatte, herbeigezogen; sie ging über Erwarten glücklich. Anfangs beabsichtigte er eine Besetzung der kleineren Ortschaften und wollte die Belagerung der größeren der bessern Jahreszeit vorbehalten. Aber auch diese wurden sofort erobert. Besançon

[1] Mémoires d'Ablancourt 347.

fiel, noch ehe der König anlangte; auch die übrigen Plätze wurden genommen. Durch diesen neuen Erfolg in seinem Selbstgefühl bestärkt, setzte er sich in Bereitschaft, wenn der Friede nicht zu Stande komme, auch in die Niederlande wieder einzubrechen. Castelrodrigo, der im Haag um Hülfe hiegegen ansuchte, erhielt die Antwort, daß er auf eine solche nur dann rechnen könne, wenn er auf die Erinnerungen der Mächte eingehe. [1]

Die Frage war, ob Spanien die Franche-Comté oder die eroberten niederländischen Plätze an Frankreich abtreten wolle. Das erste schien deßhalb rathsamer, weil dann die spanischen Niederlande eine einigermaßen haltbare Grenze behauptet haben würden; in dem Haag hätte man es gewünscht. Eben deßhalb aber zog Castelrodrigo die andere Alternative vor, nach welcher die freie Grafschaft spanisch bleiben, aber dagegen den Franzosen die von ihnen in den Niederlanden eroberten Orte überlassen werden sollten. Sein Beweggrund war: er wollte die Franzosen in eine der Republik so viel als möglich unangenehme Stellung bringen: wenn er den Frieden für jetzt annehmen mußte, so hoffte er doch auf einen baldigen Bruch desselben.

In diesem Augenblick war es doch schon fast wieder zweifelhaft, ob nun Ludwig XIV. bei seinen Vorschlägen stehen bleiben werde. Er hatte eine neue Eroberung gemacht, neue Verbindungen geschlossen, mit Piemont für Italien, mit Baiern für Deutschland: ein wohlgerüstetes, kampfbereites Heer stand im Felde: wer wollte demselben widerstehen? Die Einnahme der gesammten Niederlande schien unfehlbar, wenn man die militärischen Kräfte gegen einander abwog. Aber seine eigenen Minister erklärten sich einmüthig dawider. Lyonne hatte während des letzten Feldzuges erleben müssen, daß man wenig nach ihm fragte,

[1] „J'accepte et admets — purement et sincèrement, de traiter et conclure sur ce que la France a occupé.“ Die Königin habe ihm dazu gegeben: „tout le pouvoir et l'autorité qu'elle-même possède.“ (Declaration im Diarium Europaeum Bd. XIX, S. 274.)

Colbert war bei den Soldaten unbeliebt,[1] Tellier und dessen Sohn Louvois fürchteten bereits das Uebergewicht Turenne's. Aber überdieß, die Verwaltung war bisher vor Allem auf die Entwickelung der innern Wohlfahrt gerichtet gewesen; die Minister wollten nicht zugeben, daß nun das Interesse des Krieges die Oberhand bekäme. Sie stellten dem Könige vor, daß die durch Sparsamkeit und Ordnung gewonnenen Finanzerträge zwar eben noch für Einen Feldzug hinreichen würden, aber nicht für mehrere; das geschlossene Bündniß sei noch klein, könne aber plötzlich wachsen und einen langjährigen Kampf veranlassen, der den kaum gegründeten Staatshaushalt wieder in Unordnung bringe; — wolle der König dem verwegenen Schweden, einem Wrangel, entgegengehen und sein Leben wagen in einer Zeit, wo seine Nachfolge noch nicht recht gesichert sei und ein Unfall das Reich den Stürmen einer abermaligen Minderjährigkeit aussetzen würde?[2]

In der That konnte der König die Bedingungen, die er selbst vorgeschlagen hatte, nicht verwerfen, ohne den Schein von Unzuverlässigkeit und Eroberungseifer auf sich zu laden. Aber er wünschte vielmehr bei seinen Nachbarn, namentlich den minder mächtigen, den Ruf der Mäßigung und Festigkeit zu behaupten. In den Verträgen war nichts, was den großen Ansprüchen seiner Gemahlin entgegengelaufen wäre; sie schienen vielmehr durch den Erfolg der letzten Unternehmung bestätigt zu werden. So eben schloß der König eine neue Allianz dafür. Und wer konnte wissen, bei dem hinfälligen Zustand des Kindes auf dem spa-

[1] Giustiniano fügt hinzu: „Colbert, che era al campo, punto veniva ben spesso del maresciallo di Turenne.“ Ihm zufolge waren es die drei Minister, welche den König antrieben, sich Condé's wieder zu bedienen: sie wollten ein Gegengewicht gegen Turennne.

[2] Giustiniano Relatione: „che non poteva la Maestà Sua, vedendosi a fronte il Wranghel che doveva esser generale della legua, ritirarsi; che azzardandosi come haveva fatto correva rischio di lasciare il regno in una minorità con una guerra di tre gran potenze colli Spagnoli unite et tutto il mondo su le braccia.“

nischen Throne, wie bald derselbe erledigt werden würde? Bis dahin wollte er die Welt nicht noch mehr gegen sich aufreizen.

In der Mitte des April 1668 ward der Friede zwischen den französischen Ministern und den Bevollmächtigten von Holland und England zu St. Germain zu Stande gebracht; in Aachen, wo ein Congreß beisammen war, nach einer neuen, mit Drohungen verbundenen Anmahnung am 2. Mai auch von dem spanischen Gesandten unterschrieben.

Ludwig XIV. durfte sich als Sieger betrachten. Nicht die ganze Prätension, die er in seinem Manifeste aufgestellt hatte, war durchgeführt, aber die vornehmste Absicht, welche dieser selbst voranging, erreicht worden. Französisch Flandern und die festen Plätze, auf die es ihm hauptsächlich ankam, Charleroi, Douai, Tournai, Courtrai, Lille, auch Oudenarde, blieben in seinen Händen: die Grenzen seines Reiches waren dadurch wesentlich verstärkt.

Der große Sucessionsanspruch, den er sich nicht hatte entreißen lassen, und das Beispiel eines zweifelhaft motivirten, aber glücklich vollzogenen, gewaltsamen Angriffes schwebten drohend über den allgemeinen politischen Verhältnissen von Europa.

Fünftes Capitel.

Jansenistische Irrungen. Kirchenfriede.

Nach dem Abschluß des Friedens von Aachen wendete sich die öffentliche Aufmerksamkeit — und die unsere folgt ihr nach — von den auswärtigen Angelegenheiten auf die inneren, und zwar auf die kirchlichen, die seit einigen Jahren wieder, noch in Folge einer Anordnung des Cardinals Mazarin, die Gemüther in Spannung erhielten.

Die Angelegenheiten der Protestanten standen noch im Hintergrunde: das französische Publikum ward hauptsächlich von den jansenistischen Meinungen, die, verfolgt und verdammt, immer weiter um sich griffen, beschäftigt.

Eine gewisse Aehnlichkeit hatten dieselben wohl in so fern mit den ersten Regungen des Protestantismus, wie sie einst in Frankreich erschienen waren, als sich mit beiden eine zugleich mystische und praktische Tendenz verband. Mit jenem Bischof von Meaux, Briçonnet, um welchen sich die ersten Protestanten sammelten, ließe sich der jansenistisch gesinnte Bischof von Alet, Nicolaus Pavillon, vergleichen, der eben so wie jener ein wahrer Bischof im vollsten Sinne des Wortes sein wollte. Er hielt seine Geistlichen durch Synoden, die Gemeinden des Sprengels durch regelmäßige Visitationen in religiösem Eifer und handhabte eine strenge Kirchenzucht.[1] Wie durch einfache Lebensweise,

[1] Wer eine solche Thätigkeit näher kennen lernen wollte, müßte die Mittheilung ansehen, die er im Juli 1663 an Hardouin de Perefixe machte: Lettre de Mgr l'Évêque d'Alet, die damals als Flugschrift erschienen ist.

guten Haushalt und dadurch möglich werdende Freigebigkeit in Zeiten der Bedrängniß, so auch in nicht unmittelbar geistlicher Beziehung, z. B. durch scharfsinnige Entlarvung verschmitzter Betrüger verschaffte er sich ein Ansehen in seiner Diöcese, das sich über ganz Frankreich verbreitete.

Nicht in der königlichen Familie selbst, wie einst der anfangende Protestantismus, aber in ihrer unmittelbarsten Nähe, den Familien der Prinzen von Geblüt und anderer Großen des Hofes fand der Jansenismus, durch die Anregung tieferer Frömmigkeit, die er gewährte, Eingang und Aufnahme.

Der Prinz von Conti ward durch das Auftreten des Bischofs von Alet unter den Ständen von Languedoc, seine Art zu sein, seine Predigten, zur Buße vermocht und dann von einem der Anhänger desselben, nach seiner Anweisung, auf diesem Wege weiter geführt; er zog seine Gemahlin mit sich fort. Die Herzogin von Longueville wendete sich, noch in Bourdeaux, wie von der Sache, die sie damals verfocht, so von dem weltlichen Treiben und den unsittlichen Verbindungen, in die sie verstrickt war, mit einer Art von Abscheu vor sich selber ab [1] und vertraute sich bald darauf der Führung des Beichtvaters von Portroyal, des strengen Singlin. Sie lebte auch dann noch als die große Dame, die sie war. Wenn sie einmal von den Gesandten der Eidgenossenschaft als souveräne Fürstin von Neuchatel begrüßt wurde, so war in ihrem Palast alle die Pracht, die für ihren hohen Rang gehörte, ausgebreitet. Die Veränderung ihrer Gesinnung zeigte sich in einer moralisch tadellosen Lebensweise, Wiedererstattung der von ihr früher veranlaßten Verluste, Sorge für ihre Angehörigen, wohl berechneter Wohlthätigkeit. Sie ließe sich an Eifer und Hingebung, so wie an Bildung, wohl mit der Königin von Navarra vergleichen. Auch die Herzogin von Liancourt hielt sich in allem ihrem Thun und Lassen an die

[1] In einem Schreiben noch von Bourdeaux spricht sie von „l'horreur que j'ai pour le siècle." Villefore, la véritable vie d'Anne Geneviève de Bourbon, Duchesse de Longueville I, 241.

Rathschläge von Portroyal, sie erklärte sich für die Oekonomin der Armen. Recht altprotestantisch lautet das Wort, mit dem sie sich auf den Tod vorbereitet hat: auf die Gerechtigkeit Christi hin gehe sie diesen Weg.

Der Unterschied ist, daß die Jansenisten sich auf dem Boden des restaurirten Katholicismus hielten, allen seinen Diensten und Dogmen mit einer einzigen Abweichung anhingen, das Klosterleben nicht allein nicht verwarfen, sondern eigen entwickelten; sie bildeten eine pietistisch-ascetische Partei innerhalb der katholischen und französischen Welt.

Mit der Regierung waren sie von Anfang an, darauf mit der Corporation des Klerus, wiewohl dieser sie einst als seine Verbündeten begrüßt hatte, zerfallen, endlich auch von Rom verdammt worden. Der Gegensatz, in welchem sich die Schriften der Partei mit dem Anspruch des römischen Stuhles, eine unbedingte Entscheidung in Glaubenssachen zu geben, befanden, während die Anfragen des französischen Hofes und Klerus die tiefste Ergebenheit athmeten, trug vielleicht mehr als ein anderes Moment dazu bei, die Verdammung zu bewirken. An der Ausführung dieser Sentenz nahm aber offenbar die französische Geistlichkeit und Regierung größeren Antheil, als der römische Hof. Als nach der Verdammung der fünf Sätze über Gnade und Prädestination die Anhänger Jansens die Behauptung aufstellten, ihr Meister habe dieselben gar nicht ausgesprochen, — so daß sie seiner Auffassung treu bleiben und doch auch die Verdammung gelten lassen könnten, — so ließ man es in den streng katholischen Niederlanden, wo Jansen ebenfalls eine zahlreiche Schule gegründet hatte, dabei bewenden, aber der französische Klerus erhob den ernstlichsten Widerspruch. Er faßte die Erklärung ab, die fünf Sätze seien in demselben Sinne von Jansen gelehrt worden, in welchem sie der Papst verdammt habe;[1] und setzte

[1] Propositiones ex libro Corn. Jansenii, cui titulus Augustinus, excerptas, ac in sensu ab eodem Cornelio intento, damnatas fuisse. Proc. Verb. IV. App. 69.

durch, daß die römische Curie diese Erklärung, die ihr Anfangs als eine Anmaßung erschienen war, in feierlicher Bulle bestätigte. Dadurch in seiner Feindseligkeit bestärkt, stellte der Klerus bereits im Jahre 1657 ein Formular auf, in welchem er die Identität der von Jansen gelehrten und von dem Papst verdammten Sätze behauptete, das von allen geistlichen Personen unterschrieben werden sollte. Die Regierung war vollkommen damit einverstanden. In einer königlichen Sitzung ward das Parlament vermocht, den Beschlüssen Gesetzeskraft zu geben.

So war in Frankreich ein legaler Standpunkt gewonnen, um die Jansenisten zu verfolgen; doch traf man lange keine ernstliche Anstalt, dieß zu thun. Erst nach dem pyrenäischen Frieden dachte Mazarin daran, nicht aus geistlichem Eifer, der ihm fern lag, sondern aus ganz anderen Rücksichten.

In mannigfaltiger Verbindung standen, wie wir wissen, die Jansenisten mit dem Cardinal Retz, in dem sie den rechtmäßigen Erzbischof von Paris sahen. Die Gründe, die derselbe für sein unverlierbares Recht anführte, stimmten mit ihrer eigenen hierarchischen Doctrin zusammen. Bei seinem Generalvicar hatten sie gegen die Anmuthungen der klerikalen Corporation Schutz und Rückhalt gefunden. Der große jansenistische Seelsorger Singlin war eben von dem Cardinal Retz zur Aufsicht über das Kloster Portroyal bestellt worden mit dem Rechte, den Nonnen Beichtväter nach seinem Gutdünken zu geben. Portroyal aber galt als die Citadelle des Jansenismus, sowohl seiner geistlichen als literarischen Thätigkeit. Wie schon öfter, so erschienen im Sommer 1660 einige neue Schriften unter dem Namen von Retz, höchst anzüglichen Inhalts gegen Mazarin und die Regierung, deren Abfassung man der jansenistischen Schule zuschrieb.

Ueberhaupt regte sich damals Retz auf mannigfache Weise und erschien noch einmal gefährlich. Von manchen feurigen Anhängern ist er aufgefordert worden, sich seiner geistlichen Ansprüche und der natürlichen Autorität, die ihm aus denselben erwachse, besser als bisher zu bedienen. Retz hatte nicht allein

Rom, er hatte auch Spanien und besonders den eben wiederhergestellten König Carl II., der sein persönlicher Gönner war, für sich. Auffallend, wie weit sich die combinirende Intrigue noch erstreckte. Man meinte unter anderm, daß Retz eine Vermählung zwischen Mademoiselle de Montpensier und Carl II. zu Stande bringen sollte, schon darum, um die Ehe dieses Königs mit einer portugiesischen Prinzessin zu verhindern. In Spanien legte man den größten Werth auf diesen Einfluß. Die Freunde des Verbannten in Frankreich bildeten sich ein, durch die junge Königin zum Nachtheile Mazarins wirken zu können.

Dessen Autorität war viel zu gut begründet, um hiedurch gefährdet zu werden: aber man begreift es, wenn er den Freunden und Anhängern seines Nebenbuhlers grollte, und wenn auf seinen Antrieb, noch in seinen letzten Lebenstagen, die Geistlichkeit von Frankreich aufgefordert wurde, die schon längst getroffenen Bestimmungen definitiv zur Ausführung zu bringen. Der König selbst mahnte, im Beisein des Cardinals, die Versammlung des Klerus dazu an; er hob das Motiv hervor, daß bei einer Spaltung dieser Art Störungen des öffentlichen Friedens im Reiche durch empörerische Geister und Mißvergnügte nicht ausbleiben könnten. Die Versammlung, die sich durch die in Paris eben anwesenden Prälaten verstärkte, in der Meinung, daß ihr das mehr das Ansehen eines Provinzialconcils gebe, zögerte nicht, diesem Verlangen Folge zu geben. Im Februar 1661 erneuerte sie die Publication des vor vier Jahren abgefaßten Formulars und forderte die Unterschrift desselben auf das Dringendste, in weitester Ausdehnung. Der König autorisirte die Bischöfe und die Erzbischöfe des Reiches seinerseits nicht allein, sondern er ermahnte sie, dazu die Hand zu bieten; in bestimmter Zeit sollten sie über den Erfolg ihrer Bemühungen Bericht erstatten.

Nun aber fand ein solches Beginnen nothwendig auch Widerspruch. Die jansenistisch gesinnten Bischöfe machten der Versammlung das Recht streitig, in Dingen dieser Art Satzungen

zu erlassen, — denn nicht dazu seien die Deputirten gewählt worden, — überhaupt aber verwarfen sie den Versuch, Diejenigen als Ketzer zu bezeichnen, von denen nur in Bezug auf eine Thatsache, welche nicht offenbar sei, der Glaube verweigert werde. Und in Wahrheit, welcher Anspruch der kirchlichen Gewalt könnte größer sein, als wenn sie die Behauptung, daß in einem Buche, das gewisse Sätze nicht förmlich enthält, auch deren Sinn nicht enthalten sei, zum Zeichen des Irrglaubens stempelte? Die Vicare des Erzbisthums von Paris hielten von vornherein nicht für gut, das Formular zur Unterschrift vorzulegen: in Bezug auf die darin ausgesprochene Thatsache forderten sie nur ehrfurchtsvolles Schweigen, so daß Niemand gegen dieselbe spreche oder schreibe.[1] Als sie aber endlich, hauptsächlich von Rom her, wo man ihnen schismatische Tendenzen Schuld gab, dazu genöthigt, den Nonnen von Portroyal jenes Formular vorlegten, setzten sich ihnen diese auf das Standhafteste entgegen. Sie sollten den Mann, nach dessen Namen man sie nannte, als einen Irrlehrer anerkennen: aber war nicht eben von ihm eine Erneuerung des geistlichen Lebens ausgegangen? Sie waren überzeugt, daß sie, ihm nachfolgend, vollkommen gute katholische Christinnen seien. Seine Lehren bildeten die Nahrung der religiösen Gemüther, sie erblickten ihn in ihren Träumen. Weit entfernt, nachzugeben, faßten sie vielmehr den muthigen Gedanken, daß es eben ihr Beruf sei, in dieser Sache festzuhalten; sie würden die Troßbuben des Fürsten Ahab sein, welche die Schlacht beginnen müßten. Bittere Gewaltsamkeiten wurden über sie verhängt, aber sie ließen sich durch keine Drohung schrecken, durch keine Mißhandlung beugen. Die Combination der äußern kirchlichen Ordnung mit politischer Feindseligkeit, auf der die Verfolgung beruhte, rief hier einen Widerstand des Geistes und der Religion hervor, der vielleicht zu Parteizwecken gemißbraucht

[1] „Tous demeurant dans le respect entier et sincère qui est dû auxdites constitutions sans prêcher, écrire et disputer en contraire.“

werden konnte, aber doch in seinen tieferen Antrieben von keiner Politik wußte.

Zu ihrem Glück trat alsdann ein Ereigniß ein, welches der Verfolgung das vornehmste Motiv entzog.

Der Cardinal Retz ließ sich, da er endlich erkannte, daß er keine Hoffnung habe, zur Verwaltung seines Erzbisthums jemals zugelassen zu werden, zur Verzichtleistung auf dasselbe bewegen. Er that dieß nicht ohne bedeutende Gegenbewilligungen. Er mußte für den Verlust des bisherigen Einkommens entschädigt, ein anderes sehr ansehnliches mußte ihm für die Zukunft gesichert, seinen Anhängern die Rückkehr nach Paris gestattet werden. Er nahm seinen Aufenthalt in Commercy und zeigte seitdem den entgegengesetzten Ehrgeiz, sich dem Könige zu nähern, ihm Dienste zu leisten. Nachdem aber Retz sich unterworfen oder doch gefügt hatte, welchen Sinn hätte es dann noch gehabt, Diejenigen zu bedrängen, denen der Zusammenhang mit ihm zum Verbrechen gemacht worden war? Die Verfolgung der Jansenisten hielt ein: man ließ sie wieder aufathmen.

Bald aber trat in den ewig gährenden Gegensätzen der Meinung und Doctrin auch wieder ein Moment hervor, das ihnen nützlich wurde: es lag in den alten prinzipiellen Differenzen zwischen der Krone und dem Papstthum, welche niemals lange vergessen bleiben konnten.

Die kirchliche Stellung des französischen Königthums erkennt man unter anderm, wenn man die Forderungen, welche die Stände von Artois aufstellten, als sie in den Verband des französischen Reiches gezogen wurden, und die Antworten, die ihnen der König darauf ertheilte, ins Auge faßt.[1] Die Forderungen waren: Ausschließung der Protestanten aus der Provinz, Befolgung der tridentinischen Beschlüsse, Anerkennung des Rechtes der Präsentation der geistlichen Corporationen zu den vacanten

[1] Requête des états d'Artois au roi avec ses réponses. Depping I, 508, Nr. 9.

Stellen. Der König bewilligte das erste, aber weder das zweite, noch vollends das dritte, da es dem Concordat von Franz I. und der in Sachen des Concils noch immer widerstrebenden Haltung, welche die französische Krone behauptet hatte, entgegenlaufen würde. Für die Protestanten empfand Ludwig XIV. keine Sympathie, aber in Bezug auf die Besetzung der kirchlichen Stellen, so wie auf die in Frankreich nicht wie in andern katholischen Ländern angenommenen kirchlichen Satzungen suchte er ferner die Ausnahmestellung, welche seine Vorfahren erworben, festzuhalten. Ultramontan gesinnt waren der König und sein Conseil mit nichten.

Da geschah nun, daß im Jahre 1661 im Jesuitencollegium zu Paris die Thesis aufgestellt und vertheidigt wurde, eben in engstem Bezug auf die obschwebenden Streitigkeiten, daß der Papst auch in Fragen über Thatsachen unfehlbar sei, so gut wie in andern, denn von dem göttlichen Stifter der Religion sei die ihm eingeborne Unfehlbarkeit auf den heiligen Petrus und dessen Nachfolger übertragen worden: der religiöse Glaube selbst rechtfertige daher die Annahme, daß die verdammten Propositionen in der That von Jansenius behauptet worden seien. Schon früher waren in einer zu Metz erschienenen Streitschrift die höchsten Vorstellungen von der dem römischen Stuhle zukommenden Autorität erneuert worden. Der Sohn Gottes, ward darin gelehrt, habe dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern die Gewalt, die ihm mit seinem ewigen Vater gemein sei, mitgetheilt; der Papst täusche Niemand, er werde auch von Niemand getäuscht; er sei die Regel des Glaubens, in allen Glaubensstreitigkeiten der unbedingte, einzige Richter: nur ein Ketzer könne behaupten, daß der Papst an ein Concilium gebunden sei.[1] In dieser Zeit der aufblühenden Naturwissenschaft hatte der über Galilei ergangene verurtheilende Richterspruch einen unermeßlichen Eindruck gemacht und die Geister in Aufregung

[1] Vernant: La défense de l'autorité de N. S. P. le Pape, Metz 1658.

gesetzt. Kraft der Unfehlbarkeit auch in thatsächlichen Fragen erschien derselbe den jesuitischen Schulen vollkommen gerechtfertigt. In dem Collegium von Clermont ward im Jahre 1662 eine Thesis verfochten, in welcher dieses Urtel gerühmt und die Autorität der Inquisition in ausschweifenden Ausdrücken gepriesen ward. Den Blitzen des Vaticans ward eine von den Lehren der Schrift beinahe unabhängige Gewalt zugeschrieben.[1]

Wenn Behauptungen solcher Art schon an sich großen Anstoß gaben, — wie sie denn von den Jansenisten als eine neue Ketzerei bezeichnet wurden — so mußten sie verdoppelte Bewegung in einer Zeit erregen, wo in der Irrung über die Corsen der offene Ausbruch eines politischen Haders zwischen dem König und der Gewalt, deren Autorität so über alle und jede Beschränkung erhoben ward, hinzugekommen war. Man bemerkte, daß diese Grundsätze leicht auch zu einer Ausdehnung der päpstlichen Gewalt über die Staaten benutzt werden könnten, in gewissen Fällen werde der Papst das Verfahren der Fürsten vor sein Gericht ziehen dürfen.[2] Das seien eben die Lehren, durch welche die Monarchie so oft erschüttert worden, sie seien im Widerspruch eben sowohl mit den Aussprüchen der heiligen Schrift, als mit den Fundamentalgesetzen von Frankreich. Alles fühlte sich beleidigt: das Parlament, dem man die Inquisition zur Seite setzen zu wollen schien, der Klerus, dessen Recht, in Glaubensstreitigkeiten zu richten, in Zweifel gezogen ward, die Sorbonne selbst, in so fern man die alte Theorie von der Superiorität der Concilien über das Papstthum als einen ihr eigenthümlichen Lehrsatz ansah; vor Allem die Krone. Ludwig XIV. war weit entfernt davon, einer Manifestation der gallicanischen Grundsätze in den Weg zu treten, wie einst Maria Medici; er begünstigte sie vielmehr. Gerade deßhalb, um bei ihm nicht in

[1] Thesis Claremontana: cujus censurae autoritas ut nulla sit apud audaciores aliquot mathematicos quam religiosiores, magni tamen ponderis est etc. Argentré III, 93.

[2] Avis de Mrs les gens du roi. Argentré III, 115.

den Verdacht abweichender Gesinnungen zu gerathen, faßte die Sorbonne dieselben in sechs Sätze zusammen, die sie feierlich annahm. Sie erklärte darin: wie es immer ihre Lehre gewesen, daß der allerchristlichste König außer Gott in weltlichen Dingen Niemand über sich erkenne, so halte sie daran unverbrüchlich fest; dem Papst stehe in diesem Bezug auch nicht einmal eine indirecte Autorität zu; die Unterthanen von dem Gehorsam gegen den König loszusprechen, sei unter keinem Vorwand erlaubt, auch den Freiheiten der gallicanischen Kirche dürfe der Papst nicht zu nahe treten, z. B. die Bischöfe derselben eigenmächtig absetzen, er stehe nicht über dem Concilium, ohne die Beistimmung der Kirche sei er nicht unfehlbar. Das Parlament empfing die Abgeordneten, die ihm diese Erklärung überbrachten, mit lebhafter Beistimmung, trug dieselbe in ihre Bücher ein und verbot die entgegengesetzten Behauptungen in dem ganzen Bezirk seiner Gerichtsbarkeit. Es wünschte der Facultät Glück, daß sie, einer mächtigen, hauptsächlich aus Mönchen bestehenden Cabale zum Trotz, den Weg Gersons und der erleuchteten Alten einhalte. Der König selbst übersah jede Schwankung, die etwa im Schooße der Facultät vorgekommen war, und stellte ihr das Zeugniß aus, daß sie zu allen Zeiten die beste Stütze der Religion und der gesunden Lehre gewesen sei; er verordnete die Bekanntmachung ihrer neuesten Declaration und das Verbot aller derselben entgegenlaufenden Lehren auch in den Bezirken der übrigen Parlamente, denn er wolle, daß die Meinungen seiner Unterthanen in jenen Punkten vollkommen gleichförmig seien.[1] So bildete sich auf dem Boden der alten Grundsätze der gallicanischen Kirche eine sehr lebendige Vereinigung der con=

[1] Déclaration du roi, qui ordonne que les six articles de la faculté de théologie de Paris touchant la souveraineté des rois et le pouvoir des évêques soient lus, publiés et enregistrés dans tous les parlemens justices jurisdictions et universités du royaume avec défenses de lire, dire, ou enseigner rien qui y soit contraire. Du 4 août 1663. Argentré III, 93.

stituirten Gewalten des Königreichs gegen die hierarchischen Doctrinen. Seit dem Concordat waren sie niemals so vollkommen einverstanden gewesen. Die ultramontanen Meinungen wurden von allgemeiner Ungunst betroffen. An der Universität verloren die Jesuiten den Einfluß, den sie sich während der letzten Streitigkeiten verschafft hatten, wieder; ihre casuistische Moral ward durch förmlichen Beschluß der Sorbonne getadelt; ihre Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes als eben so gefährlich für die Kirche wie für den Staat bezeichnet; denn gerade durch Uebertreibung der Idee von der päpstlichen Gewalt sei der Abfall der Protestanten veranlaßt worden, stärkere Uebertreibungen derselben aber habe es nie gegeben; durch eine Art von Sacrilegium werde ein Mensch der Gottheit gleich gestellt.[1] Ungefähr dasselbe, was von Anfang an gegen die Jesuiten gesagt worden war, wurde diesen jetzt von einer Seite her, mit der sie bisher in Verbindung gestanden hatten, zum Vorwurf gemacht.

Schon diese Wendung der Dinge mußte nun wohl den Jansenisten zu einem gewissen Vortheil gereichen.

Das Parlament selbst macht die Bemerkung, der Partei, welche die fünf jansenistischen Sätze vertheidige, werde nichts mehr Beifall verschaffen als die Meinung, daß das über sie ausgesprochene Anathem die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes bestätigen würde, die dem Ansehen der Concilien und der Kirche entgegenlaufe.[2]

Wenn man dennoch dabei blieb, die Unterschrift des Formulars zu fordern, so geschah es nicht deßhalb, weil sich der unfehlbare Papst darüber ausgesprochen, sondern weil die

[1] Les pernicieuses conséquences de la nouvelle hérésie des Jésuites contre le roy et contre l'estat: par un avocat en Parlement. Flugschrift von 1662, geschrieben 1662.

[2] Rien ne leur concilieroit tant de protection que l'opinion, — que l'anathème prononcé contre eux pût rendre le pape infaillible et lui attribueroit une nouvelle puissance à la diminution de celles des conciles et de l'église universelle. Avis de M[rs] les gens du roi. Argentré III, 124.

französische Kirche ihm beigestimmt habe. War doch in diesem Falle das Urtheil des Papstes wirklich von den gallicanischen Bischöfen sogar erst provocirt worden.

Auch diese Modification sollte den Jansenisten sehr beschwerlich fallen. Endlich ward der Friede zwischen König und Papst wieder hergestellt, auch die Schwierigkeiten, die einer regelmäßigen Verwaltung des Erzbisthums Paris im Wege gestanden hatten, beseitigt; der frühere Lehrer des Königs, Hardouin de Perefixe, den man aus einer wohlgeschriebenen Biographie Heinrichs IV. kennt, konnte nun das ihm von seinem Zögling übertragene Erzbisthum antreten; im April 1664 empfing er seine Bestätigungsbulle. Der gewandte, chevalereske, dem Hofe so eng verbundene Erzbischof hielt es gleichsam für eine Ehrensache, die Ordnung und Einheit in seiner Diöcese vollkommen herzustellen, den jansenistischen Streit, der in derselben seinen vornehmsten Sitz hatte, zu Ende zu bringen, namentlich die Nonnen von Portroyal zunächst in der Stadt zur Unterschrift des Formulars zu vermögen. Er meinte den Widerstrebenden auf halbem Wege entgegenzukommen, wenn er nicht ihre Unterwerfung aus einem eigentlich religiösen, göttlichen, sondern nur ihr Einverständniß aus menschlichem Glauben forderte.[1] Alle jene weitaussehenden Folgerungen, die man aus der Unfehlbarkeit ableitete, wurden damit abgeschnitten. Der Erzbischof betrachtete die Sache nur aus dem Gesichtspunkt des Gehorsams, den seine Diöcesanen in Dingen dieser Art ihm schuldig seien.

Gar Manche fanden sich durch diese Erläuterungen bewogen, das Formular zu unterschreiben; bei den Nonnen von Portroyal, auf die es dem Erzbischof vor Allem ankam, fand aber seine Forderung auch dann noch energischen Widerstand. Die Nonnen antworteten, es sei ihnen unmöglich, zu beurtheilen, ob gewisse Ketzereien in der lateinischen Schrift eines katholischen

[1] Que l'église n'exigeoit à l'égard du fait de Jansenius qu'un acquiescement de foi humaine. Gerberon III, 96.

Bischofs enthalten seien; durch eine Unterzeichnung des Formulars würden sie Zeugniß in einer Sache abgeben, welche streitig sei: ihr Gewissen würde dadurch beschwert werden.

Der Erzbischof sah darin einen Act weniger der Ueberzeugung als der Halsstarrigkeit, er traute sich zu, dieselbe durch persönliches Eingreifen beugen zu können; da er sich darin getäuscht sah, schritt er zu Zwangsmaßregeln; er schloß die Nonnen vom Genuß des Sacramentes aus; ihrer zwölf, von welchen die Andern verleitet würden, ließ er aus dem Kloster in der Stadt entfernen und führte eine andere Oberin ein, aber es war Alles vergebens; die Verbannten und die Zurückgebliebenen wetteiferten in standhaftem Bezeigen. Was aber die Jansenisten zu Grunde richten sollte, kam ihnen zu Statten. Da der Erzbischof eine spirituelle Grausamkeit an den Tag legte, die nicht gerechtfertigt erschien, so wandte sich die öffentliche Theilnahme um so mehr den von ihm Verfolgten zu.

Man zog sogar in Zweifel, ob sein Verfahren rechtmäßig sei. Denn nicht die Kirche mache die Distinction, welche er vorbringe, sondern sie sei seine eigene Erfindung; wolle aber jeder Bischof auf seine eigene Hand verfahren, was sollte aus der Kirche überhaupt werden? Sie würde in unabhängige Genossenschaften zerfallen, wie die Congregationen der Independenten.

Andere gingen zu der Behauptung fort, daß ein Recht, über Thatsachen ein unfehlbares Urtheil zu fällen, nicht einmal der versammelten Kirche zustehe, geschweige denn dem Papst allein. Nur auf die Lehren der Offenbarung erstrecke sich die der Kirche zugetheilte Unfehlbarkeit, ihr Ausspruch über andere Thatsachen könne zu keinem innerlichen Glauben verpflichten, nicht mehr habe sie da zu fordern als ein ehrerbietigs Stillschweigen. In diesem Sinne drückte sich der Bischof von Alet mit großem Nachdruck aus;[1] seine alte Autorität trug dazu bei, seiner Erklärung Ansehen und Nachfolge zu verschaffen, drei

[1] Mandement de Nicolas évêque d'Alet, 1. Juli 1665.

seiner Amtsbrüder gesellten sich ihm unumwunden bei: Caulet von Pamiers, Arnauld von Angers, Choart von Beauvais; viele andere verriethen ähnliche Meinungen.

Papst Alexander VII., von seinem Recht überzeugt und in der Erwartung, daß König und Klerus sich in dieser Sache nicht von ihm trennen könnten, ernannte eine Commission von neun Bischöfen, nicht etwa um die Widerstrebenden vor Gericht zu stellen, denn dessen schien es in einer offenbaren Sache nicht zu bedürfen, sondern um sie zu einfacher Annahme des Formulars, im Nothfall selbst durch Zwangsmaßregeln zu nöthigen. Er schien mit der französischen Kirche verfahren zu wollen wie der Erzbischof Perefixe mit seiner Diöcese..

Aber selbst auf die von ihm ernannte Commission konnte er hiebei nicht mit Sicherheit zählen. Die Zeiten einer unbedingten Unterwürfigkeit, wo der Papst bei den Bischöfen und die Bischöfe bei ihren Diöcesanen keinen Widerspruch mehr finden, waren auch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht gekommen; das religiöse Leben selbst, das sich in freien Richtungen bewegte, machte ein solches System des stummen Gehorsams unmöglich.

Der Bischof von Alet säumte nicht, der Corporation des französischen Klerus die Gefahren vorzustellen, welche ein so eigenmächtiges, dem Herkommen in Frankreich widersprechendes Verfahren über Alle und über einen Jeden bringen könne. Seine Anmahnung traf eben einen Punkt, für den sie sehr empfindlich waren.[1]

Denn auch nach jenem Frieden zwischen Papst und König war der Hader zwischen dem römischen Hofe und den gallicanischen kirchlichen Gewalten fortgegangen. In einer Bulle, die gegen die Manifestationen der Sorbonne gerichtet war, hatte der Papst den Bischöfen verboten, dieselben zu billigen, ja auch

[1] Auszug aus dem procès verbal, 13. August 1668. (Coll. de Pr. V. IV. 913.)

nur zu citiren, und sich das Urtheil über die darin berührten Fragen ausschließend vorbehalten: die Bischöfe beklagten sich, daß er, allem kanonischen Recht zuwider, ihnen auch nicht einmal die erste Instanz in Sachen des Glaubens und der Moral lassen wolle.[1] So lebendig wie jemals wurde der Anspruch, den der Charakter des Bisthums den Trägern desselben verleihe, in der Versammlung des Klerus von 1665 und 1666 hervorgehoben. Von Anfang an, sagte sie, habe der heilige Geist die Kirche durch die Concilien, vor Allem durch die Bischöfe regiert und die Einheit des Glaubens erhalten; kehre man zu diesem Institut zurück, so werde sich auch die Gnade, welche auf dem bischöflichen Charakter ruhe, erneuern. Das wieder erwachte Studium der alten Kirchengeschichte, wo von keiner Monarchie der Päpste die Rede ist, gab ihnen neue Argumente für ihre unabhängige Würde an die Hand. Von dem König forderten sie zunächst die Wiederherstellung von Provinzialconcilien; der Klerus, sagten sie ihm, sei, wie die freieste Körperschaft in seinem Reiche, so auch die ihm am meisten ergebene, sie bringe ihm die reichsten Geschenke dar; aber er werde dagegen auch ihre Vorrechte beschützen und dem Sinne gemäß, den er in allen Dingen bewähre, ihre rechtmäßige Autorität erneuern.[2]

Dieß Gefühl der Selbständigkeit regte nun der Bischof von Alet an; Jedermann stimmte ihm bei, obwohl er nach und nach entschieden für den Jansenismus Partei ergriffen hatte. Aber waren nicht die Lehren St. Cyrans von Anfang an darauf berechnet gewesen, das Bisthum wieder zu einem Bewußtsein seiner ursprünglichen Bedeutung zurückzuführen? Der Jansenismus kehrte auf das Moment zurück, von dem er ausgegangen war.

Auch die Krone aber hatte von dieser Richtung des Geistes nichts mehr zu besorgen, da sie auf die Ergebenheit der Bischöfe zählen konnte. Diese beiden Gewalten, die königliche und die

[1] Rede des Bischofs von Amiens 12. Januar 1666 (ib. 973).

[2] Remonstrance du clergé. Mém. de Cosnac II, 260.

bischöfliche, verfolgten wie durch geheimes Einverständniß ein gemeinschaftliches Ziel. Wie sie die letzten Aeußerungen der päpstlichen Infallibilität hervorgerufen, so wiesen sie dieselben nun, da sie ihnen beschwerlich wurden, durch gemeinsamen Widerstand zurück. Nach der Wendung, welche die Dinge genommen hatten, fühlten sie sich eher den Jansenisten, die in einer ihrer ursprünglichen Bestrebungen ihnen zu Hülfe kamen, verbunden, als dem Papstthum.

Man hörte den König selbst vom Bischof von Alet mit vieler Hochachtung reden.[1] Er duldete, daß in seiner Umgebung Mitgliedern der höhern Geistlichkeit, die mit den Jansenisten in literarischer Feindseligkeit waren, ohne ihnen in Gelehrsamkeit gewachsen zu sein, Anzüglichkeiten gesagt wurden. Mit der Einwirkung ihrer Moral und Ascetik auf einige Damen der königlichen Familie war er höchlich zufrieden: er sprach seine Billigung über die Haltung und Frömmigkeit der Herzogin von Longueville und der Prinzessin von Conti aus; er selbst hatte Momente frommer Anwandlung, in denen er einen Seelenzustand, wie der ihre war, beinahe beneidete. „Ich wollte," so hörte man ihn sagen, „ich wäre bekehrt, ich wollte einen meiner Arme darum geben."

Für Frankreich bedurfte es unter diesen Umständen nur einer Form, um den weniger durch die jansenistischen Meinungen selbst, als durch die Verdammungen derselben gestörten Kirchenfrieden wieder herzustellen.

Nach dem Tode Alexanders VII. (Mai 1667) zeigte sich eine Gelegenheit, dieß auch mit Einwilligung des römischen Stuhles zu erreichen. Der Nachfolger Alexanders, Clemens IX. Rospigliosi, war ein Mann von Mäßigung, Friedensliebe und Milde. Wie er damit begann, den Frieden zwischen Portugal und Spanien zu vermitteln, vor Allem um die portugiesischen Bisthümer regelmäßig besetzen zu können, wie er sich dann bei der Paci-

[1] Des Lyons bei Reuchlin II, 327.

fication zwischen Frankreich und Spanien Gehör und vielleicht Einfluß verschaffte, so erwartete man auch in dieser vorzugsweise kirchlichen Angelegenheit alles Entgegenkommen von ihm. Die Herzogin von Longueville schrieb ihm unmittelbar nach seiner Erhebung zu Gunsten der zerstreuten und mißhandelten Nonnen von Portroyal, deren ganzes Verbrechen in ihrer zarten Gewissenhaftigkeit bestehe, „in der Scheu," wie eine ihrer Freundinnen sich ausdrückte, „von einem Buche, das in einer fremden Sprache geschrieben und ihnen unverständlich sei, nicht behaupten zu wollen, daß es gewisse Lehrsätze enthalte." In den Ausdrücken feurigster katholischer Hingebung, im Namen Dessen, den er auf Erden darstelle, beschwur die Herzogin den Papst, sein väterliches Mitleiden den Verfolgten zuzuwenden.[1]

Aus der Mitte der Bischöfe erhob sich eine Stimme, welche die Behauptung ihrer vier verurtheilten Mitbrüder, daß die Kirche die menschlichen Thatsachen nicht mit voller Gewißheit bestimme, für die Lehre der ganzen Kirche erklärte. Neunzehn Bischöfe unterzeichneten ein Schreiben an den Papst in diesem Sinne; dem Könige selbst stellten sie vor, daß es für den Dienst seiner Vorfahren oft ersprießlich gewesen sei, dem Hofe zu Rom keinen blinden Gehorsam zu leisten.

In Rom erkannte man den ernsten Charakter dieser Angelegenheit. Man wollte bei funfzig Mitglieder des Klerus zählen, welchen die Sache der vier Bischöfe als ihre eigene erscheine: mehrere Mönchsorden seien ihrer Meinung, der größte Theil der Doctoren, die Mitglieder des Parlaments;[2] der Schutz einiger Prinzessinnen und die Hochachtung, welche die Minister des Königs für sie empfinden, mache sie stark. Auch der Nachtheil ward in Betracht gezogen, welchen die in dieser Angelegen-

[1] Auszug bei Villefore II, 99.

[2] Relatione di diversi negozi trattati di M^{sgr} P. Bargellini Bolognese nella sua nunciatura. (Brit. Museum) I. 4 vescovi tirarono nei loro sensi la maggior parte dei dottori della sorbonna, dei parlamenti del regno et degli stessi regolari.

heit ungezügelte Presse der päpstlichen Autorität zufüge.[1] Der Papst beschloß, die Sache nicht weiter gehen zu lassen, und sandte einen friedfertig gesinnten, versöhnlichen Mann, Pietro Bargellini, als Nuntius nach Frankreich.

Von den französischen Prälaten waren es der Erzbischof Gondrin von Sens, der zu Zeiten zurückgesetzte, jetzt wieder hervorgezogene alte Verfechter der bischöflichen Autonomie, der Bischof von Laon, Cesar von Estrées, der Sohn des Marschalls dieses Namens, der in ähnlichen Zerwürfnissen öfter die Sache von Frankreich geführt hatte, und der Bischof Vialart von Chalons, welche mit dem Nuntius in Unterhandlung traten. Dieser schreibt dem Bischof von Laon den größten Antheil zu, denn auf den habe der Papst sein besonderes Vertrauen gesetzt. Vialart stand durch den religiösen Eifer, mit dem er seine Diöcese verwaltete, den vier Bischöfen besonders nahe; er hatte jenes vertheidigende Schreiben an den Papst abgefaßt. Und, wie früher so oft, auch diese Sache ward nicht ohne Mitwirkung der Damen geführt. Wir hören, daß die vermittelnden Prälaten sich in dem Hause der Herzogin von Longueville, welche einigen verfolgten jansenistischen Lehrern eine Zuflucht bei sich gewährt hatte, mit diesen zusammenfanden; die Herzogin und ihre Freundin, Marquise von Sablé, erwarben sich das Verdienst, den zuweilen aufflammenden Gegensatz der Gelehrten zu mäßigen und namentlich Arnaulds Feder im Zaum zu halten.[2]

Die Aufgabe war, dem religiösen Gewissen genugzuthun und doch die päpstliche Ehre zu retten. Die Vermittler vereinigten sich endlich zu der Auskunft, daß die Bischöfe das Formular von den Geistlichen ihrer Diöcesen unterzeichnen lassen,

[1] Nel tempo in cui versavano le accennate risolutioni fu data alle stampe una quantità grandissima di libri et altre scritture piene di propositioni heretiche et ingiuriose alla santa sede, e molto particolarmente all' autorità pontificia (ibid.).

[2] Cousin, La Marquise de Sablé. Zuerst in der Revue des deux mondes 1854, Avril, 18.

aber zugleich erklären sollten, nur in Bezug auf das Dogma seien sie gemeint, Glauben von ihnen zu fordern, in Beziehung auf die Thatsachen dagegen lediglich ehrerbietige und stillschweigende Unterwerfung. Der Erzbischof und der Nuntius vereinbarten einen Brief, welchen die vier Bischöfe alsdann an den Papst erlassen sollten.

Es kostete einige Mühe, — namentlich waren Sendungen nach Alet an Pavillon erforderlich — um die vier Bischöfe zur Annahme dieser Auskunft und dann des Briefes zu vermögen. Indem sie einwilligten, setzten sie noch die Bedingung fest, daß der Friede nicht allein den Geistlichen, sondern auch den Gelehrten und den Nonnen zu gute kommen solle. Der Nuntius war zu Allem bereit, überzeugt, daß der König eine Verdammung der vier Bischöfe sehr ungern gesehen haben würde;[1] durch seine Darstellung der Sachlage wirkte er auf die Beschlüsse von Rom wesentlich ein; man trug in Rom kein Bedenken, zur Aussöhnung die Hand zu bieten. Der Papst bezeugte den Bischöfen seine Zufriedenheit mit ihrem Schreiben. Das Breve, worin er das aussprach, ist vom 28. September 1668: es ist der Act, durch welchen man den Frieden für wiederhergestellt ansehen konnte.

Die fünf Sätze waren und blieben verdammt, Niemand hätte wagen dürfen, ihren Wortlaut gegen den römischen Stuhl zu verfechten; aber ob damit der Sinn der jansenistischen Haupturkunde, des Buches Augustinus, und die Ansicht der Anhänger desselben getroffen sei, blieb unentschieden. Man verdammte nicht mehr die fünf Propositionen als den Sinn des Jansenius enthaltend, wie Rom gefordert hatte, sondern den Sinn, welchen der apostolische Stuhl in den fünf Sätzen verworfen habe. Die Jansenisten hielten die Lehre von der wirksamen Gnade nach

[1] Relatione: il vero desiderio di S. M. fu che non si venisse alla condannatione de' 4 vescovi. Bei Villefore wird der Inhalt einer Depesche des Nuntius angegeben, welcher wahrscheinlich ist, doch ist unsere Relation authentischer.

wie vor fest, die Richtung, welche ihre Askese und ihre Theologie genommen, verfolgten sie auch ferner; der Friede bestand darin, daß sie dieß durften, ohne mit der Kirche zu zerfallen.

Irre ich nicht, so ist diese Abkunft ein überaus bedeutendes Ereigniß in der Geschichte der katholischen Kirche. Der Anspruch der päpstlichen Gewalt, über die Dinge, welche den Glauben nicht unmittelbar berührten, mit absoluter Autorität zu entscheiden, ward durch den Widerstand einiger armen, in einem bestimmten Fall in ihrem Gewissen geängstigten Nonnen, durch ein paar Doctoren und Bischöfe, welche den Muth hatten, nicht ohne persönliche Gefahr zu widerstreben, noch einmal zurückgewiesen. Seit mehreren Jahrhunderten war es die Tendenz der Kirche, den Kreis der Rechtgläubigkeit immer enger zu ziehen; dießmal behauptete sich eine abweichende Ansicht auch nach schon geschehener Entscheidung, ohne daß sie der Ketzerei geziehen werden durfte. Das unbedingte Gebot, das bisher jeden Widerspruch mit eiserner Hartnäckigkeit vernichtet hatte, ward einmal in seinem engern Kreise nicht vollkommen Meister.

Zunächst kam das nun den bisher Verfolgten zu Statten. Anton Arnauld ward nicht allein von dem Nuntius, sondern sogar von dem König mit Güte empfangen. Bargellini sagte ihm einiges Schmeichelhafte über seine schriftstellerischen Talente, seine goldene Feder. Der König wollte keine Entschuldigung wegen des Vergangenen annehmen, denn davon sollte man nicht mehr reden noch schreiben. Er hatte jetzt kein Bedenken mehr, Pomponne in den wichtigsten Sentenzen zu brauchen; nach dem Tode Lyonne's übertrug er ihm die Leitung der auswärtigen Geschäfte.

Der Erzbischof von Paris fügte sich als gewandter Weltmann in das Geschehene. Er bat selbst den König, dem Neffen Arnaulds, Sacy, Schüler St. Cyrans, der seit ein paar Jahren in der Bastille schmachtete, seine Freiheit zurückzugeben. Indem er sich mit einer Erklärung, wie sie die Nonnen von Portroyal mit ihrem Gewissen vereinbar fanden, begnügte, bewirkte er

ihre vollkommene Unterwerfung; das Kloster auf dem Lande ward ihnen zurückgegeben.

In der katholischen Welt ward es der Schule von Portroyal zu besonderem Ruhme angerechnet, daß sich der Marschall Turenne durch eine ihrer Schriften bewogen fühlte, wozu ihn freilich manche Gründe ganz anderer Art drängten, die protestantische Kirchengemeinschaft zu verlassen und der katholischen wieder beizutreten.

Ueberhaupt gereichte den Protestanten diese Erneuerung des Friedens zwischen den beiden Parteien, von denen sie wetteifernd angegriffen wurden, und besonders die immer engere Verbindung zwischen Klerus und Königthum eher zum Nachtheil als zum Vortheil: aber auch sie erlangten doch im Jahre 1669 einige Zugeständnisse, die ihnen noch möglich machten, in Frankreich auf ihre Weise zu leben.

Es war noch ein Moment gekommen, der, frei von eigentlicher Verfolgung, allen Parteien eine eigenthümliche Entwickelung gestattete: das geistige Leben der Nation bewegte sich bei aller Tendenz zur Einheit in einer gewissen Mannigfaltigkeit und Freiheit. Es ist wohl hier der Platz, wo wir seiner größten Hervorbringung, der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, gedenken mögen.

Sechstes Capitel.

Ansicht der Literatur.

Die Meister der klassischen Studien, welche das siebzehnte Jahrhundert erlebten, fürchteten deren Untergang von dem unaufhaltsamen Emporkommen der Jesuiten in Frankreich, das sie vor Augen sahen. Den Correspondenzen von Scaliger und Casaubonus gibt diese Besorgniß einen dunkeln Hintergrund. Wir berührten, aus welchen Rücksichten der innern Politik Cardinal Richelieu die Jesuiten nicht vollkommen Herren des Unterrichts werden ließ, aber die Sorbonne, die er neben ihnen aufrecht erhielt, war den freien klassischen Studien um nichts günstiger: sie hat dieselben immer von aller officiellen Berechtigung auszuschließen gewußt. Wie Scaliger schon früher, so verließ Casaubonus nach dem Tode Heinrichs IV. Frankreich. Für gelehrte Studien in ihrem Sinne war kein Boden mehr daselbst.

Als ihr vornehmster Nachfolger und Fortsetzer angesehen zu werden hat Niemand größeres Recht, als Claude Saumaise, Abkömmling einer parlamentarischen Familie der Bourgogne, von dem seine Freunde rühmen, er habe Alles gelesen, wisse Alles, lehre Alles; aber da er ein Protestant war, konnte er in Frankreich kein Fortkommen, wie er es wünschte, finden: Marillac versagte ihm die Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters im Parlament von Dijon. Er wandte sich nach Holland, wo damals die universale Gelehrsamkeit, die von dem Begriff des Alterthums aus alle Gebiete des Wissens zu umfassen strebte,

ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Mit philologischen Arbeiten über alte Historiker, Geographen, Epigrammatiker, bei denen es ihm jedoch mehr auf Eröffnung neuer Gebiete, als auf Form und Genauigkeit ankam, verband er andere, die einzelne schwebende Fragen, wie die Zulässigkeit von Darlehen zugleich auf Pfand und Zinsen, öfter aber die großen Controversen der Zeit betrafen; den ursprünglichen Umfang der päpstlichen Gewalt, die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen, den Proceß und die Hinrichtung Carls I. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts behauptete er, wie Manches man auch an ihm tadeln mochte, das Prinzipat der Gelehrsamkeit in der europäischen Welt und nahm es mit unverhohlenem Selbstgefühl in Anspruch. Nach Frankreich zurückzukehren, dazu riethen ihm, trotz glänzender Anerbietungen, die ihm geschahen, selbst seine Freunde nicht, denn an dem königlichen Hofe würde er, da der König seinen Beichtvater aus dem Orden der Jesuiten nahm, immer einen Gegner haben.

Wie das anerkannteste Talent für allgemeine Gelehrsamkeit, so brachte Frankreich auch den originalsten philosophischen Geist des Jahrhunderts hervor: Réné Descartes; aber auch dieser, wiewohl Katholik, fand doch den Aufenthalt in Frankreich nicht rathsam.

Descartes soll gesagt haben, die Luft von Paris verhindere das abstracte Denken: ihn wenigstens würde die dortige Geselligkeit, in die er mannigfach verflochten war, daran gehindert haben; er zog Amsterdam mit allem seinem kaufmännischen Lärmen vor, weil sich da Niemand um ihn kümmerte.

Es hat wohl keinen Philosophen gegeben, dem man mehr Benutzung fremder Lehrmeinungen nachgewiesen und der dabei, nicht mit Unrecht, mehr auf seine Originalität bestanden hätte, als Descartes. Es war die Zeit, in welcher neben den Lehren des Aristoteles, über die unter den Aristotelikern selbst verschiedene Auffassungen sich hervorthaten, auch andere Systeme des Alterthums erneuert worden waren, wie denn in England

die platonischen, in Italien die parmenideischen Ideen, in den spanischen Niederlanden die Doctrinen der Stoa, in Frankreich die Ansichten der Skeptiker herrschten. In Deutschland fanden sich Gelehrte, die ihren eigenen Weg suchten. Von alle dem war nun Descartes, wie man bis ins Einzelne nachweisen kann, berührt und angeregt, aber er fand doch keine Befriedigung, als wenn er von Allem abstrahirte. Dazu eben gehörte für ihn vollkommene Ungestörtheit, welche sich zu erhalten er einen besondern Scharfsinn aufwandte; die Fremde war ihm dazu dienlicher als das eigene Land. Zurückgezogen, ja verborgen und mit sich selbst umgehend, bildete er sich ein eigenes System aus, in welchem das, was er von Andern in sich aufnahm, vor der Macht seiner Aneignung verschwand. Sein Grundgedanke: ich denke, darum bin ich, mag aus Augustinus stammen, aber bei ihm ward er das Prinzip eines großen und neuen Systems. Descartes war der Erste, der die Wahrheit aus dem Selbstbewußtsein des subjectiven Geistes ableitete. Er bildete eine Lehre aus, welche durch ihren Gegensatz gegen die damals verbreitetsten Ansichten der philosophischen Schulen, die Doctrinen über die verborgenen Qualitäten, die Endursachen, das Leere, durch den Scharfsinn ihrer Ausführung und ihre rationalistische Tendenz ein sehr wirksames Ferment der geistigen Bewegung der neueren Jahrhunderte geworden ist. Ich glaube nicht, daß Descartes, wäre er in Paris dazu gekommen, sein System aufzustellen, bei dem scharfen Wächter der Rechtgläubigkeit, Pater Joseph, mehr Gnade gefunden hätte, als St. Cyran. Richelieu wünschte ihn so gut wie Saumaise, ihres Ruhmes wegen, in Paris zu sehen, aber auch Descartes hätte sich da schwerlich behaupten können. Der allgemeine Zweifel, von dem er ausgeht, die Behauptung, daß der Philosoph vor keiner Consequenz seiner Ansichten zurückschrecken dürfe, daß man die bisherigen Beweise vom Dasein Gottes nicht anzuerkennen habe, erschienen sofort als ebenso viele Gottlosigkeiten. Später hat König Ludwig XIV. ein förmliches Verbot der cartesianischen Lehre ausgesprochen:

der Erzbischof von Paris überbrachte es der Sorbonne, die es mit Freuden empfing.

Nicht aus einer freien Theilnahme an den Fragen, welche den europäischen Geist beschäftigten, ging die Entwickelung der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert hervor: sie erhob sich auf dem in der Kirche, dem Staat und der Gesellschaft gelegten Grunde.

Ihr Charakter manifestirt sich vor Allem in ihren großen Hervorbringungen auf dem Gebiete der Poesie.

Im sechzehnten Jahrhundert war der französische Genius von der Mannigfaltigkeit der antiken oder antikisirenden Formen gleichsam überwältigt worden; das siebzehnte begann mit einem Mann, der alles Fremde grundsätzlich vermied, selbst das Vorbild der italienischen Meister, die bisher so viel Eingang gefunden hatten. Franz Malherbe, denn der ist es, von dem wir reden, besaß vor Allem ein angebornes Gefühl für den eigenthümlichen französischen Rhythmus, ein feines Ohr für das Musikalische des Versbaues. Nachahmung hätte ihn stören und die Wirkung, die er hervorbringen wollte, schwächen müssen. Nur Eins nahm er von den Alten an, er lernte von ihnen die Correctheit des Ausdrucks. Denn auch für die Wahl der Worte wohnte ihm ein sicherer Tact inne; alles Provinzielle vermied er; auf den öffentlichen Plätzen von Paris lernte er, an dem Hofe Heinrichs IV. übte er sein Französisch. Er war, wie man gesagt hat, ein Tyrann der Sylben: die Verbindung grammatischer Schärfe und rhythmischen Gefühls machte ihn zu dem, was er ist, dem Begründer des eigenthümlich französisch-classischen Stiles in der Poesie.

In mancherlei Weisen hat sich Malherbe versucht: zuweilen, wie in den Paraphrasen der Psalmen, schlägt er den ernstesten, religiösen Ton an, ein andermal redet er auch wieder zügelloser Leidenschaft das Wort. Den eigenthümlichen Inhalt seiner Gedichte aber schöpft er aus der Weltstellung der emporkommenden Monarchie und den Handlungen Heinrichs IV.

Er begrüßt ihn zuerst, wie er „die letzten Köpfe der liguistischen Hydra abschlägt,“ Marseille in sein Nichts zurückstürzt, und ermahnt ihn, sich selbst den Frieden zu gönnen. In der Vermählung Heinrichs mit Maria Medicis, die er mit aller Farbenpracht, deren sein Talent fähig ist, schildert, erblickt er eine Gewähr des Königthums der Lilien, vor welcher die Gesichte unheilweissagender Propheten erbleichen und die Hoffnungen räuberischer Rebellen zu Schanden werden. Von dem Verdienst, das in der Herstellung der öffentlichen Ordnung und der inneren Ruhe lag, hatte er den lebendigsten Begriff: er sieht in Heinrich das Wunder der Könige, der eine Stelle in den Tempeln von Frankreich verdiene. Er begleitet ihn auf seinen Unternehmungen gegen die Widersetzlichkeiten in Limousin, in Sedan; besonders da, wo er der mörderischen Attentate gegen ihn gedenkt, erhebt er sich in die Regionen echter Poesie, denn auch die Politik schließt von dieser nicht aus: ein edler Zorn und stolzer Ehrgeiz erfüllt seine patriotische Seele. Hat er aber Heinrich IV. anfangs zum Frieden gerathen, so fordert er ihn später auf, dem Landesfeind, der das Glück von Frankreich zu zerstören trachte, mit offenem Visir entgegenzutreten: das hohe Gebirge werde sich vor ihm beugen, Tessin und Arno erwarte ihn. Malherbe, in dem noch einmal die größte Vorstellung von der Bestimmung seiner Nation in ihren alten Richtungen gegen das südliche Europa und die östliche Welt lebendig ist, verkündigt seinem Fürsten, er selbst werde Italien und Spanien, sein Sohn dermaleinst den Orient bezwingen. Aber indem er noch Alles hofft, geschieht das Unerwartete, Entsetzliche. Den König, dessen Triumph er durch die Muse unsterblich zu machen versprochen hat, muß er in dem gräßlichen Zustand erblicken, in welchen ihn der Streich des Mörders versetzt hat: es bleibt ihm dann nichts übrig, als die entflohene große Seele selbst um Beistand für die Nachkommen anzuflehen.

Das allgemein Wirksamste in Malherbe war die Correctheit seiner Diction, für welche so eben ein schärferes Gefühl

in der guten Gesellschaft zu Paris erwachte. Es gab Gelehrte, die sich bei ihren Zusammenkünften zum Gesetz machten, sorgfältig und gewählt zu sprechen. In dem Hotel der Marquise Rambouillet, die eine Art von literarischem Hof um sich bildete, hätte sich Niemand Provinzialismen zu Schulden kommen lassen dürfen: hier fanden dann die poetischen Productionen der Zeit Mitgefühl, Würdigung und Kritik.[1] Es war das Bestreben, aus dem die französische Akademie hervorgegangen ist.

Nur da wollte lange keine ähnliche Tendenz sich zeigen, wo sie am nöthigsten gewesen wäre, auf der Bühne. An dem Publikum, welches das Theater füllte und erhielt, waren alle antikisirenden Versuche Ronsards und seiner Freunde gescheitert: damals war es von Hardy beherrscht, der einen rohen Geschmack mit abenteuerlichen und anstößigen Erfindungen, die er in regelloser Scenerie und fehlerhafter Sprache vorführte, zu befriedigen sein einziges Bestreben sein ließ.[2] Es war zweifelhaft geworden und ein Gegenstand der Controverse unter strebenden Freunden, ob es möglich sei, das Theater der Regel zu unterwerfen, es dem Muster der Alten einigermaßen zu nähern.

Da erschien Pierre Corneille, eine zugleich bescheidene und hochstrebende, durch beschränkte Verhältnisse auf eine gewisse Fügsamkeit angewiesene, aber in sich selbst auf das Ideale gerichtete Natur.

Das erste Werk, in welchem Corneille es wagte, auf eine verlassene Bahn wieder einzulenken, war seine Medea, eigentlich nur eine Ueberarbeitung eines Stückes von Seneca. Es ist der Mühe werth, zu beobachten, wie er dabei dem Sinne des Publikums, indem er demselben entgegentrat, doch gerecht

[1] Von der Tochter der Marquise, Julie, später Duchesse de Montausier, sagt Flechier: „Elle pénétroit dès son enfance les défauts les plus cachés des ouvrages d'esprit et en discernoit les traits les plus délicats." Recueil des oraisons funèbres de Fléchier 33.

[2] Gizot schreibt ihm zu: „dureté incorrection impropriété trivialité, aber doch décence relative donnée au ton de ses personnages."

zu werden suchte. Die dem alten Theater eigenthümlichen Formen, wie den Chor, ließ er von vorn herein fallen, denn er würde dadurch die Meisten, wo nicht Alle zurückgestoßen haben. Aber auch den Inhalt seines Vorbildes wagte er nicht in seiner ursprünglichen Fülle herüberzunehmen. Der grandiose Hintergrund von Sonne und Unterwelt, dem Meer, über das die fremde Zauberin kommt, der Luft, durch welche sie fährt, die Fluthung von Liebe und Rachsucht und der Kampf widerstreitender Gefühle, mit denen sie ihre Kinder ermordet — eine der prächtigsten und großartigsten Darstellungen in dem gesammten Umkreis der römischen Poesie — verschwindet bei Corneille entweder ganz, oder wird in ihren Tönen sehr herabgestimmt. Das Gedrungene, bis zur Schroffheit Eigenthümliche seines Musters läßt er fallen; nur die dem Leben näher stehenden Scenen, wofür sein Talent durch seine bisherigen Arbeiten — hauptsächlich Komödien — vorbereitet war, führt er aus und ergänzt sie, oft weniger wie ein wetteifernder Dichter, als wie ein umschreibender Commentator. In hoher Poesie erreicht er Seneca nicht: in der Entwickelung einzelner Scenen ist er ihm ohne Zweifel gleich zu stellen; überall macht er ihn faßlicher, verständlicher.

Und da es ihm hiemit gelungen war, so wandte er ein ähnliches Verfahren bei einem Stoffe ganz anderen Ursprungs und Inhalts an. Jedermann weiß, Corneille selbst hat es keinen Augenblick verheimlicht, daß sein Cid die Ueberarbeitung eines spanischen Stückes ist. Einige Scenen, eine ganze Anzahl von Versen, sind fast mehr Uebersetzung als Nachahmung. Dabei aber zugleich welche Aenderungen! Alle Ungeheuerlichkeiten der dramatisirten Begebenheit, die Kampfesscene zwischen Mauren und Christen, die sonderbaren Muthesproben, die der Held bei dem spanischen Autor ablegen muß, das blutige Schnupftuch, mit dessen Anblick dort die Heldin die Rache für ihren Vater herausfordert, auch einige Erfindungen, welche der Freund der spanischen Poesie ungern vermißt, sind weggefallen: Corneille

folgte der Lehre der Alten, daß die Nebensachen nicht auf die Bühne gebracht werden müssen, um das Gemüth nicht zu zerstreuen. Ihm kam es nur darauf an, die großen Motive, welche die Begebenheit innerlich beleben, den Kampf zwischen Liebe und Ehre, hervorzuheben, diese großen Gestalten der alten Romantik, mit deren Ausdichtung sich manches frühere Jahrhundert beschäftigt hatte, auf eine dem Sinne seiner Zeit gemäße Weise zu vergegenwärtigen. Er berührte damit eine Lebensader seiner Zeit; er befriedigte nicht minder das stoffartige Interesse, welches in das Theater zu führen pflegt, als das Bedürfniß einer gebildeten Form, das sich damals in der Gesellschaft geltend machte.

Diese ist es doch zuletzt immer, welche den Neuerungen ihre Regel vorschreibt. Die damalige hätte weder das Gedrungene der Antike, noch das Abenteuerliche der Romantik vertragen: sie suchte nach einer ihrem Geist entsprechenden Form: Corneille bot ihr dieselbe dar.

Die Kritik, welche die so eben gestiftete Akademie über den Cid aussprach, mag nicht durchaus gerecht sein; aber sie war eine solche, durch welche Derjenige, den sie betrifft, am meisten gefördert wird. Sie setzte dem Poeten nichts seinem Streben Widersprechendes entgegen; die Ausstellungen sind demselben vielmehr homogen: sie konnten nichts Anderes bewirken, als Corneille nur noch strenger gegen sich selbst zu machen.

Ueberhaupt waren die Umstände seiner Entwickelung vortheilhaft. In der Geschichte des Theaters der neueren Zeit ist es ein Ereigniß, daß Cardinal Richelieu sich so viel mit der Bühne beschäftigte; er errichtete in seinem Palast ein Theater und versammelte daselbst ein ausgewähltes Publikum; die Dichter, die er meistens besoldete, lasen ihm ihre Stücke vor und wägten, wie Corneille sagt, den Werth derselben nach dem Beifall ab, mit dem er die eine oder die andere Stelle begleitete. Es ist ohne Zweifel eine aus Bescheidenheit stammende Uebertreibung,

wenn Corneille sagt, das Beste, was er leiste, verdanke er diesem Verhältniß, den hohen Ideen, mit denen der Cardinal ihn inspirire, der Sicherheit seines Urtheils; aber das ist unleugbar, daß die Veränderung des Publikums zugleich eine Veränderung der Kunst hervorbrachte, die Production über die Forderungen der großen Menge erhob, und daß die Verbindung mit dem hochgesinnten Minister und seiner Gesellschaft dem Dichter einen geistigen Gesichtskreis eröffnete, in dem sein Talent sich erst vollkommen entfalten konnte.

Nach den ersten glücklichen Versuchen wagte sich Corneille an Aufgaben, bei denen er keinem dramatischen Vorbild folgte: hauptsächlich entnahm er seine Stoffe aus den verschiedenen Epochen der römischen Geschichte. Schwerlich wird man das Lob noch heutzutage wiederholen, das ihm damals so häufig gespendet wurde, daß niemals ein Anderer es so gut verstanden habe, die Römer als Römer zu schildern. Das Wensentliche ist vielmehr, wenn wir nicht irren, daß er sich Begebenheiten und Helden der römischen Geschichte wählte, in denen einige große Ideen und Empfindungen hervortraten, welche allen Jahrhunderten angehören und für die das seine besonders empfänglich war; diese brachte er zur Darstellung.

In Horace ist es die Hingebung für das Vaterland, vor welcher jedes persönliche und individuelle Verhältniß verschwindet, die Freudigkeit des Kampfes für dasselbe, auch wenn man dabei gegen seine Familie, sein anderes Ich streiten müßte. Denn der von dem Göttlichen erfüllte Geist sieht sein Glück nur im öffentlichen Heile.

Im Polyeukt stellt Corneille die siegreiche Macht und die Wahrheit der christlichen Ideen vor Augen. Es sind nicht die specifisch römisch-katholischen, sondern die allgemeinen, welche allen Bekenntnissen zu Grunde liegen. Die wirksamsten Stellen berühren die eben damals in das öffentliche Gespräch gekommenen Streitigkeiten über Gnade, Vorherbestimmung und Freiheit.

Im Cinna erscheinen die republikanischen Stürme und Zwistigkeiten, aus denen gehässige Leidenschaften und blutige Ereignisse entspringen,[1] im Gegensatz mit der Monarchie, die, nachdem sie einmal begründet ist, keiner Gewaltsamkeiten zur Sicherung ihrer Zukunft bedarf und nur nach Verdienst belohnt und bestraft; die Fabel des Stücks beruht auf dem Widerstreite der Rachsucht, welche die Nachkommen der Besiegten erfüllt, und der Milde, mit welcher der Fürst sie entwaffnet.

Denn von den Ideen über Königthum und höchste Gewalt, welche durch Richelieu emporgekommen waren, zeigt sich Corneille lebhaft ergriffen. Der Gedanke des Vaterlandes, das sich in dem Fürsten repräsentirt, und die ritterliche Treue der Zeiten des Mittelalters verschmelzen sich bei ihm; wie er im Horace sagt: dem König gehöre das Blut eines Jeden; wer sein Blut auf eine Weise vergieße, die der Fürst mißbillige, entziehe ihm etwas von seinem Rechte. Es kommen Stellen vor, in denen die Autorität, welche Richelieu zur Seite des Königs besaß, gebilligt und sogar sein Anspruch, über die Gesetze erhaben zu sein, gut geheißen wird.[2]

Die weltgeschichtliche Begebenheit, mit der sich Corneille fast am meisten beschäftigt, ist der Kampf zwischen der fortschreitenden Weltherrschaft der Römer und den Völkern, deren Unabhängigkeit ihnen unterlag. Mehr als einmal beweist er uns, daß er für die Gegner der römischen Größe nicht weniger Sinn hat, als für diese selbst: vor Allem im Nicomede. Dieses Stück beruht auf der Idee, daß die Nationalfreiheit, das oberste aller Güter, von dem Fürsten um jeden Preis vertheidigt werden müsse; der Held ist von dem Geiste Hannibals durchdrungen:

[1] Envieux l'un de l'autre ils mènent tous par brigues
Que leur ambition tourne en sanglantes ligues.

[2] Et l'art et le pouvoir d'affermir des couronnes,
Sont des dons que le ciel fait à peu de personnes, —
De pareils serviteurs sont les forces des rois
Et de pareils aussi sont au dessus des lois.

wie er dem Thron als Vertheidiger zur Seite steht, so würde Condé dem französischen haben zur Seite stehen können. Im Pompejus dagegen tritt die schwache und verrätherische Gewalt eines kleinen Fürsten und seiner Minister, welche ihr Verfahren mit empörenden Grundsätzen beschönigen, um so verächtlicher auf. Nichts ist erhabener, als ihnen gegenüber die Gestalt der Cornelia, welche Cäsar von dem äußersten Verderben rettet, obwohl sie im Leben und Staat seine Gegnerin ist. Man mag in der Rachbegierde, welche sie ausspricht, einen Fehler finden: worauf es dem Dichter ankommt, ist, daß sie, diesem Gefühl zum Trotz, den verhaßten Feind dennoch warnt.

Eigenthümliche Schöpfungen sind überhaupt die Frauen Corneille's. Sie zeigen die Mischung ehrgeiziger Theilnahme an den öffentlichen Dingen und persönlicher Leidenschaft, Liebe oder Rachsucht, wodurch seine Landsmänninen nicht selten in die Geschichte eingegriffen haben. Aemilia im Cinna ist von einem der ersten Leser als heilig und der Anbetung werth, aber als eine Furie bezeichnet worden; im Nicomede bekennt sich Arsinoë unumwunden zu dem Grundsatz, daß der Erfolg das Verbrechen rechtfertige. Wer in der Rodogune eine regelmäßige Tragödie oder auch nur eine Ausarbeitung der tragischen Momente, die in der zu Grunde liegenden Erzählung vorhanden sind, suchen wollte, würde sich getäuscht finden: der Gegenstand der Darstellung ist die Leidenschaft, welche den Zweck des Lebens in dem Besitz der Gewalt erblickt, alle durch die Sitte gebotene Zurückhaltung sprengt, aller Verhüllung entsagt und das innerste Wesen hervorkehrt; bis auch endlich Die, mit der sie streitet, „sich das Herz faßt, zu lieben und zu hassen,“ und dem Sohne Rache gegen seine Mutter zum Preise ihrer Liebe setzt. Es entstehen Situationen, welche zu den gräßlichsten gehören, die jemals auf der Bühne vorgekommen sind, aber eine Ader in dem nationalen Charakter und selbst in den Stimmungen der Zeit berühren. War nicht die Meinung, daß der Besitz der höchsten Macht das oberste aller Güter sei, damals recht an der

Tagesordnung? Sollte es dem Dichter nicht erlaubt sein, Tendenzen seiner Zeitgenossen, denen die Verhältnisse des Lebens allerdings Schranken ziehen, dennoch in der gräßlichsten Gestalt, deren sie an sich fähig sind, zur Anschauung zu bringen? Zuweilen erscheinen die Frauen bei Corneille auch als Vertheidigerinnen der Nationalität. Im Viriathe greift der Stolz der Fürstin, nur den Ruhmwürdigsten, abgesehen von anderen Eigenschaften, zu lieben, mit einer großartigen nationalen Idee zusammen. Sophonisbe ist ein weiblicher Nicomede: indem sie sich vermählt, behält sie den Haß gegen Rom sich vor.

Immer beschäftigen diesen Dichter die großen politischen Verhältnisse. Und zwar liebt er vor Allem, den Widerstreit hervorzukehren, in welchem das individuelle Leben durch den Antheil an den öffentlichen Dingen leicht mit sich selber geräth. Meistens ist es der Heldenmuth der Pflicht, zuweilen aber auch das zum Heroismus der Kraft entwickelte Laster, was er vorstellt; eine Welt voll großartig angeregter und energischer Naturen rollt er vor uns auf; sein Sinn war, nicht allein durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenschaften, zu erreichen. Zuweilen mischt er Bewunderung und Entsetzen.

In seinen letzten Jahren sah Corneille zu seiner Seite ein anderes Talent emporkommen, welches den größten Theil des Publikums, wie es nunmehr war, noch vollständiger befriedigte, als es ihm selbst damals gelang.

Will man den Unterschied zwischen Corneille und Racine kennen lernen, so mag man sich die Art und Weise vergegenwärtigen, in der sie zu derselben Zeit denselben Stoff behandelt haben, die Geschichte der Berenice, den ihnen die Herzogin von Orleans angab. Der Gegenstand ist die Resignation eines großen Fürsten, des Kaisers Titus, auf eine leidenschaftliche Zuneigung, die er hegt. Corneille nun legt den Nachdruck auf die politischen Motive; bei ihm weiß der Herrscher, daß er, auch

im Besitze der höchsten Gewalt, der Welt, die ihn umgibt, verantwortlich ist; er zieht in Betracht, daß das römische Volk so wenig von einer Königin wissen will, wie von einem König, und die religiöse Abweichung, welcher diese anhängen würde, verabscheut. Racine faßt den inneren Streit, den er mit nichten verkennt, doch mehr als Gegensatz zwischen Vernunft und Pflicht, wie ihn auch Andere in anderen Lebensstellungen, wenigstens auf ähnliche Weise, zu bestehen haben könnten; das vornehmste Gewicht legt er auf die Bewegungen und Stürme der Seele, namentlich in der weiblichen, bei der Nothwendigkeit einer Trennung; er sucht nicht so sehr mit gründlich, gleichsam historisch eingehendem Sinne die Momente ans Licht zu ziehen, durch welche sie unvermeidlich wird, als die Gefühle darzustellen, welche sie hervorruft.

Ueberhaupt ist Racine's Absicht weniger, das Object in seiner Energie und Farbe zur Anschauung zu bringen, als zu belehren, einen guten Eindruck zu machen. Er wählt sich Helden und Heldinnen, um welche Tugend und Laster streiten; unvergleichlich weiß er den hin- und herfluthenden Wechsel unwillkürlicher Stimmungen eines weiblichen Herzens zu vergegenwärtigen; aber dabei gibt er etwas darauf, daß er schon den Gedanken des Verbrechens als Verbrechen erscheinen, den geringsten Fehler seine Strafe finden läßt. Und nicht ohne großartige Wirkung ist seine moralische Tendenz geblieben: sein Britannicus hat spätere Könige erziehen helfen. Ueber Athalie schwebt ein Gefühl von Religion, das noch heut die Gemüther ergreift.

Der harmonischen Zusammensetzung seiner Stücke, worin er seines Gleichen nicht hatte, entspricht sein Ausdruck, welcher in seinem gleichmäßigen Flusse, rein und durchsichtig, und überall treffend, vielleicht als die beste Hervorbringung des modern-classischen Bestrebens in französischer Sprache betrachtet werden kann.

Denn indeß bildete sich auch die Sprache zu einer neuen Stufe der Entwickelung fort. Auf das Hotel vom Rambouillet

folgte die Schule von Portroyal: eine Vereinigung gebildeter Männer, die in Bezug auf schriftstellerisches Verdienst ohne Neid mit einander wetteiferten, und zugleich eine Schule in aller Form, welche Logik und Grammatik, das Classische und das Französische umfaßte. Racine war ein Zögling dieser Schule, von Zeit zu Zeit ein Mitglied dieser Gesellschaft.

Dann trat Boileau auf, der Lehrmeister des französischen Parnasses, durch welchen Horatius erst wahrhaft der Gesetzgeber für die Poesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geworden ist: was er lehrte, davon stellte er in seinen Werken Beispiele oder Muster auf; jede Schwäche und Abweichung in Anderen ward mit vernichtendem Spott verfolgt.

Indem Boileau das Moderne dem Gesetz des Classischen unterwarf, gab La Fontaine überlieferten fremden Stoffen, die wenigstens zum Theil aus der ältesten Welt stammen, durch leichte und anmuthende Behandlung, naturnachahmende Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und Musik der Verse ein durchaus gallisches Gepräge.

Auch die Reform der komischen Bühne durch Moliere ward nicht ohne Nachahmung der classischen Vorbilder vollbracht; aber wie könnte man bei ihm daran noch denken? Da trägt Alles die Farbe der Originalität: der durch und durch französische Dialog; die Art und Weise der Verbildungen und Laster, die zur Darstellung kommen und die hauptsächlich aus der Heuchelei und dem falschen Enthusiasmus der modernen Gesellschaft hervorgehen; der scharfe Umriß der Gestalten, von denen jede besonders gedacht und bis auf den Grund ihres Daseins verständlich ist; endlich das novellenartige Aufeinandertreffen ihrer Gegensätze, in welchen oft das Komische wie ein plötzliches Wetterleuchten erscheint.

Wenn das sechzehnte Jahrhundert die Anschauungen, Stoffe, poetischen Gattungen des Alterthums geradezu herübernahm, so hielt sich das siebzehnte mehr an die aus den Vorbildern hervorgehende allgemeine Regel. Aber das Ideal der Form

erfuhr durch die Gewohnheiten und Forderungen des französischen Lebens, welche nun immer berücksichtigt werden mußten, eine sehr merkliche Beschränkung. Haben doch die Meister von Port-royal bei ihren Uebersetzungen die conventionelle Umgangssprache angewendet. Racine weicht dem Prägnanten des Alterthums noch sorgfältiger aus als Corneille: er wird dadurch zuweilen — mich däucht selbst bei dem Tode des Britannicus — minder poetisch als der Historiker, den er zu Grunde legte. Boileau, der die Nachahmung der Alten mehr zur Schau trägt, hütet sich doch, selbst wo er ihnen im Einzelnen nachgeht, mit den vorherrschenden Elementen des Hofes und der Stadt in Widerspruch zu gerathen. Denn nach deren Beifall hauptsächlich trachtet er; sie waren etwas an und für sich, der König selbst mußte Verzicht darauf leisten, sie von Grund aus umzugestalten; kein Autor konnte wagen, die Fäden ihres inneren Lebens unangenehm zu berühren. In diesem Verhältniß liegt die Stärke sowohl als die schwache Seite der Literatur des Jahrhunderts. Ein unbedingtes, rücksichtsloses Ergreifen und Wiedergeben des Gegenstandes wurde nur da recht durchführbar, wo das gesellschaftliche Leben selbst denselben bildete. Daher ragt auch der Komiker fast als das größte Talent der Zeit hervor: das Conventionelle, was die Andern beschränkt, entspringt bei ihm aus der Natur der Sache.

Ueberhaupt sind es ja nicht die classischen Gattungen allein, in denen die lebensfähige Literatur sich entwickelt. Was ist die Form anders, als die dargestellte Wahrheit des Objectes, ohne Zusatz der Willkür oder des Zufalls? Selbst das Fragmentarische kann genügen, wenn nur das Fragment in seinem Ausdruck vollkommen ist.

Die kurzen Sätze, in denen La Rochefoucauld die Moral seiner Zeit zusammenfaßte, Maximen, die nicht sowohl Resultate des allgemeinen Denkens als der damaligen Sitte sind, werden die Aufmerksamkeit immer fesseln.

Eine unendliche Anziehungskraft bewährt durch Stoff und

Form der gar nicht einmal für die Oeffentlichkeit bestimmte Briefwechsel der Marquise von Sevigné. Frau von Sevigné hat Sympathie für Alles, was sie berührt, das Größte, wie das Kleinste: für die Zerstreuung der Stadt, die Einsamkeit des Landlebens, die Festlichkeiten des Hofes, wie für die Foliobände theologischer Controversen; sie ist reizbar, den Dingen hingegeben, und doch dabei voll von Nachdenken, etwas für sich selbst: wie wäre ihr auch sonst die Ausdrucksweise möglich geworden, in der sie nicht allein, was sich begab, sondern zugleich die gesellschaftliche Bildung der Epoche mit unnachahmlicher Leichtigkeit darstellt?

In den Schilderungen der Persönlichkeiten, welche die Memoiren enthalten, findet sich eine Schärfe der Umrisse, eine Feinheit der Ausführung, wie sie sonst in der Literatur kaum jemals wieder erreicht wurden. Denn die Persönlichkeit galt etwas, die Menschen waren aufmerksam auf einander.

Was von jeder Epoche mehr oder minder zu sagen ist, gilt doch im höchsten Grade von dieser: hauptsächlich mit sich selbst ging sie um, das Fremdartige stieß sie, unverstanden, von sich aus. Geschichte, welche das Vergangene wie ein ewig Gegenwärtiges vor Augen legt, konnte sie nicht haben: — aber sie hatte historische Studien, große Gelehrte. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts glänzte der Chronolog Petavius, der einem Werke Scaligers, auf das er allenthalben fußt, sich doch auch allenthalben entgegensetzt und besonders in der Kunde des Technischen ohne Zweifel überlegen ist; da lebte Henricus Valesius, nach dessen Feststellung der Text des Eusebius seitdem gelesen wird; Jacob Sirmond, der manche Legenden zuerst erschüttert und eine große Anzahl echter Documente an das Licht gezogen hat. Da der Clerus sich so mächtig erhob, so blühten die kirchenhistorischen Studien auf; vielleicht gab es keine Zeit, wo man sich mit den Vätern, besonders der lateinischen Kirche, eifriger und mit lebendigerer Aneignung beschäftigt hätte. Denn eben aus jenen entfernten Zeiten schöpfte das episcopale System seine

Grundsätze. Andere stiegen tiefer in die Jahrhunderte des Mittelalters hinab, wie Mabillon, der die diplomatische Wissenschaft, wenn nicht geschaffen, doch fest begründet hat, — unmittelbar aus dem Dienst der großen Abteien ging er hervor; — der Vater der französischen Geschichte, der die erste systematische Sammlung der alten Historiker lieferte, Du Chesne; der Begründer der mittelalterlichen Gelehrsamkeit, Du Cange, von dem wir Alle noch heute lernen; der unermüdliche Baluze, der sich immer auf den Confinien der Geschichte der Kirche und des Staates, des Streites zwischen Kaisern und Päpsten bewegt. Mit dem Umfang und der Tiefe dieser Studien haben aber die historischen Darstellungen nicht Schritt gehalten. Der gelesenste Historiker der Zeit ist Mezeray, der seinen Ruf der Opposition verdankte, an der er im alten Sinne festhielt. Er hat den Geist der Fronde, der er selbst einst durch mancherlei Flugschriften gedient hat, dadurch in die französische Geschichte eingeführt und demselben, da sein Werk die Grundlage fast aller späteren geworden ist, so weit sie auch in der Ansicht von ihm abweichen mochten, einen nicht geringeren Einfluß auf die historischen Meinungen der folgenden Zeit verschafft. Das bedeutendste historische Werk der Epoche ist der Versuch einer Universalgeschichte, welchen Bossuet aufstellte. Eigentlich auf die Kirchenväter ist derselbe gegründet: Bossuet war stolz darauf, daß er Manches sah, was diesen entgangen sei; vornehmlich auf einen historischen Beweis der Wahrheit der Offenbarung hatte er es abgesehen. Niemand wird behaupten, daß eine auf durchgreifende historische Studien gegründete und von Vorurtheil freie Auffassung der Vergangenheit und ihrer Zustände von dem einen oder dem andern dieser Autoren auch nur ernstlich versucht worden sei. Der eine ward durch oppositionelle, der andere, mit dem Streben des Jahrhunderts in besserem Einklang, durch geistlich-royalistische Tendenzen beherrscht.

Für die literarische Entwickelung von Frankreich war es

entscheidend, daß die durch Descartes angeregte rationalistische Richtung doch nicht zur Herrschaft gelangte. Verbote allein möchten das auf die Dauer nicht ausgerichtet haben: eine innere Gegenwirkung entsprang daher, daß ein durch und durch wissenschaftlicher, der philosophischen Bildung seiner und der früheren Zeit mächtiger Geist, und der zugleich die Gabe der Sprache in hohem Grade besaß, sich ihr entgegensetzte. Es war jener Jansenist, der im Streite mit den Jesuiten das Beste gethan hatte, Blaise Pascal. Wäre es zu viel gesagt, wenn man behauptete, daß unter den flüchtigen, auf den Streit des Augenblicks berechneten Hervorbringungen der neueren Zeiten den Provinzialbriefen Pascals [1] in Bezug auf Form der Preis gebühre? Nur eine oder zwei andere könnten sich darin mit ihnen messen.

Pascal hatte eine Zeitlang, wie andere Menschen, nach hohem Rang, Reichthum und Genuß gestrebt; man hatte ihn in prächtigen Carossen daher fahren sehen: plötzlich von einem geistlichen Impuls ergriffen, der in seiner Familie nicht neu war, hat er seitdem mit allem seinem Talent, seiner Wissenschaft und Bildung nichts weiter sein wollen, als ein Apostel der tieferen Religion. Ihm zufolge sind nur zwei Philosophien möglich: die eine des Zweifels, welche von Gott entfernt; die andere, welche in den Menschen die Kraft voraussetzt, zu wissen, sich zu Gott zu erheben. Er findet, daß diese beiden Systeme einander ewig bekämpfen, einander zerreiben, zerstören, eben dadurch aber die Religion hervorrufen und dem Evangelium Platz machen. Manches Einzelne nimmt Pascal von Descartes an, in der Hauptsache bestreitet er ihn. Er spottet der Natur, die sich durch die ihr einmal mitgetheilte Summe von Kraft bewegen soll; die Vereinzelung des intellectuellen Lebens stieß

[1] Die ersten Drucke finden sich zuweilen in Quart mitten unter andern Flugschriften der Zeit; der übrigen hat man niemals mehr gedacht, diese aber unzähligemal gedruckt.

ihn zurück, denn nicht allein in Geist und Vernunft sei das Immaterielle begriffen; von dem metaphysischen Beweise des Daseins Gottes urtheilte er, daß derselbe einen Augenblick überzeuge, bald aber wieder vergessen werde: denn der Mensch bedürfe einen andern als den blos speculativen Gott, einen Gott, der zugleich Herz und Seele erfülle. In der geoffenbarten Religion erblickte er die einzig haltbare Philosophie, in dem Geheimniß erschien ihm die Wahrheit.

Bei Pascal sieht man recht, welche Fortschritte die religiöse Idee seit der deutschen Reformation in den Gemüthern gemacht hatte. Bei ihm ist nicht von den specifischen Lehren der hierarchischen Jahrhunderte und den Diensten, welche sich an sie angeschlossen hatten, noch von der verfolgenden Rechtgläubigkeit, der er sich zu opponiren eher Grund gehabt hätte, die Rede; wenn er sich von der philosophirenden Vernunft zu der Offenbarung abwendet, so begegnen wir den Grundüberzeugungen Luthers wieder. Bei Pascal so wenig wie bei Luther schließt der einfache Glaube ein tiefes Verständniß oder die Ahnung des mystischen Grundes aus. Die Freunde Pascals, welche seine religiösen Gedanken veröffentlichten, entfernten dabei, denn sie waren soeben durch den Kirchenfrieden mit der Krone und den Bischöfen in ein gutes Verhältniß getreten, absichtlich Alles, wodurch dasselbe hätte gestört werden können.

Nur auf dem in Staat und Kirche gelegten Grunde hat sich die modern-classische Ausbildung der französischen Literatur vollzogen.

Wem ist es nicht aufgefallen, wie sehr sich die Koryphäen der Literatur an Ludwig XIV. persönlich anschlossen, in dem sie das Ideal eines Mannes und eines Fürsten zu sehen meinten. Boileau hat die friedlichen Verdienste, die der König sich erwarb, einmal auf eine Weise gepriesen, daß dieser selbst sich davon überrascht fühlte. Dagegen gewährte Ludwig der literarischen Richtung, welche Boileau, Racine und Moliere ver-

folgten, seinen Schutz, denn für Stil und correcten Ausdruck hatte er einen angeborenen Sinn; er trug zu dem Siege, den sie über die ältere Schule und Manier errangen, nicht wenig bei. Der Beifall, den er den Stücken Moliere's bewies, brachte die Gegner desselben zur Besinnung oder zum Schweigen. Nach dem Tode des Kanzlers Seguier übernahm nun aber Ludwig XIV. selbst das Protectorat der französischen Academie; er räumte ihr einen Platz im Louvre ein und gab ihr Vorrechte, die sie andern Corporationen gleichstellten. Den namhaftesten Mitgliedern wies er Pensionen an, was sie der Nothwendigkeit, in der sich manche noch befanden, sich einem oder dem andern Großen anzuschließen, überhob; von ihm hauptsächlich schreibt sich die würdige Stellung her, welche die Häupter und Repräsentanten der Literatur neben dem Adel der Robe in der französischen Hauptstadt einnahmen.

Wie Colbert sich angelegen sein ließ, den Arbeiten der Gelehrsamkeit durch mannigfaltige Unterstützung förderlich zu werden,[1] so fand er auch die Mittel, hauptsächlich in den Ersparnissen, die er im Anfang machte, eine Academie der Wissenschaften ins Leben zu rufen. Die Grundlage bildete auch dießmal eine bereits bestehende Privatverbindung; erst durch die Beihülfe des Staates wurden wissenschaftliche Unternehmungen von größerem Umfange möglich. Ein chemisches Laboratorium mit allen nöthigen Vorrichtungen ward im Gebäude der Bibliothek eingerichtet; das Observatorium erhob sich auf einem sorgfältig ausgesuchten Platz: fremde Gelehrte vom ersten Rang wurden in die Gesellschaft gezogen. Da traf der Entdecker der Rotation der Planeten, Cassini, mit dem Theoretiker der

[1] Vgl. die Vorrede von Du Cange Hist. Byzantin. an Colbert: opus numismatibus cum Regio ex Archeio, tum ex tuo praesertim expromptis adornavimus. — M. Colbert invita plusieurs savans assemblés chez lui à conférer en sa présence sur les moyens de perfectionner le projet d'André du Chesne. Bouquet, Recueil des Historiens des Gaules et de la France. Préf.

Dynamik, Huyghens, und mit Römer, der die Geschwindigkeit des Lichtes messen lehrte, zusammen. Auf Cassini's Rath ward jene Expedition nach Cayenne geschickt, durch welche die Kenntniß der Polarabplattung der Erde und ihrer sphäroidischen Gestalt gefördert worden ist. Die Autorität und die Geldmittel eines mächtigen Fürsten, zu dessen Ehrgeiz es gehörte, etwas für die Wissenschaften zu thun, kamen diesen in der That zu gute.

Eine andere Academie, die der Inschriften, welche später manche neue gelehrte Forschung angebahnt hat, war im Anfang auf das Engste an den Hof geknüpft. Colbert bestimmte sie ursprünglich, bei den Monumenten des Ruhmes, die er dem König aufzurichten gedachte, gelehrte Dienste zu leisten.

Wie seine mediceische Großmutter und dann die beiden Cardinäle, so zeigte auch Ludwig XIV. Vorliebe und Sinn für die Kunst. Denn nur von Großem und Würdigem wollte er umgeben sein. Er hatte das Glück, eine ganze Anzahl der herrlichsten Werke der italienischen Kunst zu erwerben; die französische nahm erst unter ihm ihren Charakter an, und zwar einen solchen, der eben seinem Sinne vollkommen entsprach. Lebrun drückte denselben in seinen Gemälden vielleicht treffender aus, als irgend ein Schriftsteller es vermocht hätte. Ludwig XIV. nahm auch die Academie der Malerei und Sculptur in den Louvre auf: durch seine mannigfaltigen und großartigen Bauunternehmungen gewährte er aller Kunstübung willkommene Beschäftigung. Er hatte in der Mitte der künstlerisch-literarischen Bestrebungen eine ähnliche Stellung inne, wie in seinem Staate überhaupt.

Nicht als hätte er das Neue und Große aus dem Nichts hervorgerufen. Die Talente, welche seiner Epoche Glanz verleihen, waren meistens entwickelt, als er zur Regierung kam. Wie sie sich der Richtung anschlossen, die in Staat und Kirche unter seinen Auspicien die Oberhand behielt, so nahm er sie

in seinen Schutz und förderte sie. Alles Andere trat in den Hintergrund.

Das ganze französische Gemeinwesen gelangte dadurch noch vollkommener zu einem Gefühl der unbedingten Geltung der Prinzipien, auf denen es beruhte, und wurde zu neuen Unternehmungen angetrieben. Es meinte dem Begriff, von dem es belebt ward, die Herrschaft der Welt verschaffen zu können.

Dreizehntes Buch.

Ludwig XIV. auf der Höhe seiner Macht.

1672—1686.

Wollte man, ohne das Zeugniß ausdrücklicher Aeußerungen, nur nach dem Inhalt der Thatsachen und der Richtung, die sich in den Handlungen wahrnehmen läßt, es wagen, das Ideal zu bezeichnen, welches dem König Ludwig XIV. in dieser Fülle und diesem Glanze der Macht vorschwebte, was würde sich mit Wahrscheinlichkeit sagen lassen?

Die Ausbildung der inneren Autorität war so weit gediehen, daß es zur Vollendung derselben hauptsächlich nur noch auf die Beseitigung der kirchlichen Schranken ankam. In Bezug auf den katholischen Klerus war es bei der großen Bedeutung, die derselbe für den Staat hatte, in der That nicht gleichgültig, daß der römische Hof, welcher sich seit langer Zeit zu der antifranzösischen Partei in Europa hielt, — auch von dem Papst Clemens IX., der im Jahr 1670 den päpstlichen Stuhl bestieg, ist dieß unzweifelhaft — einen so durchgreifenden Einfluß auf diese Körperschaft ausübte: gegen die ungünstigen Rückwirkungen, die daher entspringen konnten, mußte sich der König auf eine oder die andere Weise sicher zu stellen suchen. Aber noch widerwärtiger erschien ihm der confessionelle Gegensatz, in dem seine protestantischen Unterthanen mit seiner Regierung standen, die directe oder indirecte Verbindung, welche diese mit ihren Glaubensgenossen in andern Ländern unterhielten, die Rücksicht, welche auf die Sympathien, die sie z. B. in England fanden, genommen werden mußte. Noch war von einer gewaltsamen Unterdrückung derselben nicht ernstlich die Rede; die Lage der Welt war noch zu unsicher, um sie zu wagen. Aber

wie dann, wenn es dem König möglich wurde, die Pläne der Reunion, welche Richelieu einst gehegt, wieder aufzunehmen? Nur daran konnte man zunächst denken und hat daran gedacht. Die confessionellen Fragen wären alsdann, es ist kein Zweifel daran, zu Gunsten des Katholicismus, der jedoch einige Zugeständnisse hätte machen müssen, entschieden worden, eben so aber der Streit zwischen der katholischen Kirche und dem Staat zu Gunsten des Staates. Das große Interesse der Staatsgemeinschaft sollte alle Abweichungen beherrschen. Das Königthum, auf der einen Seite von einem ergebenen Klerus, auf der andern von reunirten Protestanten umgeben, hätte die Summe auch der geistlichen Gewalt in sich dargestellt.

Nach außen gewendet hegte Ludwig XIV. vor Allem die Absicht, wie er auch schon unumwunden angekündigt hatte, die Grenzen seines Reiches besonders im Norden, da, wo sie der Hauptstadt zu nahe waren, auf eine Weise zu befestigen, daß von keinem Angriff so leicht eine Gefährdung besorgt werden dürfte. Frankreich sollte wie das gehorsamste und uniformste, das gewerbfleißigste, geldreichste, gebildetste, so auch das militärisch am besten gerüstete und befestigte Land der Welt sein. Ob Ludwig XIV. dann eine bestimmte Idee von den Eroberungen in sich trug, die er zu machen habe? Wir bemerkten schon, daß er nichts von Allem aufgab, was Mazarin je beabsichtigt hatte. Die Bundesgenossen, an denen es ihm nicht fehlen konnte, so lange er Subsidien zu zahlen die Mittel besaß, die Ansprüche, welche aus seiner spanischen Vermählung einen oder den andern Tag erwachsen mußten, eröffneten ihm alle Aussicht zu weiteren Fortschritten. Selbst die römische Königskrone verlor er nicht aus den Augen. In seiner Umgebung und in Frankreich überhaupt nahm man an dem venetianisch-türkischen Krieg in Candia den lebendigsten Antheil.[1]

[1] Von einer aus Candia eingegangenen günstigen Nachricht bemerkt der brandenburgische Resident (August 1669): „es sei nicht zu glauben, wie lieb

Der König schickte den Venetianern einige Hülfstruppen zu, die sich tapfer schlugen, aber dann freilich zuletzt die Insel nicht behaupten konnten. Ohne sich einer prinzipiellen Feindseligkeit gegen die Türken hinzugeben, liebte er es doch, sie seine Macht empfinden zu lassen: warum sollten nicht auch sie zu abhängigen Bundesgenossen werden können, wie so viele Andere? Indessen dachte er ein neues Frankreich jenseit des Oceans auf dem festen Lande und auf den Inseln zu gründen; Colonien und Handelsverbindungen verbreiteten seinen Namen und seinen Ruhm in den entferntesten Orient.

Alle diese Möglichkeiten, in mehr oder minder bestimmten Umrissen, schwebten ihm vor: Ideen der Civilisation, des Glaubens, des Ehrgeizes und der Vaterlandsliebe vereinigten sich darin.

Einer der namhaftesten Staatsmänner der Zeit, Sir William Temple, sagt:[1] „der König von Frankreich sei nun einmal der mächtigste Fürst von Europa: er sei einem guten Schwimmer zu vergleichen, der sich mit voller Kraft und Lust ins Wasser werfe, so daß Niemand sagen könne, wie weit er vorwärts kommen werde: eine starke Strömung oder die Erschöpfung der Kräfte oder ein Zufall werde ihn endlich wieder zurücktreiben."

Aber der König war nicht etwa allein in der Stimmung, seine Kräfte in neuen Unternehmungen zu versuchen. Die Organisation, die er um sich her gebildet hatte, aus Edelleuten, Beamten und Soldaten, lebenskräftig, wie sie war, von denselben Idealen, die ja auch die Literatur feierte, ergriffen und ihre Ueberlegenheit in der Welt fühlend, verlangte nach Bewegung und Thätigkeit und ließ es darauf ankommen, wo sie Widerstand finden, wer ihr denselben leisten würde.

und angenehm sie allhie bei Hofe gewesen und wie man deswegen gejauchzet und gefrohlockt hat. Nur durch die französischen Truppen seien die Türken so weit gebracht worden" u. s. w.

[1] The constitutions and interests of the empire etc. Works of Temple II, 225.

So weit gingen in dem Augenblick, bei dem wir angekommen sind, die Franzosen noch nicht, sich einzubilden, daß sie allein stark genug sein würden, es mit der Macht des vereinigten Europa aufzunehmen, aber eben darin bestand ihre damalige Größe, daß sie Bundesgenossen hatten, die zu ihrem Dienst bereit waren, und nirgends einen Gegner, welcher fähig gewesen wäre, ihnen zu widerstreben.

Der politische Gesichtskreis jener Tage ward von der Aussicht der spanischen Erbfolge beherrscht. So entfernt der Fall auch noch war, so wollte Ludwig XIV. doch keine Verbindung dulden, die sich, wenn derselbe eintrat, seinen Absichten widersetzen konnte. Die erste Macht, welche eine solche zu schließen suchte, war auch die erste, welche seine Ueberlegenheit zu empfinden bekam. Um die ganze Situation zu fassen, kommen wir in Gedanken noch einmal auf den Moment zurück, wo die Tripelallianz geschlossen wurde.

Erstes Capitel.

Invasion von Holland.

Wie sonderbar treffen doch zuweilen, in Ort oder Zeit, die schroffsten Gegensätze auf einander! Wir erinnern uns, daß eben beim Eintritt des Jahres 1668 in England der Gedanke, mit dem bisher feindseligen Holland ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die wachsende Uebermacht von Frankreich zu schließen, gefaßt und im Haag sofort zur Ausführung desselben geschritten wurde. In den nämlichen Tagen nun ward an einer andern Stelle ein ganz entgegengesetztes Verständniß zwischen Frankreich und Oesterreich angeknüpft. Am 31. Dec. 1667, Abends, begab sich der französische Gesandte in Wien, Ritter Gremonville, nachdem er seinen Wagen in einiger Entfernung hatte stehen lassen, ohne alles Gefolge, in einen großen Mantel gehüllt, zu dem ersten Minister des Kaisers, Fürsten von Auersperg, um ihm von einer politischen Absicht seines Königs, die Niemand erwartet hatte, Mittheilung zu machen. In unversöhnlichem Widerspruch mit allen Interessen des Hauses Oesterreich erschienen bisher die Ansprüche des Königs an die spanische Erbschaft: der Gesandte hatte eine Verständigung über die beiderseitigen Rechte in Vorschlag zu bringen. Wie Ludwig XIV. mit der ältern, so war Kaiser Leopold mit der jüngern Schwester des Königs von Spanien, an dessen Lebensfähigkeit man noch immer zweifelte, verheirathet. Mußte man nicht

fürchten, daß, wenn sie Beide über den Besitz der Erbschaft sich entzweien würden, mancher Dritte sich einen Antheil daran zuzueignen versucht sein könnte; etwa ein unechter Sprößling des spanischen Hauses, wie Don Johann, oder einer und der andere der Großen, wie es ja in Portugal geschehen war, die Selbständigkeit seiner Provinz verfechtend, oder daß die Colonien den Seemächten zur Beute würden. Von dem Minister nicht zurückgewiesen, hatte Gremonville am Neujahrstag 1668 eine Audienz bei dem Kaiser Leopold: der dann von seinem Stuhl aufstehend mit angeborner Gravität sich bereit erklärte, auf den Vorschlag einzugehen. In verhältnißmäßig kurzer Unterhandlung, die, obwohl manche persönliche Verhältnisse darauf einwirkten, doch auch in sich etwas hatte, was sie rechtfertigte, ward ein eventueller Theilungsvertrag der spanischen Monarchie zwischen den beiden Mächten verabredet. Der Kaiser bestand weder auf seinem ausschließenden Rechte als Agnat, noch drang er auf die Gültigkeit der Verzichtleistung der Schwester seiner Gemahlin. Der König seinerseits war bereit, die Landschaften, welche den Hauptkörper der Monarchie bildeten, an Oesterreich übergehen zu lassen: Castilien und Aragon, die südamerikanischen Besitzungen, überdieß Mailand, auf das der Kaiser den größten Werth legte, und Sardinien. Dagegen sollte Navarra, das alte Stammland der bourbonischen Könige, und Rosas, Neapel mit Sicilien, um das in früheren Jahrhunderten so oft gekämpft worden, Franche-Comté und die gesammten spanischen Niederlande, wegen derer so eben der Krieg entbrannt war, in den Besitz der französischen Krone übergehen. Für deren aufkommende maritime Bestrebungen war es von Bedeutung, daß ihr auch die afrikanischen Küstenplätze und in der Ferne die philippinischen Inseln zugesprochen wurden. Man sieht, welche Ausdehnung nach allen Seiten hin Ludwig XIV. in diesem Moment seiner Monarchie zu geben beabsichtigte. Mit demselben Geheimniß, mit welchem die Unterhandlungen eröffnet worden, wurden sie gepflogen und zu Ende geführt; erst nach

anderthalb Jahrhunderten ist das Dunkel, das darüber lag, aus den französischen Papieren gehoben worden.[1]

Es ist kein Zweifel, daß dieser Tractat den Abschluß des Aachener Friedens wesentlich erleichtert hat: in ihm allein hat es seinen Grund, daß der Kaiser Denen nicht beitrat, welche die Rechte seines Hauses zu verfechten sich anheischig machten, was der ganzen Sache eine andere Gestalt gegeben hätte; auch der König war zufrieden, da der Ungültigkeit der Renunciation keine weitere Erwähnung geschah.

Ueberhaupt hatte er fürs Erste keinen gegründeten Anlaß, sich zu beklagen, oder die Nachthaltigkeit der gegen ihn geschlossenen Verbindung zu fürchten. Hat doch ungehindert von derselben der Rathspensionarius de Witt eine Verbindung gegen die Ansprüche ausschließender Seeherrschaft von Seiten Englands mit der französischen Regierung in Antrag gebracht.

Allmählich aber trat die Feindseligkeit des Gedankens, von dem die Tripelallianz ausgegangen war, deutlicher hervor. Die Welt erblickte darin eine Garantie der dem spanischen Hofe durch den Frieden gesicherten Landschaften gegen Frankreich; erst dadurch aber schien sie recht fest zu werden, daß Spanien nach langem Bedenken sich entschloß, die Zahlung von Subsidien zu übernehmen, welche Holland und England dem König von Schweden versprochen hatten. Bei den Unterhandlungen in Wien ist bemerkt worden, daß die Ausführung der Theilung, welche man vorbereitete, durch die Tripelallianz vielleicht nicht gehindert, aber doch erschwert werden dürfte. In welchem Licht sie überhaupt in Europa erschien, sieht man aus der Antwort, welche der Herzog von Lothringen auf die Forderung, daß er entwaffnen solle, gab. Er ließ vernehmen, es gebe

[1] Zuerst in einem von Seiten der Archive dem General Grimoard für die Œuvres de Louis XIV gelieferten Aufsatz, dann aus den Actenstücken selbst mit befriedigender Ausführlichkeit bei Mignet.

wieder ein Bündniß in Europa, das ihn gegen Frankreich in Schutz nehmen werde.

Nicht gerade die Absicht, seine Eroberungen in den spanischen Niederlanden sofort zu erweitern, vielmehr vor allen Dingen die Wirkung, welche die Tripelallianz, die allenthalben um Verbündete warb, für den Augenblick hatte und für die Zukunft besorgen ließ, erweckte in Ludwig XIV. den Wunsch, ihr ein Ende zu machen. Ueber die spanische Erbschaft auch mit andern Mächten zu unterhandeln, war er an sich nicht abgeneigt, vorausgesetzt, daß er dadurch mit den zu Wien vereinbarten Stipulationen — von denen jedoch Diejenigen selbst, welche mit Unterhandlungen dieser Art beauftragt wurden, keine Kunde erhielten, geschweige, daß sie fremden Regierungen mitgetheilt worden wären — nicht in Widerspruch gerieth. Wie hätte ihm nicht daran liegen sollen, auch mit den Generalstaaten ein eventuelles Abkommen zu treffen? Im Jahr 1669 schickte Ludwig XIV. zu diesem Zwecke einen seiner gewandtesten Diplomaten, den Sohn Arnauld-Andilly's, Pomponne, nach dem Haag, um eine Unterhandlung darüber anzubieten: aber selbst für die Eröffnung der Unterhandlung setzte er die vorläufige Bedingung fest, daß Holland wieder in ein vertrauliches Verhältniß zu Frankreich trete und von allen die Tripelallianz betreffenden Negociationen abstehen müsse.[1]

Das hatte jedoch größere Schwierigkeiten, als er meinte. Hätte jene ruhmredige Schaumünze, in der sich ein holländischer Gesandter als den Josua bezeichnet haben soll, welcher der Sonne — dem Sinnbild des Königs — Stillstand gebot, jemals existirt, so hätte sie doch nicht die Stimmung der Staats-

[1] Instruction Pomponne's bei Flassan III, 372. Il devait demander, „quel avantage présent S. M. pourrait retirer en convenant dès ce moment desdites mesures (sur le cas de la mort du roi d'Espagne) parce que, si cela — n'obligeait pas les états à changer beaucoup de choses à la conduite qu'ils tenaient, S. M. peut-être ne croirait pas devoir se soucier d'entendre à une pareille négociation.“

männer der Republik ausgedrückt,[1] diese war mehr besorgt als triumphirend. Jener Gesandte selbst, van Beuninghen, machte bei seiner Rückkehr auf die Gefahr aufmerksam, in welche der Ehrgeiz und die Macht Ludwigs alle seine Nachbarn setze. Die Meinung, daß die Besitznahme der katholischen Niederlande durch den König von Frankreich für diesen nur der erste Schritt sein werde, um sich auch die Republik zu unterwerfen, war allgemein geworden. In seinen Verhandlungen mit Pomponne stellte de Witt weder die Verdienste, die sich Frankreich um die Republik erworben, noch das Mißtrauen, das diese auch ihren neuen Alliirten gegenüber fühlen müsse, in Abrede, aber er blieb dabei, ihre gegenwärtige Gefahr komme ihr von Frankreich. Pomponne erwiederte, wenn er ein Holländer wäre, so würde er sich in die Fügungen des Himmels finden und lieber einem alten bewährten Freunde vertrauen, als unter den frühern Feinden Verbündete suchen, die immer unzuverlässig sein würden. Argumente mehr religiöser und moralischer als politischer Natur, welche nicht viel wirken konnten. Die Unterhandlung erreichte überhaupt nicht die volle Höhe der obschwebenden Fragen. Man gedachte dabei nicht einmal der Ablehnung jenes von England angebotenen Offensivbündnisses gegen die Generalstaaten, durch welche sich Ludwig ein großes Verdienst um diese erworben hatte. War dann aber bloß von den letzten Irrungen die Rede, so konnte Frankreich auf das Vertrauen der Republik, die so eben von ihm getäuscht worden war, nicht rechnen. Weder der eine noch der andere der Unterhandelnden ahnte etwas von dem zwischen dem König und dem Kaiser verabredeten Theilungsvertrag. De Witt meinte vielmehr, daß die Generalstaaten die Schlichtung der zwischen beiden Mächten zu

[1] Bei Basnage II, 361 findet sich ein Brief Beuninghens, worin er diese Beschuldigung als eine „Fiction toute pure inventée en France“ zurückweist. Eine ähnliche Schaumünze existirt allerdings, mit der Umschrift: Stabat sol, man behauptet aber, sie sei später und zwar in Deutschland geschlagen. Klotz historia nummorum contumeliosorum 181.

erwartenden Streitigkeiten in die Hand nehmen sollten, und bot dieß an;[1] mehr als einmal kam er auf seinen alten Vorschlag, in den spanischen Niederlanden eine katholische Republik einzurichten, zurück. Indem er aber, weit entfernt, von der Tripelallianz abzustehen, von dem politischen Standpunkt aus, auf dem er sich befand, auch die Frage von der eventuellen Theilung selbst zu regeln unternahm, erweckte er die Empfindlichkeit des französischen Hofes. Lyonne machte ihm den Vorwurf, daß er die Garantie des Aachener Friedens über die ursprüngliche Absicht der dabei Betheiligten und über das Maß des Gerechten ausdehne; daß er, von grundloser Besorgniß getrieben, den König von Frankreich, welches Recht derselbe auch immer auf die spanischen Niederlande erwerben möge, davon auszuschließen suche.[2] Er fragte mit einer Art von Wegwerfung: ob es den Generalstaaten zukomme, für den Moment, wo sich eine neue Gestalt der Welt anbahne, als Schiedsrichter zwischen einem König von Frankreich und einem römischen Kaiser aufzutreten. Auch andere abschätzige Aeußerungen verlauteten: sie mögen ihren Grund eben so wohl in dem Wunsch, das Geheimniß zu behaupten, als im Hochmuth gehabt haben. Wie dem auch immer sei, der stärkste Gegensatz trat hervor. Er liegt darin, daß der König seine Successionsansprüche als unzweifelhaftes Erbrecht ansah und Niemand für berechtigt hielt, dabei mitzureden, als Oesterreich; die Republik dagegen eine Abkunft aus dem Standpunkt ihrer eigenen Interessen und der europäischen Politik vermitteln wollte. Frankreich glaubte durch

[1] Pomponne an Ludwig XIV, 11. April. Witt hat ihm gesagt, „que S. M. ne pourrait point trouver mauvais que l'on (la république) traitât avec elle — et qu'on tînt une semblable négociation avec l'empereur."

[2] Quod hunc possessione hispanici Belgii, quiquid juris eidem ad hoc nasciturum sit, excludere meditentur, solo metu male fundato ducti et quia id suis rationibus expedire judicent. Historia Frid. Guilelmi XI, 15. 749.

den Vertrag mit Oesterreich der spanischen Niederlande versichert zu sein: eben diese ihm nicht zu lassen, war der Entschluß der Republik.[1]

Daß die Eroberungsabsichten der Franzosen ein Vierteljahrhundert früher nicht in vollem Umfang durchgeführt worden waren, hatten diese schon damals hauptsächlich den Holländern Schuld gegeben; sie hatten ihnen gedroht, sich zu rächen, wenn ihr König, damals minderjährig, ein Mann sein werde. Dieser König war nun nicht allein zu seinen Jahren gekommen, sondern mächtiger geworden, als jemals einer seiner Vorfahren. Auf eine ähnliche Weise verletzt, sollte er nicht auch jenes Wort wahr zu machen denken?

Ueberhaupt, so eng auch Frankreich und Holland seit dem ersten Ursprung dieses Staates verbunden gewesen waren, so bestand doch jetzt ein Widerstreit der Richtungen zwischen ihnen, der als der größte in dem damaligen Europa anzusehen ist. Deuten wir nun die Grundzüge davon an.

Die Kauffahrer des kleinen germanischen Küstenlandes hatten den Welthandel an sich gebracht. Während die einen mannigfaltige Entdeckungen in der Südsee machten, besuchten andere das nördlichste Eiland der bewohnten Welt; die Specereien, die sonst ihren Weg von Osten her über Egypten genommen, wurden jetzt von den Holländern, die von Westen kamen, dahingeführt. In ihnen repräsentirte sich das Prinzip des allgemeinen, durch keine besonderen Landesgesetze zu beschränkenden Handels. Frankreich machte dagegen eben den Versuch, sich als besondere Handelsmacht aufzustellen; mit tausend Beschränkungen fiel es den Holländern beschwerlich. Und wenden wir das Auge auf die inneren Zustände, so ward, während dort die königliche Autorität die ganze Summe der öffentlichen Gewalt in die Hände nahm, in der Republik Alles abgeschafft, was aus alten Zeiten an die Monarchie erinnerte, die Würde eines ersten Edlen in

[1] Schreiben Lyonne's, 19. April 1669.

Seeland, so wie die des bleibenden Generalcapitäns. Frankreich nahm sich den Staat und die Kirche des späteren römischen Imperium zum Muster, Holland die republikanischen Bildungen des früheren Alterthums — ihre Gelehrten sprachen selbst von dem Staat der alten Hebräer. Frankreich ward von Tag zu Tag ausschließender katholisch, das Dasein von Holland beruhte auf der protestantischen Idee. Endlich: es war schon etwas, daß die auf freier Bahn sich bewegende Gelehrsamkeit und Philosophie, in Frankreich ausgeschlossen, eben in Holland mit Freude empfangen wurde; aber noch mehr wollte es sagen, daß hier auch alle anderen aus politischen und religiösen Gründen Verjagten eine Freistätte fanden. Da die oppositionelle Literatur, die in Frankreich während der Bürgerkriege eine Zeit hoher Blüthe gehabt hatte, daselbst nicht mehr geduldet wurde, so siedelte sie sich in den großen Städten der Republik an; der Gegenstand ihrer Angriffe blieb doch immer die französische Staatsgewalt, vor der sie hatte weichen müssen. Den in Holland gedruckten Flugschriften konnte diese bald den Zugang in das eigene Land nicht wehren.

Gegensätze, die über das Jahrhundert hinausreichen, zwischen Monarchie und Republik, Mercantilsystem und freiem Handel, ausschließendem Katholicismus und protestantischer Toleranz, der modernen Classicität, die der Staat begünstigt, und der ungebundenen Bewegung einer freien Presse. Den verstimmten und gereizten französischen Staatsmännern konnte es, da jetzt eine politische Differenz hinzukam, als ein wünschenswerthes Ziel der Waffenmacht erscheinen, dieses Gemeinwesen zu zertrümmern, das so verhaßten Richtungen Leben gab. Dem Einen leuchtete der eine, dem Andern ein anderer Beweggrund ein. Der venetianische Gesandte versichert, Louvois und Colbert, in allen anderen Dingen verschiedener Ansicht, seien in dem Gedanken, die Niederlande mit Krieg zu überziehen, einstimmig gewesen; von ihnen sei der König dafür gewonnen und die Absicht gefaßt worden, beide zu unterwerfen, die protestantischen

wie die katholischen Niederlande, zunächst aber die protestantischen.[1]

Wenn man sich des Widerstandes erinnerte, den die Republik in ihrem ersten Entstehen den Kräften der spanischen Monarchie geleistet, und der ausharrenden Anstrengung, mit der sie sich einen Platz unter den Mächten von Europa erworben hatte, der natürlichen Hülfsmittel ihrer Vertheidigung zu Land und See, der Reichthümer, die sie besaß, so erschien ein Angriff auf sie nicht als ein leichtes Unternehmen.

Ganz von selbst aber stellte sich den Franzosen ein mächtiger Bundesgenosse zur Seite. König Carl II. von England haßte die republikanischen Aristokraten, an denen er noch ihren letzten Angriff auf die Londoner Rhede zu rächen hatte. Wenn er erklärte, er sei so bereit, ihnen einen Schlag zu versetzen, wie Ludwig XIV. selber,[2] so kehrte er damit nur auf eigene alte Gedanken zurück. Aber überdieß wünschte er sich mit dem König von Frankreich auf das Engste zu verbinden, und zwar aus zwei Gründen. Von dem großen Erbe der spanischen Monarchie hoffte auch er einen Theil für sich gewinnen zu können: er bezeichnete dazu ihre südamerikanischen Besitzungen, einige Stationen im Mittelmeer und Ostende, wogegen er die Successionsansprüche Ludwigs XIV. unterstützen werde. Denn die Zukunft der englischen Seemacht faßten auch die Stuarts mit Eifer ins Auge, und keiner von ihnen mehr, als Carl II. Aber überdieß wünschte er in den innern Conflicten in seinem

[1] Morosini: Animato il re contra gli stati d'Olanda per la licenza delle voci di quel popolo, de loro fogli stampati et de' ministri delle corti (bes. Beuninghen) contra sua persona et la sua gloria, ha volontieri date orechie alle propositioni di Colbert, et del S^re^ di Luvova in questo solo punto tra lora uniti; hanno cercato portare le regie forze contra quella potenza con speranza di sottometterla. — — Le misure sono volte al meditare li mezzi di spogliare il re cattolico e gli stati di Olanda delle provincie tutte del paese basso.

[2] Charles II to the Dutchess of Orleans. Whithall 20. Jan. 1669. Bei Dalrymple, Memoirs of Great-Britain II, 23.

Reich mit französischen Subsidien unterstützt zu werden. Noch schien es ihm möglich, das Parlament und die bischöfliche Kirche, welche damals zu der engsten Vereinigung zusammenwuchsen, nicht zu voller Herrschaft kommen zu lassen. Er erklärte sich entschlossen, nicht allein ein Toleranzedict bekannt zu machen, zu Gunsten der Dissenter sowie der Katholiken, sondern sich offen zur katholischen Kirche zu bekennen.

Hauptsächlich durch seine Schwester, die selbst zu dieser Kirche übergegangen war, um Herzogin von Orleans zu werden, ließ Carl II. die Unterhandlung über diese Anträge pflegen.

Ludwig XIV. konnte sie nicht annehmen, in wiefern sie sich auf eine Theilung der spanischen Monarchie bezogen; in dieser Hinsicht war er durch seinen österreichischen Vertrag gebunden; er erwiderte, daß man die Bestimmungen hierüber auf eine spätere Zeit, wenn der Fall eintrete, verschieben müsse. Aber was hätte ihm erwünschter sein können, als die beiden andern Vorschläge Carls II.? Die Herstellung der Katholicität des englischen Thrones war ihm an sich genehm, denn sie mußte die Tendenzen, die er selber verfolgte, noch stärker in der Welt machen; aber auch noch einen andern Grund hatte er dafür. Wären die Engländer unter sich einig gewesen, so würden sie seinen Absichten gegen Holland ohne Zweifel auf der Stelle entgegengetreten sein; er hätte an das Unternehmen, das er vorhatte, nicht denken können. Wie viel größer aber mußte die Entzweiung in England werden, wenn Carl II. mit seinen katholisirenden Absichten hervortrat. Auf lange Jahre hinaus ward Frankreich alsdann aller Rücksicht auf diesen sonst so gefährlichen Gegner entledigt.

Bei einer Zusammenkunft der Herzogin von Orleans mit ihrem Bruder zu Dover, im Juni 1670, ward der Vertrag zu Stande gebracht, die Summe der Subsidien bestimmt (5 Millionen Livres), welche Frankreich in verschiedenen Terminen zu zahlen habe: auch über eine Truppenhülfe zur Katholisirung Englands wurde Abrede getroffen. Zu dem holländischen Kriege

beschloß man die Flotten beider Mächte unter dem Herzog von York zu vereinigen; den Angriff zu Lande sollte Ludwig XIV. übernehmen, nicht jedoch ohne englische Hülfstruppen; aus den Spolien der Republik sollte Sluys, Walcheren und Catsand an England fallen. Nothwendig mußte auch dieser Vertrag sorgfältig geheim gehalten werden; nicht einmal die protestantischen Minister des Königs Carl durften davon etwas erfahren. Mit diesen ist ein anderer Vertrag, der die Bestimmungen über die Religion nicht enthielt, mit allem Eifer, als wäre er der echte, unterhandelt worden und am Ende des Jahres zu Stande gekommen.[1]

Aussichten von einem unermeßlichen Horizont knüpften sich für Ludwig XIV. an seine geheimen Verträge. Die Aufrechthaltung seiner Ansprüche an die spanische Monarchie war der Zweck des einen und ward in dem andern vorausgesetzt. Auf der einen Seite lähmte er jede eigene Bewegung von Oesterreich; auf der andern zog er die Kräfte, über welche das Königthum in England gebot und die es noch gewinnen konnte, in sein Interesse. Die in Holland regierenden städtischen Aristokratien hatten sich als der Mittelpunkt einer selbständigen europäischen Politik ihm in den Weg stellen wollen; er rechnete darauf, daß er die Ansprüche des Hauses Oranien gegen sie erwecken, und sie so durch den mannigfaltigsten Angriff von außen und innen zu Grunde richten werde.

Johann de Witt, der bei dem Abschluß der Tripelallianz gegenseitige Hülfleistung der drei verbündeten Mächte unter einander zu stipuliren versäumt hatte, mußte nun erleben, daß seine Verbündeten nicht sowohl von ihm abfielen, als sich geradezu gegen ihn wandten: wie England, so auch Schweden. Wenn gleich Frankreich durch seinen letzten Vertrag des Kaisers

[1] Die nähere Kenntniß von diesen Unterhandlungen verdankt man ebenfalls der Sammlung von Mignet. Vertrag von Dover 22. Mai/1. Juni 1670 III, 187; der formelle 21./31. Dec. ib. 256.

und durch frühere oder jetzt erneuerte der meisten andern deutschen Fürsten sicher war, so ließ sich doch nicht wohl denken, daß die Republik bei keinem von allen Unterstützung finden würde. Um eine solche zu verhindern oder unnütz zu machen, wurde Schweden von Frankreich herbeigezogen. So eben war dort der wärmste Anhänger dieser Macht, der Kanzler Magnus de la Gardie, wieder in die Geschäfte getreten; mit freudestrahlendem Angesicht verkündigte er eines Tages im November 1671 dem nun nach Stockholm versetzten französischen Gesandten Pomponne, daß der Beschluß, die alte Allianz mit Frankreich zu erneuern, in dem Reichsrathe durchgegangen sei. Schweden verlangte ansehnliche Subsidien, aber es versprach, gegen die deutschen Reichsfürsten die Waffen zu ergreifen, welche den Holländern beistehen würden.

Niemand hätte an sich hiezu größere Neigung gehabt, als der nächste und eben darum gefährdetste Nachbar des Königs selbst, Carl IV. von Lothringen. Er hat gesagt, er fühle sich nicht sicherer in seinem Lande, als ein Vogel auf dem Baume. Um wieder zu einem Zustand von Sicherheit zu gelangen, suchte er seine alten Verbindungen mit Spanien zu erneuern, oder neue mit Holland zu schließen; aber die Franzosen waren zu wachsam, als daß ihnen seine Absicht entgangen wäre. Ludwig begann seine Feindseligkeit gegen die Tripelallianz damit, daß er den Herzog, der an derselben Schutz zu finden gehofft hatte, ohne Weiteres aus seinem Lande vertrieb. Bereits im Sommer 1670 nahm es der Marschall Crequy in weniger als einem Monat in Besitz; er hielt es für eine Art von Triumph, in dem eigenen Bette des Herzogs zu schlafen. Der König meinte durch dessen politische Schwankungen die Gewaltthat zu rechtfertigen: in Europa regte sich Niemand ernstlich für ihn.

Auch in den Schweizer Cantonen bemerkte man eine Neigung, mit den Holländern in Verbindung zu treten; aber der König hatte ein unfehlbares Mittel, sie zu dämpfen, in der Hand. Er ließ die Orte, die nicht schriftlich versprechen würden,

davon abzustehen, mit Zurückhaltung der ihnen bewilligten Jahrgelder bedrohen. Dazu kam der Einfluß der Kriegsführer, die in seinem Dienste standen oder in denselben treten wollten. Bei der neuen Organisation des Heeres hatte Ludwig XIV. den Schweizern einige ihrer bisherigen Vorrechte entzogen: in der Schweiz ließ man selbst an entscheidender Stelle nicht unbemerkt, daß das Unternehmen des Königs einem glaubensverwandten Lande gelten werde; alles dieß aber hinderte seine Werbungen nicht: die Jugend von beiderlei Bekenntniß strömte so zahlreich wie jemals unter seine Fahnen: bei 20,000 Mann traten in französischen Dienst.[1]

Und zur unmittelbaren Benutzung derselben bot ihm ein deutscher Fürst die Hand. Maximilian Heinrich, Kurfürst von Cöln, wollte nicht länger ertragen, daß seine Feste Rheinberg von einer holländischen Besatzung seinem Gehorsam entzogen und seine Hauptstadt in ihren Eingriffen in seine Jurisdiction durch die Generalstaaten bestärkt wurde; überdieß mochte er das Geld nicht entbehren, das ihm aus französischen Kassen zufloß; er willigte ein, eine schweizerisch-französische Schaar in seine Festung Neuß aufzunehmen. Der Führer wurde von ihm öffentlich in Pflicht genommen, heimlich aber seines Eides sofort wieder entlassen; Neuß war dem König verpfändet und zu seinem Kriegsmagazin erkoren.[2] In Deutschland erstaunte man über die Menge von Lebensmitteln und Kriegsbedarf, die von allen Seiten, unter anderm auch aus den bergischen Eisenhütten, dahin zusammengeschafft wurden; bald aber sollte man

[1] Nach der Erzählung von Zurlauben brachte der Kanzler von Bern die Worte in den Tractat: „que les troupes ne serviroient point contre ceux de leur religion.“ — Stouppa fügte hinzu: et ce en conformité des alliances et des lettres annexes, in denen nur die französischen Hugenotten ausgenommen waren. Histoire militaire des Suisses VII, 136.

[2] Michiel: Relatione di 1674: per provedere alle occorenze si scielsero li stati dell' elettor di Colonia. Travagliava Louvoa per rendere in buon stato le fortificationi di Nuys, che racchiudeva in se il nervo della guerra.

noch mehr erleben. Der Kurfürst Erzbischof entschloß sich, ein sehr ansehnliches Heer zur Theilnahme an dem Kriege ins Feld zu stellen: zum Besten seiner Lande, wie es in dem Vertrage hieß, deren Ruhe von den Holländern unaufhörlich gestört sei, zum Vortheil der katholischen Religion. Ihm selbst möchte es schwer geworden sein, die ganze gegen die Holländer erforderliche Macht zusammenzubringen; aber unter seinen geistlichen Nachbarn war einer, der es liebte, wie man sagte, den Kriegsmantel um das geistliche Gewand zu schlagen, der Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen. Einer ausdrücklichen Stipulation, die das gut hieß, zufolge, machte sich der Bischof von Münster anheischig, etwas mehr als die Hälfte der Truppen ins Feld zu stellen, wofür ihm von den von Frankreich bewilligten und von Monat zu Monat in blanken Thalern zu Metz zu zahlenden Subsidien auch der größere Theil zufallen sollte. Wenigstens so weit gedachten die Bischöfe ihres Verhältnisses zum deutschen Reiche, daß sie sich von dem König zusagen ließen, das Reich selbst nicht zu bekriegen und keine Eroberung an dem rechten Ufer des Rheins und der Maas für sich zu behalten.[1]

So gelang es dem König, nicht allein wie bei seinem ersten Unternehmen, den Feind, den er bekämpfen wollte, beinahe vollständig zu isoliren, sondern die Macht der Nachbarn desselben, mochten sie bisher seine Gegner oder seine Freunde gewesen sein, gegen ihn ins Feld zu bringen. Von allen Seiten her konnte er ihn angreifen.

Die Holländer, welche die Gefahr sich entwickeln sahen, ohne daß ihnen eine begütigende Unterhandlung gestattet worden

1 Louvois au roi, 10 janvier: er sendet dem König zwei Verträge: 1) einen, par lequel V. M. traite seule avec le Pr. Électeur; 2) den andern, de S. A. É[le] avec M. l'Évêque de Munster relatif au premier. Campagne de Hollande sous les ordres du duc de Luxembourg. Nur der erste ist vorhanden, aber aus Alpen, Leben des Bischofs, erfahren wir die Stipulationen des zweiten.

wäre, hatten Niemand für sich, als die spanische Regierung, welche die Untrennbarkeit der Interessen beider Niederlande vollkommen begriff, und den Kurfürsten von Brandenburg, der sich von den Anträgen der Franzosen und des cölnischen Ministers Fürstenberg [1] nicht hatte bestricken lassen; aber die Kräfte der ersteren waren erschöpft, die des zweiten noch nicht vereinigt; zunächst war die Republik allein auf sich selbst angewiesen. Sie meinte auch unter diesen Umständen ihre Sache nicht aufgeben zu dürfen. Noch besaß sie das Vertrauen wenigstens der geldbesitzenden Bürgerschaften, wie der gute Erfolg ihrer neuesten Anleihe zeigte; sowohl Leibrenten als gewöhnliche Obligationen fanden einen reißenden Abgang. Und wie sollten die Holländer ihrer so oft an fremden Gestaden siegreich gebliebenen Marine nicht auch die Vertheidigung der eigenen zutrauen? Zu Lande erwarteten sie ihren Feind zunächst vor Mastricht; denn Ludwig XIV. werde nicht allen Kriegsregeln zuwider einen so bedeutenden Platz in seinem Rücken lassen; dahin warfen sie ihre besten Truppen und bewährtesten Führer. [2] Die Gefahr, mit welcher die Erhebung ihrer beiden geistlichen Nachbarn sie bedrohte, mißkannten sie nicht; sie hoben je den zwölften Mann in Holland aus, um hier an den bedrohten Stellen einen volksthümlichen Widerstand zu leisten: dem Prinzen von Oranien war ein fliegendes Lager anvertraut; durch den Isselstrom, längs dessen sie Schanzen aufwarfen, und die vorliegenden Festungen meinten sie hinreichend gesichert zu sein. Nicht als ob sie auf alle die kleinen Forts, die sie nur

[1] Sehr auffallend ist dessen Vorschlag, die Provinzen unter die verschiedenen Mächte, jedoch dergestalt zu theilen, daß sie einen Staat bilden sollten. Vgl. Ennen: Frankreich und der Niederrhein I, 237.

[2] Mémoire de Turenne sur la campagne de 1672. Les Hollandais avaient mis une grande garnison dans Mastricht et envoyé un grand corps de troupes dans beaucoup de places des Espagnols. (Lettres etc. II, 15.) Grimoard selbst hat dieß bei der Herausgabe der Werke Ludwigs XIV. übersehen.

nicht sogleich zu verlassen sich entschließen konnten, gezählt hätten, aber in einigen glaubten sie sehr haltbare Außenwerke ihres Staates zu besitzen, wie in Wesel, das sie als den Riegel des Landes bezeichneten: Rheinberg, das durch ihren geschickten Ingenieur Busch vor Kurzem zu einem rechten Muster von Festung gemacht worden sei, und, sollte der Feind ja so weit kommen, das alte Nimwegen mit seinem Falkhoff werde ihm hinreichend zu schaffen geben.

Der König hatte beschlossen, mit drei Armeen im Feld aufzutreten; die erste, bei der er sich selbst befand, von 20,000 Mann zu Fuß, 12,000 Mann zu Pferd, sammelte sich bei Charleroi. Der venetianische Gesandte Michiel hat ihren Aufmarsch geschildert, so weit er ihn eines Morgens in der Ebene beobachtete. Zuerst erschienen ein paar Haufen Reiterei, um die Sicherheit nach beiden Seiten zu erkunden und zu befestigen, dann das Feldgeschütz, hierauf die Kriegskasse, die man auf 12 Millionen Livres schätzte, nach derselben das Gepäck. Man unterschied den königlichen von Musketärs umgebenen Wagen, in dem die Kostbarkeiten, die in das Feld mitgenommen waren, transportirt wurden. Es folgten die Pferde, zum Theil in weiter Ferne gekauft und kostbar, alle ausgesucht; sie wurden an der Hand geführt. Hinter ihnen, den Colonnen des Heeres voran, ritt der König daher, von einer glänzenden, kriegslustathmenden Ritterschaft begleitet. Auch der friedliche Berichterstatter fühlt sich unter dem Wiehern der Rosse und dem Schmettern der Trompeten militärisch angeregt. Zu der Armee des Königs gehörte Turenne, der sich schon weiter vorwärts an der Maas aufgestellt hatte; eine zweite ward von Condé bei Sedan gesammelt, die dritte ist die cölnisch-münsterische, bei welcher Luxemburg, der ihr eine französische Abtheilung zuführte, den Oberbefehl übernahm. Man braucht diese Namen nur zu nennen, um sich zu erinnern, daß die Blüthezeit der französischen Kriegskunst unter dem bourbonischen Königthum gekommen war. Auch Martinet, der

Begründer der Disciplin im Einzelnen, der große Ingenieur Vauban waren zugegen. Louvois besaß die Geschicklichkeit und nachdrückliche Energie, die dazu gehört, so große Waffenkörper in geordneter Bewegung zu erhalten.

König Ludwigs Sinn war nicht, seinen Feldzug nach der vermeinten Kriegsregel zu führen und den Stier, wie man sagt, bei den Hörnern zu packen. Er hatte so viel Truppen, daß er Mastricht durch eine Blokade unschädlich machen und ohne Besorgniß in seinem Rücken liegen lassen konnte. Eine doch auf keinen Fall rasch zu beendigende Belagerung, wie diese, würde die Aufmerksamkeit der Welt abgespannt haben; er wünschte durch große Erfolge in Erstaunen zu setzen. Noch in Paris hatte er sich ausgedacht, wie er die im clevisch-cölnischen Gebiete von den Holländern besetzten vier Festungen auf einmal angreifen und erobern könne. Es war die schwächste Seite der holländischen Defensive: eben dahin warf er sich mit aller seiner Macht und in geschwindester Bewegung, so daß er noch einige Tagmärsche früher anlangte, als ursprünglich beabsichtigt war. Daß Bürich und Orsoi ohne Widerstand fielen, hatten die Holländer selbst erwartet; was sie aber erschreckte und in der That die schwersten Folgen nach sich ziehen mußte, war der rasche Fall von Wesel und Rheinberg. In Wesel war soeben erst das Commando gewechselt worden; der neue Commandant kannte weder die Stimmung der Bürger noch die eigentliche Beschaffenheit der Festung; überdieß ward er überrascht, an der Brustwehr ließ er noch arbeiten, als Condé ihn bereits angriff. Aus Rheinberg waren vor Kurzem einige Compagnien, deren man daselbst bedurft hätte, abgeführt worden; so daß die Mehrzahl der Capitäne urtheilte, die Garnison sei zu schwach, um die Außenwerke zu vertheidigen, ja auch nur um sie zu sprengen.[1] Man sprach von Verrath, doch ist es

[1] Schriftliche Vota der Officiere in Rheinberg, bei Valkenier, Verwirrtes Europa Bd. I, Anhang Nr. 39.

nicht klar, mit welchem Recht. Alle diese Plätze fielen dem König sofort in die Hände, und sein Kriegsheer konnte sich unaufgehalten — denn auch Rees und Emmerich behaupteten sich nicht — an den beiden Ufern des Rheines auf die innern Vertheidigungslinien der Holländer stürzen.

Diese waren hauptsächlich durch die das Tiefland umfassenden Fluthen des Rheines in seinen verschiedenen Armen gebildet. Noch bessern Schutz als die Issel gewährte auf der andern Seite die breite reißende Strömung der Waal. Der Rheinarm, der sie beide verbindet, war von einer Abtheilung der oranischen Truppen noch besonders vertheidigt. Durch Gewässer und Mannschaften und das vorliegende Nimwegen schien das alte Batavien noch immer hinreichend geschützt.

Da gelang es dem König, den Rheinarm unfern der Schenkenschanz in der Nähe des dortigen Zollhauses ohne Aufenthalt zu überschreiten. In der Reihe militärischer Handlungen mag diese nicht den ganzen Ruhm verdienen, den sie damals dem König verschaffte, aber sie ist schon durch ihren Charakter von frischer Keckheit und persönlicher Freudigkeit, welche noch einmal die Regel und Zucht der neuern Kriegführung unerwartet unterbrach, bemerkenswerth. — Eine wahrscheinlich von einem katholischen Bauer, wie denn religiöse Sympathie den Franzosen überall zu Statten kam, angezeigte Untiefe wurde zuerst von dem Grafen von Guiche versucht, der die Gnade des Königs verloren hatte und jetzt vor Begierde brannte, sie durch eine rühmliche Waffenthat wieder zu erlangen; die Reiter, die er befehligte, waren auf der Stelle bereit, ihr Gepäck zurückzulassen und ihm zu folgen;[1] eine glänzende Schaar von Edelleuten, Coislin, Vendome, Vivonne, viele andere aus der Umgebung des Königs oder des Prinzen von Condé schlossen sich an,[2]

[1] Guiche: Relation du passage du Rhin. Mémoires 407.

[2] Michiel: Il C^te^ di Vandomo corce pericolo di affogarsi, se respinto nella sella non lo rimetteva il C^te^ di Vivona.

auch Catinat war bei ihnen; bei dem ersten Anlauf auf das jenseitige Ufer wurden sie zurückgetrieben, und in dem Fluß selbst hat man geschlagen: bei dem zweiten, ansehnlich verstärkt, faßten sie Fuß; nur die ungeduldige Kampfbegier, die sie gegen die zurückweichenden Feinde vorwärts trieb, zog ihnen einige herbe Verluste zu: unter Andern ward hier der junge Longueville, der sich zum König von Polen bestimmt glaubte, getödtet, der Prinz von Condé, der auf einem Nachen herübergekommen war, indem er die unvorsichtig Vordringenden zurückzuhalten suchte, verwundet; — aber indeß war auch schon ein starker Rückhalt von sechstausend Mann übergesetzt; eine Brücke konnte geschlagen werden, Turenne, der nun die Armee Condé's übernahm, die Betau weit und breit durchziehen. Und wie auch die militärische Schätzung dieses Unternehmens ausfallen mag: es war für den gesammten Krieg entscheidend.

Keinen Augenblick länger konnte sich der Prinz von Oranien an der Issel halten, aber auch Utrecht, wohin er sich zurückzog, war nicht zu behaupten, da es seine Vorstädte nicht aufgeben wollte. Alle Mittel der Vertheidigung zeigten sich ungenügend, weil die Menschen fehlten, welche sie hätten in Anwendung bringen sollen. Aachen und die Schenkenschanz, Dorsberg und Zütphen, Utrecht selbst, endlich auch Nimwegen fielen in die Hand der Franzosen und ihrer Verbündeten. Wie gewaltig stürmte nun der Bischof von Münster daher. Durch sein wildes Feuer und die ungebändigte Rohheit seines Wesens setzte er die Freunde in Erstaunen und die Feinde in Schrecken. Ueber dem ganzen Lande lag jenes betäubende Gefühl, wo ein Jeder, an den öffentlichen Dingen verzweifelnd, nur sein persönliches Dasein zu retten sucht. Die klassisch gelehrten Holländer sagen, wäre das Schicksal nicht dagegen, der Sinn des Feindes nicht verwirrt gewesen, so würde die weltgleiche Handelsstadt Amsterdam in seine Hand gefallen sein. Aber auch ohnedieß war sein Erfolg unerwartet, unerhört. Von den sieben alten Provinzen beherrschte der König ihrer drei in voller Ausdehnung:

die beiden östlichen schienen seinen Verbündeten verfallen zu sein; um wenigstens Holland zu schützen, ordnete der Prinz eine Defensionslinie an, aber schon flüchtete man auch von da nach Seeland, ja nach Hamburg, Dänemark und nach England selbst, so feindlich es jetzt auch war. Zur See hatte Ruyter den vereinigten Flotten heldenmüthigen Widerstand geleistet,[1] doch kreuzte der Herzog von York an der Doggersbank und machte sich Rechnung auf eine Landung.

In diesem Sturm der Gefahr gingen die Generalstaaten, noch unter der Leitung von Johann de Witt, zu Rathe, wie wenigstens der Untergang zu vermeiden sei. Es leuchtete ein, daß sie den vereinten Angriff der beiden Mächte nicht bestehen konnten: aber ihre erste Annäherung an England war nicht allein vergeblich gewesen, sie fürchteten auch, die englische Nation habe die Absicht, ihre Handelsmacht zu vernichten, die ihr ein Dorn im Auge sei, und der König wolle den Prinzen von Oranien zum Herrn und Meister der Niederlande machen. Parteistellung, nationales Interesse und Erinnerung der frühern Verbindung vermochten sie, ihre Rettung bei Dem selbst zu suchen, von dem der Angriff ausgegangen war. In einem Schreiben, das kaum demüthiger sein könnte, flehten sie Ludwig XIV. an, ihnen die Bedingungen zu bezeichnen, unter denen er ihnen sein früheres, von den Vorfahren ererbtes Wohlwollen wieder schenken wolle. Den Gesandten, der früher an seinem Hofe gestanden und seine Gnade besessen hatte, Peter de Groot, Sohn Hugo's, schickten sie jetzt in sein Hoflager mit Anträgen, wie dieser sie selbst für genügend hielt. Groot erklärte sich ermächtigt, dem König eine Zahlung von zehn Millionen Livres für seine Kriegskosten, hauptsächlich aber die Abtretung der nicht ursprünglich zu der Vereinigung der sieben

[1] „Con vigore e quasi con victoria." Michiel, der es übrigens bei der damaligen Art der Flotten, gegen einander zu kanoniren, sehr erklärlich findet, daß der Sieg meistens zweifelhaft blieb.

Provinzen gehörigen, nach und nach im Kriege herbeigebrachten Landschaften, die man die Generalitätsländer nannte, anzubieten. Denn dahin ging zwar nicht die ohne Ausnahme allgemeine, doch die bei weitem überwiegende Meinung der Staaten, daß die Behauptung der alten Provinzen in ihrer Integrität und in ihrer Verfassung zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit hinreichen werde. Wer sieht nicht, welchen Werth diese Erwerbungen für Frankreich gehabt haben würden. Mastricht und Venlo, Herzogenbusch und Breda wären ihm ohne weitere Anstrengung zu Theil geworden: es hätte in der Mitte zwischen den spanischen und holländischen Provinzen eine Stellung eingenommen, durch die es bei dem Nachdruck seiner Macht und seiner Waffen nach und nach wahrscheinlich beide unterworfen hätte. Ludwig konnte sich dennoch nicht entschließen, das Anerbieten anzunehmen. Wenn man nach dem Grunde dafür fragt, so liegt er nicht darin, daß er den Werth desselben nicht anerkannt hätte, sondern vor Allem in seiner Verbindung mit England. Er wollte und durfte seinen Vertrag mit Carl II. nicht brechen, denn leicht hätte er dadurch dessen Waffen gegen sich selbst herbeigezogen. Doch war er auch nicht geneigt, denselben ganz nach dem Wortlaut zu erfüllen. Um den ihm angebotenen Landstrich vollständig und in militärisch haltbaren Grenzen in seine Hände zu bringen, meinte er die Engländer nicht Meister in Catsand und Sluys werden lassen zu dürfen;[1] er wollte sie dagegen mit Delfzyl entschädigen, wo einst schon der Herzog von Alba einen Seehafen hatte gründen wollen; für sich selbst verlangte er noch das am linken Ufer der Waal liegende Gebiet von Gelderland, dessen alte Hauptstadt Nimwegen eingeschlossen. Dadurch verletzte er aber den Grundsatz der Integrität der alten Grenzen, dessen Aufrechthaltung allein

[1] Fragment seines Schreibens bei Mignet IV, 35. Schon bei Feuquieres (Mémoires II, 37) finden sich die seitdem überall wiederholten verwerfenden Urtheile über das Verhalten Ludwigs XIV.

den Holländern so große Verluste erträglich gemacht hätte. Und überdieß wollte er in die bestehende Verfassung eingreifen, indem er nicht allein die freie Religionsübung für die Katholiken, sondern auch ihre Zulassung zu den öffentlichen Aemtern forderte. Sein Erfolg war so rasch und umfassend, die Lage von Holland so verzweifelt, daß seine Umgebung Alles für erreichbar hielt. Und in der That hat Peter de Groot die Gewährung auch dieser Zugeständnisse hoffen lassen.[1] Dieser Staatsmann erscheint jedoch weniger fest und klug, als zuversichtlich und schwatzhaft. Der an sich schon kaum jemals zu lösenden Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, zugleich die Verhandlungen mit der auswärtigen Macht zu führen und die innern Beschlußnahmen, die zur Behauptung derselben nöthig waren, hervorzurufen, war er nicht gewachsen. Selbst bei seiner eigenen, der aristokratischen Partei, welche ihm seine Aufträge doch nur mit zweifelhafter Gültigkeit ertheilt hatte, wäre er schwerlich jemals durchgedrungen. Aber so eben verlor diese den Boden unter den Füßen. Ihre politischen Tugenden und ihre politischen Fehler, jener Muth, mit dem sie den Zorn des übermächtigen Gegners reizte, und dann doch der Mangel an Umsicht und Energie, durch den es geschah, daß das Land nicht an allen seinen Grenzen in Vertheidigungsstand gesetzt, kein Bundesgenosse gerüstet im Felde war, ihre Unglücksfälle selbst, denn keineswegs hing Alles von ihren Versäumnissen ab, wurden den Führern als Verbrechen angerechnet; die letzten Annäherungen an Frankreich ließen sie in den Augen der Unwissenden als Verräther erscheinen. Plötzlich erhob sich aus den Tiefen des gährenden Volksgeistes die Empörung, die kein Gesetz mehr anerkennt. Dazu wirkten die bisher niedergedrückten populären Elemente der Verfassung, die gegen den Druck reagirten, die mannigfaltigen persönlichen Feindschaften, welche die

[1] Michiel: promise fra tre giorni il ritorno al campo, insinuando e ne' ministri e nell' universale poco men che sicure speranze di pace.

herrschende Partei erweckt hatte, die Verehrung des Hauses Oranien, besonders des damaligen Prinzen, in dem man gleichsam ein Opfer ihrer Herrschsucht sah. Dahin war es nun einmal gekommen, daß die Republik verloren war, oder sich von innen her umgestalten mußte. Der Großpensionarius und sein Bruder starben eines gräßlichen und unverdienten Todes; ihre ganze Partei ging zu Grunde: Groot wußte sich wenigstens noch persönlich zu retten. Dagegen gelangte Wilhelm III. von Oranien zu den Würden seiner Vorfahren und zur Leitung der Republik. Der aber war weit entfernt, den Anträgen der beiden Könige Gehör zu schenken: sein Entschluß stand fest, die Republik, deren Leitung ihm jetzt zufiel, in ihrer ganzen Macht und ihrer vollen Unabhängigkeit, zu welcher auch der religiöse Charakter ihrer Verfassung gehörte, zu behaupten.

Ludwig XIV. hatte eine der glänzendsten Unternehmungen ausgeführt, welche in der Geschichte der europäischen Staaten vorkommen, und zwar mit großer persönlicher Genugthuung. Vor seinen Augen war eine und die andere Festung eingenommen worden; unter dem Scheine von brennenden Fackeln war er herbeigeeilt, um dem Uebergang über den Rhein wenigstens beizuwohnen; von seinem siegreichen Feldlager aus hatte er die namhafteste der von seinem Heere eroberten Städte, Utrecht, durchritten; die Republikaner, die sich ihm zu widersetzen gewagt, hatte er niedergeworfen und vernichtet; man hatte ihm eine Erweiterung seines Reiches angetragen, wie sie noch keinem seiner Vorfahren war geboten worden. Da jetzt die beginnenden Landesüberschwemmungen weitere Fortschritte schwierig machten, kehrte er bereits mitten im Sommer nach St. Germain zurück.[1]

Bei seinem ersten Feldzug im Jahr 1667 hatte er, da er gerüstete Feinde, vor allen England sich erheben sah, die

[1] Vgl. Turenne, Lettres et mémoires II, 16. Daraus ergibt sich noch mehr, daß die Motive, welche Quincy angibt, chimärischer Natur sind.

errungenen Vortheile durch einen billigen Frieden zu fixiren gesucht; jetzt schien ihm dieß nicht so nöthig, denn einen einzigen Gegner ausgenommen, der ihm nicht bedeutend vorkam, stand ihm kein anderer gegenüber; überdieß fesselte ihn das Verhältniß zu seinen Bundesgenossen: mit England erneuerte er seinen Vertrag und forderte von den Holländern die Befriedigung auch dieser Macht; was er begonnen hatte, meinte er, werde in Kurzem durch seine Generale vollendet werden.

Zweites Capitel.

Sechs Jahre allgemeinen Krieges; von 1673 bis 1678.

Oft haben in früheren Jahrhunderten, wenn Ueberwältigungen vorkamen, die Bedrängten bei Frankreich Schutz gesucht und gefunden; an wen aber sollten sie sich wenden, sobald die schützende Macht sich in die bedrängende verwandelte? Wer war noch sicher in der Welt, wenn sich England und Frankreich zu ungerechten Angriffen auf die Schwächern vereinigten?

Wohl hat die Natur jedem Lande seine eigenen Schutzmittel verliehen: was Bollwerke und Kanonen an so vielen Stellen der vereinigten Niederlande nicht vermocht, das leisteten an andern die Moräste und Wasserwerke. Für den menschlichen Ehrgeiz liegt etwas Beschämendes darin, daß die Angriffe der Franzosen durch die Trockenheit der ersten Sommermonate unendlich gefördert worden waren — denn sonst würde der Rhein so leicht wohl nicht zu überschreiten gewesen sein — und durch das Regenwetter der späteren, welches alle Canäle anfüllte und die Ueberfluthungen des Landes erleichterte, eben so sehr gehindert wurden. Das sind nun einmal die Bedingungen des menschlichen Daseins. Im nächsten December dachte der Marschall Luxemburg den eingetretenen Frost zu benutzen, um nach dem Haag durchzubrechen. Man erzählt, als ein plötzliches Thauwetter den Anschlag rückgängig machte, habe das französische Kriegsvolk im Sinne seiner celtischen Altvordern die

Schwerter gegen den Himmel gezückt, welcher ihnen entgegen sei. Die Sage fügt dem Naturgemäßen das Wunderbare hinzu. Man hat damals erzählt, der Befehlshaber der englischen Flotte sei im Begriff gewesen, eine Landung zu versuchen, aber eine Ebbe ungewöhnlicher Dauer habe die Fahrzeuge dann so lange vom Lande entfernt gehalten, bis Ruyters Geschwader in Sicht gekommen sei: „von schiff- und seeerfahrenen Leuten werde versichert, daß die Wasser ihren ordentlichen Lauf und Ablauf nicht gehalten haben.“[1]

Streiten wir nicht mit der kindlich religiösen Auffassung, in Zeiten, wo sie eine so tiefe und kräftigende Wirkung auf die Gemüther ausübte. Als im nächsten Jahre die feindlichen Flotten sich den Küsten abermals näherten, lag alles Volk in der Nachbarschaft auf den Knieen, um den Schutz Gottes für die vertheidigende Seemacht anzuflehen. Und so innig sie beteten, so tapfer stritten sie. In Kurzem konnten die Fasttage in Dankfeste verwandelt werden.

Wenn der katholische Gedanke ein Moment der Verbindung zwischen den beiden Königen und ihrer Macht bildete, so ließ das protestantische Gemeingefühl die Vertheidigung nicht allein den Betroffenen selbst als eine religiöse Pflicht erscheinen: es verschaffte ihnen nun auch ihrerseits Verbündete. In der englischen Nation trat die mercantile Eifersucht allmählich vor der religiösen Sympathie zurück. Der Kurfürst von Brandenburg, mit dem die Generalstaaten ihren Bund erst dann zu Stande brachten, als ihre Sache eigentlich schon so gut wie verloren zu sein schien, ergriff dieselbe dennoch, weil er in der Republik eine Burg des Protestantismus und eine Vormauer gegen das vordringende Uebergewicht von Frankreich sah. Kaiser und

[1] Burnet History of his own times 228. I heard it from many eyewitnesses and no doubt of the truth was made by any of the Hague. So versichert das Schreiben aus Rotterdam: „daß Landungen der Engländer bei Briel und im Texel jedesmal durch die wunderliche (wunderbare) Hand Gottes und entstandene Stürme wunderlich verhindert worden.“

Reich, die Friedrich Wilhelm aufrief, hätten sich ihm wohl mit allem Eifer beigesellen sollen, da die deutschen Grenzen von den Franzosen überschritten, deutsche Gebiete, zur Basis ihrer Angriffe gegen Holland gemacht, weit und breit von ihren Truppen besetzt worden waren. Auch entschloß sich der Wiener Hof, eine Armee zum Schutz des Reiches ins Feld zu stellen: aber er war weit entfernt, mit Frankreich zu brechen. Dem eventuellen Theilungsvertrag war vielmehr ein anderer gefolgt, in welchem die kaiserlichen Minister eine katholische Tripelallianz erblickten. Der Aachener Friede war darin erneuert und die Garantie desselben zu Gunsten Spaniens auch dem Kaiser zugelassen, der dagegen ausdrücklich versprach, sich in den Krieg mit Holland nicht zu mischen. Denn vor Allem darauf, daß kein Hader zwischen dem Haus Oesterreich und Frankreich ausbreche, schien der allgemeine Friede zu beruhen. Und so bekam der kaiserliche General den Auftrag, den Kurfürsten, mit dessen Truppen er die seinen verband, weniger zu unterstützen als zu zügeln. Was sollte aber ein Heer ausrichten, dessen Führer entgegengesetzten Directionen folgten? Dem Marschall Turenne konnte es nicht schwer sein, demselben zu widerstehen. Umfassende militärische Pläne, wie sie der Prinz von Oranien und der Kurfürst verabredeten, ließen sich nicht ausführen, da der kaiserliche Heerführer seine Mitwirkung dazu versagte. Wir wollen die Ansicht der ohnehin verwickelten Angelegenheiten nicht noch durch eine Aufzählung einzelner Unternehmungen und Züge stören: bemerken wir nur, daß der Kurfürst sich glücklich schätzen mußte, nach einiger Zeit einen Frieden zu erlangen, durch den seine clevischen Besitzungen wieder in seine Hände kamen, König Ludwig aber im Sommer 1673 die Belagerung von Mastricht unternommen und, ohne von einem Feinde daran gehindert zu werden, durchgeführt hat. Auf dem Congreß, der sich damals zu Cöln versammelte, stellte er noch immer Forderungen auf, deren Gewährung ein unabhängiges politisches Dasein der Republik unmöglich gemacht hätte. Auf militärische Bewegungen,

die im Innern von Deutschland vorgingen, antwortete er mit der Drohung, den Rhein, über welchem ihm zwei Zugänge offen stünden, selber überschreiten, Turenne nicht allein verstärken, sondern mit seiner Gegenwart unterstützen zu wollen.

So hoch auch immer die Mittel der Vertheidigung anzuschlagen sind, welche die Natur des Landes und die religiöse Sympathie darbieten, so hat sich doch oftmals gezeigt, daß sie in großen Gefahren nicht ausreichen; wie ja auch die Staaten auf diesen Momenten nicht allein beruhen. Die Republik der Niederlande mußte denselben zum Trotz zu Grunde gehen, wenn ihr nicht noch eine andere ausreichende politisch-militärische Unterstützung zu Theil wurde.

Man hat es der spanischen Monarchie fast vergessen, daß sie in dieser Sache ihrer alten Feinde die Initiative ergriff.

Zwei Parteien standen einander im spanischen Staatsrath gegenüber, von denen die eine, als deren Führer Graf Pennaranda erscheint, die Erhaltung des Friedens mit Frankreich forderte, hauptsächlich deßhalb, weil Spanien weder Geld noch Truppen habe, um den Krieg zu führen, die andere sich an den frühern Gouverneur der Niederlande, Marquis de Castelrodrigo, hielt, einen Mann von Geist und Redegabe, welcher die Nothwendigkeit, den Uebergriffen von Frankreich unverzüglich, so lange es nämlich noch irgend möglich sei, zu widerstehen, hervorhob.[1] Die ruhige, auf Spanien allein gerichtete Erwägung der erstern wich allmählich dem Eifer und den mehr europäischen Anschauungen der andern. Während der Kaiser sich noch immer enger mit Frankreich vereinigte, verabredeten spanische Bevollmächtigte im Haag einen Auxiliartractat mit Holland, der, trotz aller Gegenwirkungen Frankreichs, Englands und selbst des Kaisers, in Madrid ratificirt wurde. Nicht als

[1] Carl Contarini, Rel^{ne} de Spagna 1672: nelle materie correnti viene attentamente rimirato il suo voto, dovendosi principalmente al di lui vigore e facondia ascriver il metodo delle risolutioni presenti, su quali quel governo procede.

wäre Spanien schon entschlossen gewesen, zu einem Bruch mit Frankreich zu schreiten; durch einen Artikel des pyrenäischen Friedens glaubte es zu einer einfachen Hülfeleistung berechtigt zu sein. Aber nicht so verstand Ludwig XIV. diesen Artikel. Als die spanische Regierung in den Niederlanden den Holländern wirklich Hülfe leistete, namentlich bei einem kühnen, wiewohl alsdann vergeblichen Versuch des Prinzen von Oranien auf Charleroi, unter dem Grafen von Monterey, erklärte dieß Ludwig XIV. für einen Bruch der bestehenden Verträge, an die auch er nun nicht mehr gebunden sei; im Einverständniß mit ihm nahm der König von England seine Garantie des Aachener Friedens zurück. Und um so gefährlicher mußten diese Bedrohungen nach dem Falle von Mastricht erscheinen, durch welchen die spanischen Niederlande, zu denen ja dieser Platz, der den Holländern nur als Pfand überlassen worden war, ursprünglich gehörte, den Angriffen der Franzosen vollends bloßgestellt wurden. Sollten die Spanier, schwach an sich, wie sie waren, und erschöpft durch ihre früheren Verluste, nicht vor einem offenen Kriege mit dem mächtigen Nachbar zurückschrecken? Das ererbte Selbstgefühl, das Bewußtsein einer großen politischen Stellung behielt in ihnen noch einmal die Oberhand. Die Freunde Monterey's machten geltend, daß der Fall von Mastricht eben hauptsächlich aus den Zögerungen und der Unentschiedenheit der bisherigen Politik herrühre: wäre man entschlossener, so würde man auch den Kaiser mit sich fortreißen. Die spanische Regierung beschloß, an einem Kriege, dessen Erfolg auf sie selber zurückfallen mußte, auch selber Theil zu nehmen. Aus den Aeußerungen populärer Antipathie, welche der französische Gesandte in Hof und Stadt erfuhr, noch mehr aus einer ansehnlichen Beisteuer, welche die Stadt Madrid aufbrachte, darf man schließen, daß dieser Entschluß den allgemeinen Gefühlen entsprach. Auf das Eifrigste wurde im Haag über eine förmliche Allianz mit Holland unterhandelt.

Aber was konnte Spanien, seiner mitteleuropäischen Stellung

beraubt, und weder mit Geld noch mit Truppen versehen, ohne kräftige Regierung, so Großes leisten?

Man empfand dort sehr wohl, was die alte Verbindung mit dem deutschen Reiche werth gewesen war: man verwünschte das Andenken Kaiser Ferdinands III., der den westfälischen Frieden ohne Spanien geschlossen habe; alle späteren Verluste schrieb man der politischen Trennung der beiden Linien des Hauses Oesterreich zu; denn nur auf den Namen des Kaisers konnten Heere ins Feld gebracht werden, fähig, die französische Uebermacht zu bestehen. Dahin, diese Verbindung zu erneuern, den Kaiser zur Theilnahme an dem holländischen Bündniß zu bestimmen, waren deßhalb die vornehmsten Bestrebungen gerichtet. Die Bevollmächtigten hatten den Auftrag, mit dem Abschluß desselben so lange zu zögern, bis der Kaiser zu einem ähnlichen Vertrage bewogen worden sei. [1]

Auch für den kaiserlichen Hof war es eine bedenkliche Zumuthung, die zuletzt mit Frankreich getroffenen Verabredungen, durch die ihm ein so großer Antheil an der spanischen Erbschaft und überdieß der niemals zu störende Besitz seiner Erblande zugesichert wurde, so bald wieder zu brechen. Sollte er mit der Republik Holland in Verbindung treten, welche die Fahne des Protestantismus aufrecht erhielt, der in den Erblanden selbst noch immer als ein widerstrebendes Element bekämpft wurde? Auch abgesehen von dem Einfluß einzelner hochstehender Persönlichkeiten läßt es sich begreifen, daß der Hof über seinen Entschluß schwankte.

Was denselben entscheiden mußte und entschieden hat, war die Rücksicht auf das Verhältniß zum deutschen Reiche.

Die Anwesenheit eines französischen Heeres auf dem rechten Rheinufer, wo es sich täglich weiter ausdehnte: — alle Ueber-

[1] Nach den Denkwürdigkeiten von Don Pedro Ronquillo ward Don Manuel de Lira nach dem Haag geschickt: para negociar y concluyr el tratado, pero fu preciso dilatar su effectuation hasta que se huviesse entrado en ygualet empeños con el emperador Leopoldo.

gänge über den untern Main brachte Turenne im Sommer 1673 in seine Hände — die wachsende Rücksichtslosigkeit, mit welcher die in dem einst zu Münster an Frankreich überlassenen Gebiete vorbehaltenen Rechte verletzt, die Gewaltsamkeiten, welche gegen alle Widerstrebenden ausgeübt wurden, endlich Handlungen, wie die Verjagung des Herzogs von Lothringen, erschütterten die kaiserliche Autorität in ihrem tiefsten Grunde. Schon fanden die Spanier Glauben, wenn sie ihre alte Behauptung, daß es Frankreich darauf abgesehen habe, bei der nächsten Gelegenheit die römische Königswürde mit der bourbonischen Krone zu vereinigen, wiederholten.[1] Erlebte man doch bereits, daß einer der entschiedenen Anhänger dieser Krone, Graf Wilhelm von Fürstenberg, bei einem festlichen Gelage, wo die Gesundheit des Kaisers ausgebracht wurde, darauf Bescheid zu thun verweigerte; er hat seinen Wein lieber unter den Tisch gegossen. Wenn der König von Frankreich auf die Aufforderung, das rechte Rheinufer zu verlassen, mit dem Verlangen antwortete, daß die Reichsfürsten ihm versprechen sollten, dem Heere, welches der Kaiser in der Umgegend von Eger sammelte, die Ueberschreitung der Grenze der Erbstaaten nicht zu erlauben und, würde es über den Rhein gehen wollen, sich ihm geradezu zu widersetzen: lag darin nicht schon eine Anmaßung der Reichsgewalt im Gegensatz mit dem Kaiser? Hierüber entrüstet und besorgt, stellte Kaiser Leopold endlich bestimmte Forderungen an den König. Es waren folgende: Räumung des deutschen Gebietes, Zurückgabe der eingenommenen Plätze, Entschädigung der Beeinträchtigten, Herstellung von Lothringen, Sicherung der deutschen Gerechtsame im Elsaß und in den drei Bisthümern; Alles ohne Zweifel für das unabhängige Dasein des deutschen Reichs unerläßliche Bedingungen. Wie nun aber die letzten Gewaltsamkeiten gegen das Reich von

[1] Ascanio Giustiniano 1676: Di Spagna fu dimostrato all' imperatore, che Luigi nutrisce il pensiero di farsi nominare re di Romani o destinare questo fregio al Delfino.

der niederländischen Irrung herrührten, so forderte der Kaiser weiter: Sicherheit des Besitzstandes der spanischen, Erneuerung eines haltbaren Zustandes in den vereinigten Niederlanden; und zu dem Ende allgemeinen Waffenstillstand. Diese Forderungen gelten einer Kriegserklärung gleich, denn nimmermehr ließ sich erwarten, daß Ludwig XIV. sich ihnen ohne Kampf fügen würde. Sonderbarer Weise war in dem eventuellen Theilungsvertrage die Möglichkeit eines Krieges zwischen Kaiser und König vorausgesehen: der Kaiser hatte in solchem Falle seine Waffen weder in die Niederlande noch in die der Krone Frankreich incorporirten Provinzen zu tragen versprochen, der König von Frankreich seinerseits, die österreichischen Erblande nicht anzugreifen. Ob nun jetzt ein Vorbehalt dieser Art im Gedächtniß blieb? Es dürfte sich wohl nicht mit Bestimmtheit nachweisen lassen. Die eventuelle Theilung war in weite Ferne gerückt, die Minister, welche am Abschluß derselben Theil genommen, schieden aus: auch der bisher so einflußreiche französische Gesandte mußte plötzlich den Hof verlassen; die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die große vorliegende Frage, die das Schicksal von Europa in sich schloß. Der spanische Gesandte, Marquis de los Balbasses, fing wieder an eine große Rolle zu spielen; ein anderer Spanier von altem Schrot und Korn, Don Pedro Ronquillo, der der Kriegspartei angehörte und mit dem Gouverneur der Niederlande in engem Vertrauen stand, kam von Brüssel herbei, um die begonnene Unterhandlung zu Ende zu bringen.[1] Er langte an, eben als sich der Kaiser nach Eger begab, zur Musterung der dort zusammengezogenen Truppen, und schloß sich demselben auf dem Wege an. Die kurzen Tagereisen, die langen und häufigen Nachtlager ließen Zeit genug übrig, um die Artikel, über die man verhandelte, in vollkommener Ruhe zu überlegen. Die Spanier hätten gewünscht, daß der Kaiser eine

[1] Relation y memorias historicas y politicas de los empleos ministerios y negociaciones que el Ex^{mo} Sr. D. Pedro Ronquillo obtuvo manexo y trato. Im Archiv zu Brüssel.

neue Garantie aller ihrer Besitzungen übernommen hätte: so gern aber übrigens der Hofkanzler Hocher, der von dem Kaiser mit der Unterhandlung betraut war, auf ihre Anträge einging, so ließ er sich doch zu einem so weitaussehenden Versprechen nicht überreden; nur für diejenigen Länder ward die Garantie geleistet, welche mit dem deutschen Reiche zusammenhingen: das Herzogthum Mailand und den burgundischen Kreis, also die Niederlande; wie sich versteht, ohne allen Bezug auf die Theilung: deren hätte keine Erwähnung geschehen dürfen. Dagegen versprach die spanische Regierung, welche durch die Bewilligung einer ansehnlichen Beisteuer aus den geistlichen Gütern durch Papst Clemens X. dazu in Stand gesetzt wurde, dem Kaiser eine monatliche Hülfe von 50,000 Thalern; die Generalstaaten, mit denen nunmehr die Allianz beider Mächte zu Stande kam, fügten 40,000 Thaler hinzu. Doch führte der Kaiser nicht die Sache von Holland oder von Spanien allein durch, sondern zugleich die seine. Die Verbindung, die er einging, erschien ihm mit Recht als eine der wichtigsten Handlungen seines Lebens. Den definitiven Entschluß faßte er an einem heiligen Ort, vor einem Gnadenbilde in einer Jesuitenkirche, an einem heiligen Tage, dem Tage des Doctor Angelicus St. Augustin, 28. August 1673.

So ward die seit dem westfälischen Frieden unterbrochene Bundesgenossenschaft der beiden Linien des Hauses Oesterreich erneuert; wieder verbündet, ergriffen sie die Waffen für die einst von ihnen abgefallene Republik. Weniger fast auf der Tripelallianz, die so bald wieder gesprengt wurde und nur die allgemeinsten Gedanken enthielt, als auf diesem Bundesverhältniß beruht der Widerstand, welchen Frankreich fand, und die spätere Gestalt der europäischen Politik. Der Gegensatz der protestantischen und katholischen, der republikanischen und monarchischen Principien, welcher das europäische Gemeinwesen in zwei große Parteien aufzulösen drohte, hob sich dadurch thatsächlich auf. Namentlich für das deutsche Reich war nichts

von größerer Bedeutung. Nachdem den Verbündeten gleich ihre erste Unternehmung gelungen, die Stadt Bonn von dem unter Montecuculi und Wilhelm von Oranien vereinigten Heere zurückerobert worden war (Dec. 1673), wetteiferten Katholische und Protestanten, sich anzuschließen. Die beiden Bischöfe entsagten ihrer Allianz, Brandenburg seinem Frieden mit König Ludwig, um mit dem Reiche, dem sie angehörten, und mit ihrem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen. Mit Freuden gesellte sich der verjagte Herzog von Lothringen dieser großen Genossenschaft bei; ausschließend auf sie konnte er die Hoffnung, in sein Land wieder hergestellt zu werden, gründen.

Noch auf einer anderen Seite aber rief die Verbindung der Spanier mit Holland eine entscheidende Rückwirkung hervor. Dem englischen Handelsstand, der während des Krieges hauptsächlich auf den Verkehr mit Spanien und dem Mittelmeer angewiesen war, entging es nicht, daß ein Bruch mit Spanien, der nun unvermeidlich zu werden schien, auch diesen bedrohe. Dann werde der spanische Handel an die Holländer übergehen; aus allen Häfen Spaniens werde von fremden und eigenen Capern Jagd auf die englischen Schiffe gemacht werden.[1] Nicht allein die handeltreibende Nation, sondern auch der König ward von diesen Besorgnissen betroffen. Wie hätte ihm entgehen können, daß der zu erwartende Verlust an den Zolleinnahmen seine Finanzen vollends in Unordnung bringen würde? Von außen und innen gedrängt, bot er die Hand zum Frieden mit Holland, der im Februar 1674 zu Stande kam.

Hiedurch aber ward die politische Lage von Grund aus umgestaltet. Ludwig XIV. sah sich von seinen besten Verbündeten verlassen und zugleich von einer mächtigen Coalition angegriffen. Er zögerte nicht, das rechte Rheinufer zu verlassen und alle seine Eroberungen des holländischen Feldzugs, bis

[1] W. Temple, the measures to be pursued in the conjuncture of affairs in 1673. Works II, 231.

auf eine einzige, die Stadt Grave, aufzugeben. Kaum konnte Marschall Bellefonds, der mit der Räumung dieser Plätze beauftragt war, es über das Herz bringen, dazu zu schreiten: allzu schmerzlich fiel ihm der Gedanke, daß die glorreiche holländische Unternehmung dereinst mit dem fruchtlosen Zuge Carls VIII. nach Neapel in eine Linie werde gestellt werden.[1] Aber anders war es nicht. Ludwig XIV. wollte sich nicht mit der Pflicht beschweren, unhaltbare feste Plätze zu vertheidigen; er beschloß, seine Streitkräfte aus den zerstreuten Stellungen, in denen sie leicht von überlegenen Feinden einzeln hätten überwältigt werden können, zusammenzuziehen und zu einer ganz andern Art von Kriegführung zu vereinigen. Wenn er mit Grund getadelt werden darf, daß er nicht den holländischen Frieden im entscheidenden Augenblick unter gemäßigten Bedingungen zu Stande gebracht hat, so muß man dagegen anerkennen, daß er die veränderte Lage der Dinge mit voller Klarheit ins Auge faßte.

Worauf es für ihn ankommen würde, zeigte ihm ein Plan der Verbündeten, der zu seiner Kunde kam, nach welchem diese die Wiedereroberung Lothringens beabsichtigten. Ganz mit Recht ohne Zweifel; denn eine Wiederherstellung Lothringens in seine alte Unabhängigkeit hätte allem Vorschreiten Frankreichs mit Einem Mal ein Ende gemacht. Nicht aber durch ein unmittelbares Vorrücken gegen dieses Land dachte man sich desselben zu bemächtigen, sondern durch zwei große Flankenangriffe auf Frankreich, den einen von Franche-Comté, den anderen von den spanischen Niederlanden her. Die Kunde dieses Planes war, wie wir aus einer Mittheilung von Louvois wissen, für die Entschlüsse des Königs entscheidend.[2] Wenn jemals ein anderer Fürst und Kriegsmann, so war Ludwig XIV. von dem Gedanken durchdrungen, daß alle Vertheidigung offen-

[1] Vgl. Détails sur le maréchal de Bellefonds bei Grimoard, Œuvres de Louis XIV. T. III, p. 488.

[2] Pelisson: Lettres historiques II, 369.

siver Natur sein müsse. Vor allen Dingen schien ihm nothwendig, dem Angriff zuvorzukommen und sich selbst in Besitz der Positionen zu setzen, von denen er bedroht werden konnte. Der Krieg gewann einen großen geographisch=strategischen Charakter, der ihm für die Geschichte der Kriegführung Bedeutung gibt.

Zuerst wandte sich Ludwig XIV. gegen die schon einmal eroberte, im letzten Frieden wieder zurückgegebene Franche-Comté. Er war entschlossen, das Land nun auf immer mit der französischen Krone zu vereinigen; unter seinen Augen — im April 1674 begab er sich dahin — sollte dieß Werk vollbracht werden. Es war nicht so ganz leicht, wie man meinte; die im letzten Feldzug zerstörten Festungen waren wieder hergestellt und mit dem nöthigen Kriegsbedarf versehen; im Gegensatz gegen die wiederholten Angriffe der Franzosen hatte sich in den Einwohnern aller Klassen eine unerwartete Ergebenheit für die spanische Regierung ausgebildet; Landesart, Jahreszeit, Witterung waren dem Unternehmen ungünstig. Dennoch gelang es. Ludwig XIV., dem man nicht etwa ein militärisches Talent von höchstem Rang zuschreiben darf, besaß doch alle die Eigenschaften und Einsichten, die zur Leitung einer Belagerung gehören; unter seiner Führung, wie denn seine Gegenwart die Truppen mit verdoppeltem Eifer belebte, wurden die beiden wichtigsten Plätze, Besançon und Dole, glücklich erobert. Turenne hielt den Herzog von Lothringen ab, zum Entsatz in die Provinz vorzudringen. Das Land, das den Verbündeten zur Stütze ihres Angriffs auf Frankreich hatte dienen sollen, ging für sie selbst verloren. [1]

Zum Kampf im offenen Feld kam es bei dem Vordringen der Verbündeten in den westlichen Niederlanden. Mit einem

[1] Turenne an den König 4. Juni 1674. „C'est une chose bien capitale que cette province soit fort assurée, avant que l'ennemi ait pu rien faire."

stattlichen Heere, zu dem auch die aus Holland zurückgezogenen Garnisonen gehörten, hatte sich der Prinz von Condé in der Gegend von Charleroi aufgestellt. Ihm gegenüber vereinigten sich an der Maas die niederländischen Schaaren beider Theile: die spanischen unter dem Grafen von Monterey, die holländischen unter dem Prinzen von Oranien, mit den kaiserlichen Truppen, welche der Graf von Souches anführte, und rückten gegen ihn heran. Die Holländer und Spanier hätten etwas Entscheidendes in den Provinzen selbst zu unternehmen gewünscht, vor Allem die Belagerung eines der verlorenen großen Plätze; der Plan des Grafen von Souches war dagegen, irgendwo die französische Grenze zu erreichen, um vielleicht eine Diversion für die gesammte Kriegführung hervorzubringen. Diese Absicht überwog, als sie in die Nähe Condé's kamen: die Verbündeten vermieden, diesen in dem festen Lager, das er genommen hatte, anzugreifen: vor seinen Augen schlugen sie die große Straße nach dem französischen Hennegau ein. Aber wie hätte der Prinz ein Vordringen des Feindes nach dem französischen Gebiet gestatten sollen? Obgleich vielleicht um ein Drittheil schwächer, beschloß er, sie an der Ausführung ihrer Absicht zu hindern und sein Glück auf der Stelle, wo sie waren, mit ihnen zu versuchen. So entspann sich — 11. August 1674 — das Treffen bei Senef. Es umfaßt drei verschiedene Gefechte. In dem ersten, welches ein Anfall auf die vor dem Dorfe Senef stehende spanisch-holländische Arrieregarde war, gewann Condé vollkommen die Oberhand: er nahm das Dorf und trug eine Menge von Siegeszeichen davon. Bei weitem schwerer ward ihm, die Verbündeten aus ihrer zweiten Position, der Priorei St. Nicolas, zu drängen; seine besten Leute fielen; doch zeigten die alten französischen Fußvölker, selbst ihre Reiterei, noch einmal die gewohnte Ueberlegenheit. Der Prinz meinte, die Verbündeten vollkommen schlagen zu können, und griff auch ihre dritte Position in dem Dorfe Le Fay an: hier waren aber alle seine Anstrengungen vergebens; noch hatte man in neuerer

Zeit keine so mörderische Schlacht erlebt, auch seinen besten Truppen versagten zuletzt ihre Kräfte: zum Tode ermüdet, mußte er mit ihnen nach seinem Lager zurückgehen.[1] Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, beide nicht ohne Grund: der Prinz, weil er mehr als 100 Fahnen erbeutet und ein weites Gefilde eingenommen, die Verbündeten, weil sie ihre wichtigste Position behauptet hatten. In der That aber waren diese im Allgemeinen in größeren Nachtheil gerathen: an der Ausführung ihres Planes wurden sie wirklich gehindert. Daran war nicht weiter zu denken, daß sie einen Einbruch in die Picardie oder die Champagne hätten vollziehen können; ihre Verluste waren ungeheuer. Nur vergeblich unternahmen sie noch die Belagerung von Oudenarde: der ganze Erfolg ihrer großen Anstrengungen beschränkte sich auf die Einnahme von Grave. In dem nächsten Jahre trug Ludwig XIV. Sorge, einem Anfall, wie dieser gewesen, systematisch vorzubeugen. Er brachte — durch Bestechung des Befehlshabers — die Citadelle von Lüttich, durch regelmäßige Belagerung Dinant und Huy, endlich auch Stadt und Schloß Limburg unter seine Botmäßigkeit; so daß er des mittleren Laufes der Maas vollkommen Meister wurde und den Zuzügen deutscher Kriegsvölker nach Brabant durch eine gewaltige Schranke in den Weg trat.

So waren die versuchten Angriffe nicht allein abgewehrt, sondern Frankreich war in seinen beiden Flanken mit neuen großen Außenwerken versehen. Sollte es aus den Positionen verdrängt werden, welche es in seinem Centrum, zwischen Doubs und Maas, an der Mosel und dem Oberrhein genommen, so mußte sich der Angriff unmittelbar auf diese selbst richten. Unendlich wichtig war hiefür, wer im Besitz des Elsaß sein würde. Der König hatte die Fortifikationen von Nancy, die er nicht

[1] Beaurain: Histoire de la campagne de 1674 en Flandre, 107 ff. (1774). Ein gutes Denkmal der Militärgeschichte, so weit sie sich vor der Revolution entwickelt hatte.

dulden wollte, so lange die Stadt sich in den Händen des Herzogs befand, jetzt, da sie in den seinen war, mit Eifer erneuert; sobald der Krieg mit Kaiser und Reich sich voraussehen ließ, Trier eingenommen, und vor Allem ergriff er, die militärische Nothwendigkeit mit seinen Herrschaftsabsichten verbindend, diesen Augenblick, sich das Elsaß vollends zu unterwerfen. Bisher hatten seine Beamten im Elsaß nicht mehr Gehorsam gefunden, als früher die österreichischen: die zehn kleinen Reichsstädte, die der Landvogtei Hagenau angehörten, hielten an ihren Reichsfreiheiten mit Eifer und Ehrgeiz fest: noch war die Provinz zwischen dem deutschen und französischen Reiche getheilt. Ein Verhältniß allerdings, das, auf die Voraussetzung des vollsten Friedens gegründet, sich nicht mehr behaupten ließ, wenn es zum Kriege zwischen beiden kam. In diesem Falle hätte sich wohl eine militärische Besetzung der Ortschaften, welche zum deutschen Reiche hielten und kaiserliche Truppen bei sich aufzunehmen geneigt schienen, voraussehen lassen. Aber Ludwig XIV. begnügte sich nicht damit; er hielt den Augenblick für günstig, ein vermeintes Recht, dessen wir noch weiter gedenken werden, durchzuführen. Er verbot den Einwohnern schlechthin, — zunächst bei dem Wechsel der Zunftmeister in Colmar — dem Reiche, wie bisher, den Eid zu leisten. Sich demselben durch eine autonome Bewegung wieder anzuschließen, sollte ihnen auf immer unmöglich gemacht werden. Die Bürger wurden genöthigt, ihre Waffen auszuliefern, die Vorräthe der Zeughäuser weggeschafft, die Wälle und Mauern niedergerissen; wie in Colmar, so in Schlettstadt, Hagenau und anderwärts: die Städte wurden sämmtlich zu offenen Orten gemacht und mit königlichen Besatzungen belegt.

Zunächst bei den französischen Befehlshabern bildete sich die Ueberzeugung aus, daß sich das Schicksal des Krieges im Elsaß entscheiden werde. Einmal in diese Provinz eingedrungen, würden die verbündeten Deutschen sich weder um Breisach noch um Philippsburg kümmern, sondern unaufhaltsam gegen

Lothringen und die französische Grenze heranstürmen. Besonders hegte Turenne, der jetzt auf das linke Rheinufer zurückgegangen war, diese Ansicht. Er hatte einst das Meiste zur Begründung und Befestigung der Herrschaft der Franzosen im Elsaß beigetragen; ihm war jetzt auch ihre Vertheidigung und Behauptung in der ersten großen Gefahr anvertraut. Noch einmal erscheint er in der ihm eigenen großartigen Stellung für die europäische Geschichte.

Für die Erhebung der französischen Monarchie nach innen und außen hat Niemand mehr gethan, als Turenne. Er hat jenen großen Feldzug angegeben und geleitet (1646), durch welchen das Uebergewicht der Franzosen in Deutschland entschieden worden ist. Die Rettung der königlichen Autorität in den Stürmen der Fronde, die Vortheile, welche der pyrenäische Friede den Franzosen verschaffte, waren seinen Waffen nicht weniger als der Politik des Cardinals Mazarin zu verdanken. Nach dessen Tode vereinigte er eine höchst erfolgreiche politische und militärische Thätigkeit. Von ihm vor allen Andern ging die Unterstützung aus, welche Portugal fand; er vermittelte die Verbindung zwischen dem französischen Hofe und dem restaurirten englischen Königthum. Wahrscheinlich in seinem Cabinet sind die Ansprüche entwickelt worden, welche den Devolutionskrieg veranlaßten; gewiß hat seine Führung, der der König sich anvertraute, zu dem Gelingen desselben das Meiste beigetragen: wäre es auf ihn angekommen, so hätte er gleich damals alle schwebenden Fragen mit dem Schwert ausgemacht. Ebenso gehören ihm die Rathschläge, welche dem holländischen Feldzug einen so raschen und glänzenden Fortgang verschafften. Denn Gerechtem und Ungerechtem widmete er gleicherweise seine mithervorbringende Theilnahme, seinen Kopf und seinen Arm.

Das eben war für diese Monarchie so charakteristisch, daß sie die Geister vollkommen beherrschte, ihre Vortheile jeder andern Erwägung vorangestellt wurden. Turenne verfolgte nicht

ein Parteiinteresse, wie die beiden Cardinäle; nicht einmal das Schwert des Connetable hat er davongetragen; Niemand war entfernter davon, Reichthümer für sich selbst zu sammeln. Er sprach nie von sich; bescheidenere und wahrhaftigere Memoiren gibt es nicht, als die, welche er von einigen seiner Feldzüge hinterlassen hat: sie sind eben das Gegentheil von dem, was in den andern das historische Gefühl verletzt. Er war einer von den Menschen, die in der Mitte einer großen und weltumfassenden Thätigkeit, in der Anschauung großer Ziele sich selbst verschwinden. Eben mit dieser Monarchie aber und ihrem Emporstreben hatte er sein ganzes Leben und Sein identificirt. Ich wage zu sagen, daß sein Uebertritt zum Katholicismus mit seiner Gewohnheit zusammenhängt, sich dem großen Ganzen, dem er angehörte, unterzuordnen. Er hat den controversen Fragen ohne Zweifel nachgedacht und über eine der wichtigsten — die Abendmahlslehre — sich eine von der reformirten abweichende Meinung gebildet: auch fühlte er sich wohl, wie er gesagt hat, durch die Maßlosigkeiten abgestoßen, welche der englische Puritanismus hie und da hervortrieb; das wäre jedoch schwerlich hinreichend gewesen, ihn zum Abfall von der großen Genossenschaft zu vermögen, als deren Haupt er eine Zeit lang betrachtet worden ist, wäre nicht der Antrieb hinzugekommen, der aus der Direction des Staates entsprang, dessen Einheit auf die Gleichförmigkeit in der Religion basirt zu werden begann. Unterwarf er aber die religiöse Ueberzeugung der politischen Nothwendigkeit, wie hätte er der Forderung der Dinge in irgend einer andern Beziehung widerstreben sollen? Kein Zweifel, daß seine Seele von aller Hinneigung zu persönlicher Gewaltsamkeit fern war; er hat Leuten die Waffen aus den Händen gerissen, welche unnütze Grausamkeiten ausübten. Schien es aber zu dem Zweck des Krieges nothwendig, so kannte er so wenig Erbarmen wie Louvois nur immer; Ludwig XIV. hat auch seinen Eifer zuweilen mäßigen müssen; schon unter Turenne hat die Verwüstung der Pfalz begonnen. Der Kurfürst von

der Pfalz hat ihn darüber einmal zum Zweikampf herausgefordert, ohne Zweifel mit Unrecht, wenn er in ihm Motive persönlichen Hasses voraussetzte, oder eine und die andere Unthat dem Feldherrn selbst beimaß;[1] aber das ist unleugbar, daß Turenne den Grundsatz hatte, das Land durch Aufzehrung oder Vernichtung aller Lebensmittel für den Feind unbrauchbar zu machen, was denn ohne Grausamkeiten nicht geschehen konnte. Die militärische Rücksicht und Nothwendigkeit entschuldigte für ihn wie für seinen König die äußersten Gewaltthätigkeiten.[2] Türenne war durch und durch Soldat; all sein Thun ging in dem Gefühl des Dienstes auf. Und in diesem Sinne befehligte er nun auch seine Heere. Er verstand es, wie Keiner, seine Mannschaften, die aus den verschiedensten Landesarten und Lebenskreisen, oft eben deßhalb, weil sie sich keiner andern Ordnung fügen wollten, zusammengebracht waren, im Zaum zu halten. Sie liebten die französischen Fahnen, weil sie unter denselben gut gekleidet und verpflegt und richtig bezahlt wurden, und vielleicht auch wegen der zusammenhaltenden Kraft, die einer strengen Manneszucht innewohnt; Turenne bildete aus ihnen einen wohl organisirten Körper, mit dem er Alles, was ihm gefiel, ausführen konnte. Er hatte den Ruf, daß er sie nie ohne dringenden Anlaß in Gefahr bringe. Ueberhaupt betrachtete man ihn jetzt als den erfahrensten, kriegsverständigsten Heerführer der Welt. Nie versäume er, den Vortheil zu benützen, welchen ein Fehler des Feindes ihm darbiete, er wisse jedes Hinderniß zu überwinden, das ihm dieser entgegensetze. Früher sei er vielleicht allzu vorsichtig gewesen, durch die Erfahrung der zunehmenden Jahre, welche in Andern ihren Eifer mäßigt, sei er vielmehr unternehmender geworden: nie thue

[1] Vgl. Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz, II, 635.

[2] Beaurain: Histoire des quatre dernières campagnes de Turenne, hat sich viele Mühe gegeben, seinen Helden zu rechtfertigen. Die Sache selbst wird nicht allein durch die Deutschen, sondern auch die Franzosen bezeugt. Vgl. St. Hilaire Mémoires I, 141.

er etwas Ueberflüssiges; nie lasse er etwas Nothwendiges ungethan.

Dieser große Führer, voll Talent, Hingebung und Entschluß, — unter allen Feinden, die Kaiser und Reich jemals gehabt hat, einer der größten — trat nun den Versuchen der Deutschen entgegen, sich des Elsaß, das sie sonst vollständig verloren sahen, wieder zu bemeistern.

Nur allmählich sammelten sich die verschiedenen Heereshaufen. Turenne's System war, ihnen auch am rechten Rheinufer entgegenzugehen, ehe sie sich vereinigt hatten; wie er zuerst die Schaaren unter dem Herzog von Lothringen und Caprara, welche ruhig nach der Pfalz zogen, weil sie ihn in dem obern Elsaß beschäftigt glaubten, bei Sinzheim überfiel und auseinander sprengte; bald darauf den neuen Oberbefehlshaber selbst, Bournonville, der über eine bedeutende Reiterei gebot, dennoch am Neckar überraschte und zum Rückzug nach Frankfurt nöthigte. Ihre ursprüngliche Absicht, von der Pfalz her einen großen Angriff zu machen, mußten die deutschen Heerführer zuletzt aufgeben: aber sie faßten darauf den Gedanken, den Krieg nach dem Elsaß zu tragen: bei Straßburg überschritten sie den Rhein. Turenne konnte dieß nicht verhindern: aber es kam ihm darauf an, die deutschen Völker nicht zwischen der Stadt und dem Gebirge Fuß fassen zu lassen, was ihm die Behauptung von Hagenau und Zabern unmöglich gemacht hätte; bei Enzheim griff er sie an: er schlug sie nicht, aber er drängte sie in andere ihm minder beschwerliche Positionen zurück. Indem entwickelte sich jedoch erst die ganze Macht der Deutschen ihm gegenüber. Wie die Bürgerschaft von Straßburg, so nahm die Landbevölkerung des Elsaß für Kaiser und Reich Partei. Der Kurfürst von Brandenburg langte mit dem am besten gerüsteten, so wie zahlreichsten aller Reichscontingente an; an Zahl so wie an materieller Beschaffenheit der Truppen waren die Deutschen offenbar überlegen. Wie ganz unrichtig ist doch die Annahme, als habe der Kurfürst nicht mit allem Ernst die

Wiedereroberung des Elsaß beabsichtigt.[1] Sein Herz brannte, sich mit dem berühmtesten General der Zeit zu messen: an ihm und seinem Feldmarschall, Derflinger, lag es in der That nicht, wenn man Turenne in der ungünstigen Aufstellung, in der er sich einmal finden ließ, nicht mit Entschlossenheit zu Leibe ging, noch es zu einem Schlachttag brachte, der nicht anders als glücklich ausfallen zu müssen schien. Aber in die Kriegführung der Deutschen drangen die Unzuträglichkeiten ihrer Reichsverfassung ein, von denen eine besonders darin bestand, daß die oberste Macht bei der Führung der allgemeinen Geschäfte ihre besonderen Gesichtspunkte vorwalten ließ. Wenn man die gleichartigen Hindernisse erwägt, welche Souches in den Niederlanden dem Prinzen von Oranien, und Bournonville im Elsaß dem Kurfürsten in den Weg legte, so scheint es fast wieder zweifelhaft, ob es zwischen dem Kaiser und dem König zu einem vollen Bruch auf immer gekommen war. Dagegen übte Turenne die unbedingte Autorität aus, welche nach der Unterdrückung der aristokratischen Gewalten im französischen Feldlager herkömmlich war; er genoß so viel Ansehen, daß er es wagen konnte, die Anordnungen seines Hofes, die ihm nicht zuzutreffen schienen, unausgeführt zu lassen. Die Uneinigkeit seiner Gegner machte es ihm möglich, sich aus jener Stellung, deren Unhaltbarkeit er erkannte, herauszuziehen. So wie die Deutschen dann zurückgegangen waren und sorgloser in getrennten Quartieren lagen, schritt er zum Angriff. Es waren lauter einzelne Anfälle, die er versuchte, aber sie waren auf das Geschickteste combinirt; zuletzt sahen sich die deutschen Heere genöthigt, über den Rhein zurückzugehen.

[1] Sie stammt von Napoleon, der die spätere preußische Politik im Sinne hatte. Auch bei Clausewitz ist zu beklagen, so wie bei manchen andern Kriegsschriftstellern, daß er seine Anschauungen nicht immer historisch richtig begründet. Bei der Beurtheilung Turenne's folgt er Zanthier, statt auf die Memoiren und Briefe des Feldherrn zurückzugehen, welche über seine Intentionen erst Licht geben.

Man hat diesen Feldzug immer als das Meisterstück Turenne's angesehen. Gegen seine Erfolge trat Alles in den Hintergrund, was in den Niederlanden geschehen war. Als Turenne im Winter an den Hof und in die Hauptstadt zurückkam, wurde er von dem Könige mit Beweisen nicht allein von Gnade, sondern von tiefer und warmer Hochachtung, von dem Volke aber, das ihm die Abwehr einer Invasion zuschrieb, die sonst unvermeidlich gewesen wäre, mit enthusiastischer Dankbarkeit empfangen. Nicht häufig jedoch ließ er sich blicken: er erschien noch bescheidener als früher.

War nun aber dießmal Alles glücklich gegangen, so leuchtete doch ein, daß man das hauptsächlich dem persönlichen Verdienst der Führer, der Thätigkeit des Königs, dem Feuer Condé's, der Strategik Turenne's verdanke: man konnte sich nicht verbergen, daß die Kräfte der Verbündeten an und für sich den französischen überlegen seien, und daß sie ein andermal, noch besser vereinigt und besser geführt, den Sieg davon tragen könnten.

Die Kriegführung der Franzosen war von einer weltumfassenden Politik unterstützt. Nachdem die Verbindungen, die sie einst gegen Holland geschlossen, sich aufgelöst hatten, legten sie Hand an, der seitdem zu Stande gekommenen Allianz ihrer Feinde eine neue Bundesgenossenschaft in größeren Dimensionen entgegenzusetzen.

Von Anfang an war ihre Absicht, die alte und so eben erneuerte Verbindung mit Schweden zur Beschäftigung der ihnen feindseligen deutschen Streitkräfte zu benutzen. Die Schweden hätten sich lieber gegen Dänemark gewendet, welches sich ebenfalls gegen den König von Frankreich erklärt hatte: aber diesem lag für den Augenblick hieran nichts, da es auf seine Kriegführung keinen unmittelbaren Einfluß ausüben konnte; er versprach erhöhte Subsidien; deren Auszahlung aber machte er von einem Angriff innerhalb des deutschen Reiches abhängig. Lange schwankten die Schweden: weniger durch bestimmten Beschluß,

als durch einzelne Schritte, deren Folgen man im Kampf der Factionen und Ansichten nicht recht würdigte, sind sie in die allgemeinen Feindseligkeiten verflochten worden: endlich als der Zug gegen Brandenburg gehen sollte, hörte ihr Schwanken auf; sie empfingen das Geld und warfen sich, alten Hasses voll, auf den Kurfürsten von Brandenburg. Wer kennt den Krieg nicht, der nun in dem nördlichen Deutschland und an der Ostsee ausbrach? Es ist der ruhmvollste, den ein brandenburgischer Fürst noch je geführt hatte, aber gegen die Franzosen konnten dessen Kräfte alsdann nicht mehr dienen.

Im deutschen Reiche hatte Ludwig XIV., nach allem Abfall, den er erfahren, doch noch zwei durch Blutsverwandtschaft und Religion an ihn und seine Freunde geknüpfte Bundesgenossen, den Herzog Johann Friedrich von Hannover und den Kurfürsten Ferdinand von Baiern; die nun, auf den Rückhalt von Schweden gestützt, es um so weniger zu einer vollen Entwickelung der deutschen Streitkräfte am Rhein kommen ließen.

In Italien hielt sich der Herzog von Savoyen auf französischer Seite, ebenfalls durch Verwandtschaftsbande gefesselt; von einigem Einfluß auf die allgemeinen Verhältnisse war es, daß die Stadt Messina in Sicilien, im Genuß ihrer fast republikanischen Freiheiten von der spanischen Regierung gestört, sich von derselben losriß und Ludwig XIV. selbst zu ihrem Fürsten ausrief; er schickte im Februar 1675 einen Vicekönig dahin; die Spanier mußten ihre italienischen und catalonischen Truppen, welche sie sonst gegen Frankreich gebraucht haben würden, gegen Messina kehren.

Andere Verbündete gewann König Ludwig im entfernten europäischen Osten. Im Jahr 1674 ward, im Gegensatz mit Oesterreich, durch den Einfluß vornehmlich der französischen Partei der Großmarschall Johann Sobiesky, der, eben im Glanze einer glücklichen Heerführung gegen die Türken strahlend, am Wahlreichstag eintraf, zur Krone von Polen befördert. Sobiesky hielt sich zur französischen Faction: er trug den blauen

Cordon des Königs, seine Gemahlin war eine Französin, aus dem Hause Bethune, Marquise d'Arquien, wie denn damals französische Familienverbindungen über ganz Europa unendlich wirksam waren. Der französische Gesandte war der erste, welcher König und Königin von Polen mit dem Titel Majestät begrüßte. Zwischen den beiden Königen bestand seitdem ein enges Verhältniß, das durch einen vertraulichen Briefwechsel unterhalten ward.[1]

Rechten Nutzen konnte diese Verbindung erst dann gewähren, wenn die Polen Frieden mit den Türken schlossen. Hauptsächlich durch die Einwirkung der Franzosen kam derselbe im Jahr 1676 zu Stande; ich finde, sogar der Chan der Krim sei zu diesem Zweck von ihnen in Anspruch genommen worden. Der Vortheil der Abkunft war, daß die Türkei zu Gunsten des französischen Systems freie Hand gewann. Kaum machte Rußland, von den Niederlanden dazu veranlaßt, eine Bewegung gegen die Schweden, so ward es von den Türken, auf Veranlassung von Frankreich, mit einem Einfall bedroht.

Von Polen her traten die Franzosen auch mit den Mißvergnügten in Ungarn in Verbindung; schon im Jahr 1674 finden wir französische Abgeordnete beschäftigt, sie zu einer Schilderhebung aufzuregen; als etwas später eine solche versucht ward, sind mit französischem Geld ein paar tausend Mann in Polen angeworben worden, die den Insurgenten zu Hülfe kamen und nicht wenig dazu beitrugen, auch den Fürsten von Siebenbürgen zu deren Gunsten zu entscheiden.

So bildete sich im Rücken der Mächte, welche den Franzosen Widerstand leisteten, ein diesen günstiges Verhältniß zu Schweden, Polen, der Türkei, welches auch Siebenbürgen und einen Theil von Ungarn umfaßte und, wie auf Brandenburg,

[1] Ludwig XIV. an den König Sobiesky, 8. Juli 1677, ungedruckt: J'accepte volontiers la proposition que vous me faites, que dans les choses où nous aurons besoin l'un de l'autre, nous nous en ouvrions réciproquement — — — confiance que je crois très utile.

so allmählich auch auf Kaiser und Reich lähmend zurückwirken mußte.

Im Jahr 1675 war diese Wirkung noch wenig zu bemerken. Ludwig XIV. erlitt durch den Tod von Turenne, der den Kaiserlichen auf dem rechten Rheinufer entgegenging, um hier durch eine entscheidende Action den Elsaß für Frankreich zu sichern, aber bei Saßbach dem Kriegsschicksal erlag, einen unersetzlichen Verlust. Hierauf gingen die Kaiserlichen über den Rhein; Condé, der an Turenne's Stelle trat, verhinderte sie an eigentlichen Eroberungen, aber gänzlich verjagen konnte er sie nicht: sie behaupteten Lauterburg; im nächsten Sommer vermochten sie die Eroberung Philippsburgs zu unternehmen und durchzuführen.

Auch Herzog Carl IV. von Lothringen fühlte sich dann noch einmal zu einer neuen Unternehmung ermuthigt. An der Konzer Brücke gelang es ihm, den Franzosen zum ersten Mal wieder im offenen Feld eine Niederlage beizubringen; Trier ward ihnen darauf entrissen, ihr Führer Crequy selbst zum Gefangenen gemacht. Bald aber wurden diese Verluste — Nachwirkungen von Turenne's Tode — durch andere Erfolge bei weitem aufgewogen.

Im Juni 1676 sahen sich die Franzosen in den sicilianischen Gewässern so stark, daß sie in dem Hafen von Palermo selbst einen Angriff auf die combinirte holländisch-spanische Flotte wagen konnten. Vier spanische, vier holländische Kriegsschiffe wurden in Brand gesteckt, mehrere andere auf andere Weise zu Grunde gerichtet. Da die Holländer, welche Ruyter schon vorher verloren hatten, ihre Rückfahrt antraten, so blieben die Franzosen Meister des Mittelmeeres. Auch unter ihnen erschienen jetzt seemännische Talente ersten Ranges: wie du Quesne, Tourville. Die großartige Weltstellung von Frankreich und die Eröffnung neuer Bahnen der Thätigkeit, die damit verbunden war, riefen die Entwickelung ausgezeichneter Fähigkeiten in jedem Zweige hervor.

Ludwig selbst kehrte zu dem vornehmsten seiner Gedanken zurück, der zu allen diesen Irrungen den Anlaß gegeben hat, die Grenzen seines Reiches militärisch vollständig zu befestigen. Er besetzte Condé und legte sogleich Hand an, es zu einem der stärksten Plätze umzuschaffen: nachdem er auch Bouchain genommen, wandte er sich — Anfang 1677 — gegen Valenciennes. Größere Fortschritte hatte die Kunst der Belagerung noch nie gemacht als in diesem Krieg. Die eigentlichen Arbeiten wurden den Generalen entzogen und unter die Leitung der Ingenieurs gestellt: die Laufgräben wurden erweitert und durch die Parallelen gegen das Feuer der Festung besser geschützt: die Breschen weniger durch Minen als durch Kanonenfeuer bewirkt. Der Grundsatz Vaubans, der diese Verbesserungen einführte, war ein doppelter: Menschenleben zu schonen und den Erfolg zu sichern. Aber dabei fehlte es ihm nicht an Sinn für die gewagtesten Unternehmungen. Vor Valenciennes, das noch besser besetzt sein mochte, als zwanzig Jahre früher bei dem Angriff Turenne's, gab er den Rath, die Ersteigung eines bedeutenden Außenwerkes bei Tage zu versuchen, nicht, wie das gewöhnlich war, bei Nacht; er gewann, im Widerspruch mit den meisten Generalen, den König dafür, und die Sache gelang vollkommen: man nahm nicht allein das Werk, sondern drang, die weichenden Vertheidiger verfolgend, in die Redouten und den Platz selbst vor, den man sofort eroberte.[1] Hierauf ward Cambray, das festeste Bollwerk der Niederlande, angegriffen: nur die Citadelle leistete einigen Widerstand. Vergeblich eilte der Prinz von Oranien herbei, um wenigstens St. Omer, das unter dem Herzog von Orleans belagert wurde, zu retten; gegen seine Erwartung fand er den Marschall von Luxemburg sich gegenüber, der die besten Anstalten traf und zuverlässige, geübte Truppen befehligte: der Prinz dagegen klagt die seinen der Feigheit an: er mußte — bei Montcassel — mit großem

[1] Chambray, Vie de Vauban. Oeuvres V.

Verlust zurückweichen. Wie die Citadelle von Cambray, so fiel auch St. Omer in französische Hände.

Die Eroberung von Trier ist die letzte Kriegshandlung, an der Carl IV. von Lothringen Theil genommen hat. Immer sich selber gleich, schien er schon wieder eine Wendung zu Gunsten Frankreichs machen zu wollen, als ihn der Tod hinwegraffte.[1] Ein bei weitem gefährlicherer Feind erwuchs den Franzosen in dem Erben seines Rechts, seinem Neffen, der nun als Carl V., Herzog von Lothringen, auftrat. Er haßte den König, der ihn nicht allein seines Erblandes beraubt, sondern auch von der Krone von Polen ausgeschlossen hatte (denn er war der Mitbewerber Sobiesky's): dem Kaiser noch besonders dadurch verbündet, daß er sich mit seiner Schwester Leonore zu verheirathen gedachte, wie auch hernach geschah, warf er sich mit dem größten Eifer in diesen Krieg und erwarb sich bald einen rühmlichen Namen. Er hatte vor dem Jahre Philippsburg erobert. Damals nun (1677) faßte er die Hoffnung, sein Land wieder zu erlangen; jetzt oder niemals, so stand auf seinen Fahnen geschrieben;[2] er rechnete auf die berührte Unternehmung des Prinzen von Oranien, die mit der seinen zusammenzugreifen bestimmt war, so wie auf eine dritte der Reichsarmee unter dem Herzog von Markfuhl-Eisenach, der in der Franche-Comté vordringen sollte. Nicht ohne allen Erfolg war das Unternehmen des Herzogs Carl: es gelang ihm, Longwy zu erobern, die Bauern der Umgegend begrüßten ihn mit Frohlocken als ihren angestammten Herrn.[3] Aber tiefer vorzudringen vermochte er nicht. Als er die Seille überschritten hatte und gegen Nancy vorrückte, stellte sich ihm der aus seiner Gefangenschaft wieder befreite Marschall Crequy entschlossen und geschickt entgegen.

[1] Beauvau Mémoires 453.

[2] La Brune, la vie de Charles V de Lorraine 217.

[3] Vgl. Relationis historicae autumnalis continuatio 1677; S. 33. Die Nachrichten dieser Sammlung citire ich lieber, als die des Theatrum europaeum, die meistens aus jenen erst geschöpft sind.

Herzog Carl schlug andere Richtungen und Wege ein, aber überall fand er den Marschall, dem nichts daran lag, ihn in offenem Felde zu besiegen, — jedes Zusammentreffen vermied er vielmehr — Alles aber daran, ihn zurückzuweisen. Auf den Besitz der festen Plätze, Vic und Moyenvic, Pont-a-Mousson, Metz, Stenay konnte Crequy seine Vertheidigung begründen: wie ganz anders als früher, wo eben diese Plätze zu den Angriffen auf Frankreich Rückhalt gegeben hatten. Die Champagne ward von dem Herzog nur eben berührt: da die Sachen in den Niederlanden so schlecht gingen und der beabsichtigte Einfall in die Franche-Comté schon in Belfort zurückgewiesen wurde, so kehrte auch er — nichts Anderes blieb ihm übrig — in die Pfalz zurück.

Hierauf aber gelang es dem Marschall Crequy, indem er sich unerwartet, als man schon in die Winterquartiere gegangen war, noch einmal erhob, Freiburg zu überfallen und zu erobern, das den Franzosen wohl als ein Ersatz für Philippsburg gelten konnte. Es war das wohlgefüllte Kriegsmagazin des kaiserlichen Heeres. Man gibt dem Kanzler Hocher Schuld, daß er aus übel angebrachter Schonung für seine Vaterstadt Freiburg es versäumt habe, sie mit einer hinreichenden Anzahl Truppen zu besetzen.

Abermals verwandelten sich die Gefährdungen, welche die Franzosen zu bestehen hatten, in Vortheile für sie. Manchem Deutschen trieben die schlecht angelegten Angriffe, die Mangelhaftigkeit der Vertheidigung die Schamröthe ins Gesicht. Leibnitz vergleicht den König mit einem geübten Fechter, seine Gegner mit unbehülflichen Anfängern und Stümpern.[1] Nachsichtiger und vielleicht gerechter urtheilen die Fremden, wenn sie die geringen Erfolge der Alliirten von den Feindseligkeiten herleiten, die diese anderwärts erfuhren.[2]

[1] Vgl. einen seiner Briefe bei Guhrauer, Mainz 1672. II, 187.

[2] Domenico Contarini, Relatione di 1680. Non meno le diversioni della Sicilia che i fomenti nell' Ungheria concorsero a scemare le forze dei collegati.

Friede von Nimwegen.

Ziehen wir die Summe von Allem, was in den letzten Jahren geschehen war, so liegt sie darin, daß Ludwig XIV. durch seine Waffen und seine Politik auch ohne Unterstützung von England zahlreichen mächtigen und kriegerischen Feinden überlegen blieb. Wie aber, wenn England sich seinen Feinden beigesellte?

Dazu war die englische Nation schon lange bereit; jeder neue Erfolg der Franzosen in den Niederlanden fachte ihre Verstimmung aufs Neue an. König Carl II. selbst war nicht ohne Gefühl für die Gefahren, die aus der Festsetzung der Franzosen in Sicilien für den levantischen Handel von England hervorgehen mußten. Dazu kam der Einfluß des Prinzen von Oranien, der sich eben damals mit der ältesten Tochter des Herzogs von York, Nichte des Königs, vermählte und in der Nation bereits viele Anhänger fand. Die englische Regierung ward in der That bewogen, im Anfang des Jahres 1678 mit den vereinigten Niederlanden in ein Schutz- und Trutzbündniß zu treten, nicht jedoch sowohl zur Wiederaufnahme des Krieges, als zur Herstellung des europäischen Friedens.

Von vorn herein ward hiebei nicht daran gedacht, den Besitzstand so wiederherzustellen, wie er vor dem Kriege gewesen war: den Spaniern sollten neue Abtretungen zugemuthet werden; doch sollten diese nicht allzuweit gehen und nur eben dazu dienen, den französischen Grenzen die militärische Festigkeit zu verleihen, die Ludwig XIV. verlangte. Das schien vollkommen erreicht zu sein, wenn ihm die Franche-Comté und in den Niederlanden Cambray, Aire und St. Omer überlassen würden. Carl II. ließ wohl vernehmen, durch diese Erwerbungen werde Frankreich eben so gut gesichert, wie England durch das Meer gesichert sei. Alle andern Plätze, die es besetzt habe, sollte es dagegen herausgeben.

In dem französischen Conseil ist einmal über diese Vor-

schläge ernstlich unterhandelt worden: die übrigen Minister, — denn schon machte sich eine Erschöpfung der französischen Hülfsquellen bemerkbar, und man berechnete, daß es höchstens noch zwei Jahre möglich sein werde, den Krieg zu führen, — waren dafür, ich weiß nicht, ob sie anzunehmen oder doch auf Unterhandlungen darüber einzugehen; Louvois und der König selbst waren dagegen.[1] Sie meinten weder Condé noch Valenciennes noch selbst Courtrai entbehren zu können, wenn Lille, das jetzt eine bedeutende Manufacturstadt zu werden versprach, der erwünschten Sicherheit genießen, Artois überhaupt nicht jeden Augenblick einem Einfalle ausgesetzt sein solle: sie verwarfen die englischen Vorschläge. Hierauf erklärte der König von England, auch er wolle nicht auf halbem Wege stehen bleiben; noch weiter, als er selber zu gehen gedachte, suchte ihn das Parlament vorwärts zu treiben. Es geschah in der Absicht, sich hiegegen zu sichern, daß Ludwig XIV. seine Flotte aus Sicilien zurückkommen ließ,[2] und daß er, da der Krieg nun wieder anging, sich unter den mancherlei Plätzen, die er in dem neuen Feldzug hätte angreifen können, eben Gent dazu ausersah; längst schon hatte der Prinz von Condé diese Unternehmung im Falle eines Bruches mit England für die rathsamste erklärt.[3] Nicht allein Gent, sondern auch Ypern fiel sofort in die Hände der Franzosen. Indeß langten englische Hülfsvölker in Ostende und in Brügge an. Alle Tage konnte es zum Ausbruch des Krieges zwischen beiden Nationen kommen.

In Holland selbst aber wünschte man das jetzt nicht. Der Prinz von Oranien hätte es ohne Zweifel gern gesehen; aber

[1] So erzählte Carl II. seinem Hofe. Vgl. Schwerin an den Kurfürsten von Brandenburg, 18. Januar 1678. Orlich, Briefe aus England 184.

[2] Domenico Contarini: fu conosciuto essere manifestamente provenuto il precipitoso abandono de' Messinesi da soli sospetti che potesse l'Inghilterra concorrere in parte contraria, concepite se ciò succedeva le spiaggie Francesi all' arbitrio di legni Inglesi.

[3] Pelisson: Lettres historiques III, 310. Pour couper le chemin de la mer avec tout le reste de ce que nous avons.

andere Führer der Republik erblickten in seinen kriegerischen Tendenzen zugleich die Absicht, die Führung der Waffen und die Verbindung mit dem König von England zur Erweiterung seiner Macht zu benutzen. In derselben Stadt, welche im Jahr 1671 zum Kriege gegen Frankreich fortgerissen hatte, in Amsterdam, vereinigten sich jetzt die Führer der bisher einander entgegengesetzten Parteien zu dem Zwecke, den Frieden mehr nach dem Sinne des Königs von Frankreich zu schließen. Längst hatte dieser Fürst seine ursprüngliche Feindseligkeit gemäßigt; er gewann jetzt sogar die Zuneigung der Republicaner, indem er ihnen nicht allein die Rückgabe des letzten großen Platzes, den er von den ihren noch inne hatte, von Mastricht, sondern auch die Aufhebung der Handelsbeschränkungen anbot, wegen deren ihr Hader früher besonders ausgebrochen war, sowie den Abschluß eines neuen für sie vortheilhaften Handelstractates.[1] Im Widerspruch mit den Anhängern des Prinzen ward in den Generalstaaten der Beschluß durchgesetzt, eine Deputation in das Feldlager des Königs zu schicken, an deren Spitze der größte Verfechter der Politik des Friedens, Beverningk, gestellt wurde. Man hat es damals eines gekrönten Hauptes für unwürdig erklärt, daß es sich selbst zu einer Zusammenkunft mit fremden Bevollmächtigten herbeilasse, sie sogar erwartete: Ludwig XIV. fand es jedoch angemessen, einem Jeden zu beweisen, daß er seine Angelegenheiten vollkommen verstehe und selbst betreibe. Die Zusammenkunft fand im Lager zu Wettern bei Gent am 10. Juni 1678 statt. Beverningk sprach dem König den Dank Ihrer Hochmögenden für seine commerciellen Zugeständnisse aus und fügte hinzu, sie würden die ihnen vorgeschlagenen Bedingungen angenommen haben, wenn sie nicht Rücksprache mit ihren Verbündeten nehmen müßten. Einer mehr entschiedenen Erklärung bedurfte es für den König nicht. Fürchtet ihr, sagte

[1] Domenico Contarini: Quanto più si vedeva inoltrare il Britannico in impegni colla speditione di truppe in Ostenda e Bruges, tanto più premeva a guadagnare alcuno dei collegati.

er, eure Verbündeten? Ich will Euch gegen dieselben zu Hülfe kommen.[1] Diese Verhandlung von Wettern ist das Gegenstück der Zusammenkunft im Lager vor Utrecht. Damals hatte die Republik dem König Abtretungen in weitestem Umfang angeboten; er hatte sie in Rücksicht auf seine Verbündeten zurückgewiesen: die Republik hatte dann halb Europa gegen ihn in die Waffen gebracht. Jetzt bot er der Republik die volle Herstellung in ihren früheren Bestand, soweit es von ihm abhing, und sogar in ihre Handelsrechte an, wenn sie seine Anforderungen an ihre Verbündeten genehmige. Die Republik zeigte sich bereit dazu. Der König bewilligte der Deputation sechswöchentlichen Waffenstillstand, doch unter der Voraussetzung, daß Holland sich von seinen Verbündeten trennen müsse, wenn dieselben die von dem König angebotenen Bedingungen verwerfen sollten.

In dieser Erklärung liegt bereits der Abschluß des Friedens.

Wenn der Prinz von Oranien genöthigt war, ihn anzunehmen, so konnte auch Carl II. von England nicht widerstreben. König Ludwig, so entschieden im Innern seines Reichs, hatte doch nicht gerade starke doctrinäre Sympathien für andere Länder. Er unterstützte die aristokratischen Gegner des Prinzen von Oranien, die er einst gestürzt hatte, jetzt, da sie ihm nicht mehr gefährlich werden konnten. Wenn er des Königs von England nicht mehr sicher war, so scheute er nicht davor zurück, sich mit den Gegnern desselben im Parlament zu verbinden, um ihn durch seine Gefahr zu beherrschen.

Auch in Spanien war jetzt in dem Wechsel innerer Irrungen ein Freund von Frankreich, Don Juan d'Austria, an das Ruder gekommen: er konnte sich der Pacification, so schwer Spanien davon betroffen ward, nicht ernstlich widersetzen.

[1] Der Bericht über diese Audienz wurde am 13. oder 14. Juni mündlich erstattet und verdiente wohl aus den Protokollen hervorgezogen zu werden. Am ausführlichsten über die Sendung ist die Fortsetzung der Geschichte von Valkenier. Zehnter Thl. Bd. II. 1004. Auch hat Basnage Einiges (II, 911).

So geschah es, daß zu Nimwegen, wo man sich bisher mehr mit Rangstreitigkeiten und der Aufstellung der gegenseitigen Ansprüche beschäftigt hatte, in der Stunde, in welcher der zugesagte Stillstand zu Ende ging, 10. August, gegen Mitternacht[1] der Friede zwischen dem König und der Republik unterzeichnet ward. Am 12. August begann die ernstliche Unterhandlung zwischen Spanien und Frankreich, die am 17. September zum Schluß gedieh.[2]

Was vorlängst von den Franzosen ins Auge gefaßt, in den beiden letzten Friedensschlüssen zum Theil erlangt worden war, das ward zu Nimwegen nahezu vollendet. Auf der einen Seite ward die Franche-Comté, so oft schon genommen und wieder zurückgegeben, mit Allem, was zu ihr gehörte, dem Königreich einverleibt: ein unüberwindliches Bollwerk desselben, zumal so lange die Schweiz in der Abhängigkeit verblieb, in der sie damals gehalten wurde. Die Besetzung dieses Landes hatte einige Bewegung in der Schweiz veranlaßt; dem vollzogenen Ereigniß setzte sich Niemand entgegen. Denn da die Schweizer mit ihrem Schwerte die Siege der Franzosen erfechten halfen, — noch bei Montcassel haben sie das Beste gethan — wie hätten sie die Wirkungen derselben nicht annehmen müssen. Die Schweiz ging im Gefolge von Frankreich daher. In der Mitte des neuerworbenen burgundischen Landes und der oberrheinischen Vergrößerungen, die jetzt noch durch Freiburg anwuchsen, trug sie selber durch ihre Ergebenheit wesentlich dazu bei, daß diese Macht eine so gewaltige Stellung gegen Oberdeutschland einnahm.

Auf der nordöstlichen Seite ward der Besitz der flandrischen Küste durch die Erwerbung von St. Omer, Aire, und nunmehr durch Ypern, das der König behauptete, indem er Gent

[1] Sur les douze heures de la nuit, Schreiben des Bevollmächtigten: Actes de Nimègue II, 589.

[2] Traité de paix d'entre les couronnes de France et d'Espagne conclu et signé à Nimègue 17. September, Art. XI.

zurückgab, vollkommen gesichert. Cambray und Cambresis, Valenciennes Stadt und Landschaft, Condé und Bouchain, Bauvay und Maubeuge wurden eben so viel Bollwerke der Picardie und der Isle de France. Ungeheure Erwerbungen, durch welche, wenn wir so weit zurückgehen dürfen, die alte Feindseligkeit zwischen Austrasien und Neustrien, zwischen dem östlichen und dem westlichen fränkischen Reiche endlich zum Vortheil des letzteren entschieden wurde. Wenn man zweifeln sollte, ob der König und Louvois auf ihrem militärischen Standpunkt Recht hatten, auf Condé und Valenciennes so großen Werth zu legen, so braucht man sich nur zu erinnern, daß an einem Versuch, diese Festungen wieder zu erobern, der Angriff der großen gegen die Revolution verbündeten Armee im Jahr 1793 gescheitert ist. Wie unendlich fern lag Ludwig XIV. eine Ahnung davon, für wen er arbeitete. Aber schon seine Stärke beruhte doch vor Allem darauf, daß er einen nationalen Zweck verfolgte.

Auch Lothringen ließ sich der König nicht wieder entreißen; im Frieden ward ihm der Besitz von Longwy und Nancy bewilligt. Wenn der Herzog von Lothringen diese Bedingungen nicht annahm, so bewirkte das nur, daß das ganze Land in den Händen Ludwigs blieb.

Da nun aber diese großen Erfolge abermals hauptsächlich durch die Bundesgenossenschaft der Schweden gelungen waren, so lag dem König Ludwig daran, denselben seiner Zusage gemäß im Osten des Reiches alle die Landschaften wieder zu verschaffen, die ihnen die brandenburgischen Waffen entrissen hatten. Daß diese Länder zu Deutschland gehörten, konnte ihn nicht kümmern: auch England dachte nicht daran; die hierauf zielende Forderung Ludwigs war fast die erste, welche Carl II. genehmigte; Holland setzte bei seinem Friedensschluß wie manche andere, so auch die Rücksicht auf seinen besten Verbündeten, den Kurfürsten, aus den Augen.

In dem Grade, in welchem die französische Macht noch höher emporstieg, sank die Selbständigkeit und Bedeutung der

deutschen Mächte. Wäre es nicht rathsam gewesen, wenigstens jetzt, da nach den Siegen Brandenburgs von den Schweden nichts mehr gefürchtet zu werden brauchte, alle Kräfte zusammenzunehmen und einen dritten Krieg für die Herstellung der alten Macht und Größe auf allen Seiten zu wagen? Aber der Kaiser war seiner ungarischen Rebellen noch nicht Meister geworden; er fürchtete einen Anfall der Türken. Er berechnete, daß man dem König doch nicht mehr als 80,000 Mann werde entgegenzusetzen haben, während dieser mit 200,000 im Felde erscheinen könne. Und zuletzt: der größere Vortheil, den Brandenburg davon getragen hätte, war kein Vortheil für Oesterreich. Genug, der Kaiser zog die Annahme des Friedens, wie er war, einem gefährlichen Kriege vor. Im Februar 1679 ist er geschlossen, im März von dem Reiche ratificirt worden.

Da mußte auch der Kurfürst von Brandenburg sich fügen. Die Couriere hielten auf dem Schloßhofe zu St. Germain, um die Nachricht von dem Abschluß des Friedens, oder, wenn dieser nicht zu Stande kam, den Befehl zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an Crequy, der mit dem französischen Heere bereits in Westfalen stand und der auf die Hülfe mancher benachbarten Fürsten zählen konnte, zu überbringen: als der brandenburgische Gesandte sich entschloß, zu unterzeichnen (29. Mai 1673). Er hatte mit dem damaligen Minister Pomponne zu unterhandeln, der in zweifelhaften Fällen zu dem König ging und dessen Entscheidung einholte.

König Ludwig nahm an den Friedensunterhandlungen denselben eingreifenden Antheil, wie an dem Kriege. Er hatte sie persönlich begonnen und führte sie auch persönlich zu Ende.

Drittes Capitel.

Zeit der Reunionen. 1679—1684.

Militärische Ansicht.

Einsichtsvolle Zeitgenossen sahen in Ludwig XIV. weniger einen Eroberer, — und wer wollte ihn mit den großen Eroberern irgend einer Epoche vergleichen? — er erschien ihnen mehr in dem Lichte eines Befehlshabers einer Festung, der, um diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Umgriffe nach allen Seiten über die Grenze derselben ausdehnt. So hat ihn einer der großen geistlichen Redner seiner Epoche gerühmt, daß er ganz Frankreich gleichsam zu einer einzigen Festung gemacht habe.

Ludwig XIV. meinte, ein von den ruhmvollsten seiner Altvordern, wie von Franz I. unternommenes Werk zu vollenden und sie zu übertreffen, wenn er die durch den Frieden eben in dieser Absicht so namhaft erweiterten Grenzen an jeder wichtigen Stelle mit unangreiflichen Befestigungen schirme. Zur Seite stand ihm der Mann, der an dem Erfolg seiner Belagerungen und dadurch an seinen Siegen — denn an die Behauptung und Eroberung fester Plätze knüpfte sich nun einmal der Krieg jener Zeiten — den wesentlichsten Antheil gehabt hatte, Sebastian de Vauban. Vauban hatte einst in den Bürgerkriegen die Waffen gegen den König getragen und war dann von Mazarin hervorgezogen worden, wie Turenne; auch ihn zeichnete Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit aus: seine Dienste machten ihn dem

König unschätzbar. Es mag zweifelhaft sein, ob die Kunst der Zerstörung ihm nicht noch mehr verdankt, als die Kunst der Vertheidigung: doch erscheint er auch in der Befestigungskunst als der große Meister. Was einst Ludwig XIV. im Geiste sah, als er Dünkirchen zuerst besuchte, das führte ihm Vauban aus: er erweiterte den dortigen Hafen, der nur für leichte Corsarenfahrzeuge dienlich schien, zur Aufnahme großer Kriegsschiffe. Dem Kriegshafen von Toulon gab er die Gestalt, die ihm bis in die neueste Zeit geblieben ist. Und wie viele andere Landungsplätze und Häfen längs der beiden Gestade und auf den nahen Inseln wurden mit neuen Werken versehen. Fast die vornehmste Sorgfalt aber ward der Landgrenze zugewandt. Vauban hat die Barriere der Pyrenäen durch die Citadelle von Bayonne und die Bollwerke von Perpignan vervollständigt, jenseit der Alpen Pignerol, auf dem rechten Rheinufer Freiburg in haltbaren Stand gesetzt; zur Sicherung der Communication zwischen Franche-Comté und dem Oberrhein ward das Fort von Hüningen, als ein Außenwerk für Lothringen Saarlouis angelegt. An der Sambre ward Maubeuge befestigt, um das im Frieden zurückgegebene Charleroi zu ersetzen. Alle durch den Frieden erworbenen Plätze wurden verstärkt und neue Anlagen hinzugefügt. Nach einiger Zeit erhob sich der König selbst, um sie zu besichtigen. Als das Meisterstück Vaubans wird Lille zu betrachten sein, wo ihm die Verbindung der Wasserwerke mit den Befestigungswerken auf das Glücklichste gelang.

Dem König war Das alles noch nicht genug. Was er jetzt auf immer sein nannte, erreichte noch lange nicht den Umfang der Grenzen, die ihm und seinen Generalen vom militärischen Standpunkte zur Sicherheit seines Reiches erforderlich schien.

Bereits in den Nimwegischen Verhandlungen kommt der Gedanke vor, der viel später ausgeführt worden ist, Lothringen gegen irgend eine entfernte Abtretung — man dachte damals an Sicilien — einzutauschen. Da nun aber nicht allein eine solche Auskunft unmöglich, sondern der rechtmäßige Besitzer nicht

einmal dahin zu bringen war, die Bedingungen anzunehmen, unter denen ihm das Land wiedergegeben werden sollte, so daß hier kein gültiges staatsrechtliches Verhältniß zu Stande kam, so schien es um so nöthiger, Lothringen vor möglichen Angriffen zu sichern. Man kann denken, daß die Franzosen hiefür Luxemburg ins Auge faßten, durch welches der Besitz von Thionville und Longwy doppelten Werth bekommen hätte: in den Vorschlägen zum Frieden ist von der Abtretung dieser großen Festung die Rede. Auch die Erwerbung einiger kleineren Plätze, wie Homburg, Bitsch, Kaiserslautern, ward dem König von seinen Generalen empfohlen. Aber vor allem Andern war das Augenmerk auf den Besitz des Elsaß gerichtet, der in vollster Ausdehnung, selbst mit Einschluß von Straßburg und von Kehl, als unentbehrlich für die Aufrechterhaltung des jetzt gegründeten Systems betrachtet zu werden anfing. Der Grund ist: wenn der König diese Provinz in Händen habe, seien Franche-Comté, Champagne und ein Theil der Bisthümer gedeckt: dann könne Lothringen sich nicht losreißen, dann bleibe die Schweiz um so stärker an Frankreich gebunden, dadurch werde Deutschland in Zaum gehalten. Selbst daß, wenn dieß nicht der Fall sei, der Krieg sich dahin wenden müsse, erschien als ein Vortheil. Denn sonst würde sich die gesammte deutsche Macht auf die obere Maas und die obere Mosel stürzen und doppelt gefährlich werden.[1] Genug, das gegenwärtige und künftige Machtverhältniß schien sich daran zu knüpfen, wer dieser Landschaften Meister sei: die Franzosen faßten die bestimmte Absicht, sie sich anzueignen.

Politischer Anspruch.

Welches Recht aber hatten sie, welche Mittel standen ihnen zu Gebote, dieselben nach geschlossenem Frieden zu erwerben?

[1] Vgl. Mémoire de Mr de Chamlay in Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne II, 780.

Von langer Zeit her hatten sie sich Ansprüche, die das möglich machten, im Geheimen vorbehalten und fühlten sich jetzt stark genug, sie durchzuführen. Sie gründeten dieselben auf die Auslegung, die sie dem westfälischen Frieden gaben. Widmen wir ihnen ein Wort parteiloser Erörterung.

Wenn man die Artikel dieses Friedens liest, welcher eine Grundlage des europäischen Rechts sein sollte und so lange gewesen ist, so kann man sich nicht genug wundern, wie dunkel und zweifelhaft diejenigen abgefaßt sind, welche die Abtretungen betreffen, die das deutsche Reich an die französische Krone machte. Die drei Bisthümer nicht allein, sondern auch deren Districte sollen danach Frankreich ebenso angehören, wie bisher dem deutschen Reich. Ob mit dem Wort District bloß der weltliche Umfang oder auch die kirchliche Diöcese gemeint sei, in welches Verhältniß die von dem Bisthum abhängigen Lehensträger des Reichs gestellt werden sollten, darüber wird nichts bestimmt. In Bezug auf das Elsaß war man etwas näher herausgegangen. Dem Artikel, durch welchen die Landgrafschaft in Ober- und Niederelsaß, der Sundgau und die Landvogtei über die elsaßischen Zehnstädte an die französische Krone aufgegeben werden, war später ein anderer hinzugefügt worden, welcher die Rechte der Landvogtei auf die Befugnisse, die das Haus Oesterreich ausgeübt habe, einschränkte und die Reichsunmittelbaren der Fortdauer ihrer Unabhängigkeit versicherte, aber diese Beschränkung selbst ward durch den Zusatz, daß damit den früher übertragenen Rechten nichts entzogen sein sollte, wieder zweifelhaft gemacht. Man würde den Altvordern Unrecht thun, wenn man sie der Nachlässigkeit in der Fassung dieser Verträge beschuldigen wollte. Die Ursache der Unbestimmtheiten liegt darin, daß sie sich darüber mit den Franzosen nicht zu vereinigen vermochten. Ein auf den Wunsch der Reichsstände formulirter Entwurf nahm die Lehnsrechte der Bisthümer von ihrer Abtretung aus; der französische Entwurf schloß sie ausdrücklich ein; da darüber kein Vergleich zu treffen war, so blieb die Angelegenheit unerwähnt. Wohl

ward in Erinnerung gebracht, wie viel stärker die Lehensabhängigkeit in Frankreich sei als in Deutschland; eine nähere Bestimmung war aber bei den Franzosen nicht zu erreichen. Die Reichsstände versäumten nicht, ihren Sinn durch eine Declaration zu erläutern: der französische Gesandte Servien verweigerte ihre Annahme. Dessen bewußte Absicht war es vielmehr, gerade damit Ansprüche für eine fernliegende Zukunft anzubahnen; er hat einmal in Bezug auf die zehn Städte unumwunden gesagt, in dem Frieden sei so viel Recht auf dieselben enthalten, daß man es, wenn sich eine günstige Gelegenheit zeige, mit dem Schwert geltend machen könne.[1] Die Reichsstände richteten eine Erklärung über das Verständniß des Vertrags an den französischen Hof selbst; dieser fand es angemessen, das Schreiben unbeantwortet zu lassen.[2]

So umfassend und empfindlich die Verluste waren, welche das Reich durch den Frieden von Münster erlitt, so lag doch noch fast ein größerer Nachtheil in den Verwickelungen, in die es dadurch mit Frankreich gerieth. Einen von größerem Unheil schwangeren hat es nie geschlossen. Eben aus diesen Verhältnissen sind anderthalb Jahrhunderte später die Irrungen hervorgegangen, welche den Krieg mit dem in der Revolution begriffenen Frankreich hervorgerufen und dadurch den Umsturz des Reiches selbst veranlaßt haben. Aber auch schon die Feindseligkeiten zwischen dem Frankreich und dem Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts nährten sich an ihnen.

Der französische Hof sah in den Festsetzungen, wie er sie auslegte, gleichsam einen Markstein der Grenzen und Rechte,

[1] Il me dit que nous aurions toujours assez de droit sur lesdites villes pour les faire valoir avec l'épée, lorsque quelque occasion favorable s'en présenteroit. Raisonnement de M. Gravel sur l'attend d'Alsace bei Pfeffinger Vitriarius illustratus II, 1082.

[2] Französische Deduction im Archiv zu Berlin: Le roy qui vouloit conserver les avantages que ce traité luy donnoit, ne leur fit aucune réponse.

die er sich verschaffen wollte. So lange die Unruhen der Fronde, die damaligen Kriege mit Spanien dauerten, vermied er es, die vermeinten Ansprüche ernstlich in Anregung zu bringen; das hätte damals leicht eine Entscheidung der Frage im deutschen Sinne herbeiführen können.[1] Dazu kam, daß der westfälische Friede erst durch den pyrenäischen, in welchem der König von Spanien seine Rechte auf diese Landschaften ebenfalls abtrat, zu vollkommener Wirksamkeit gelangte; erst alsdann zahlte Ludwig XIV. die der Linie von Innsbruck bestimmte Entschädigungssumme. Auch dann war es bei den denkenden Franzosen nicht so ausgemacht, daß man in dieser Sache vorschreiten sollte. Die in den deutschen Angelegenheiten erfahrensten Staatsmänner warnten vielmehr den König vor jeder Neuerung. Denn er würde dadurch die Stellung, die er als Verfechter der reichsständischen Rechte gegen das Haus Oesterreich einnehme, gefährden, das Vertrauen seiner Freunde verscherzen: sie riethen ihm, auch nicht einen Gedanken daran durchblicken zu lassen. Aber Ludwig XIV. fühlte sich so mächtig, daß er sich durch Rücksichten dieser Art nicht mehr binden ließ. Als La Meillerave, Duc de Mazarin — derselbe, den der Cardinal zum Fortsetzer seines Stammes und Hauses erwählt hatte — die Landvogtei übernahm, forderte er die zehn Städte auf, die Hoheit von Frankreich in Bezug auf die Rechtspflege, militärische und kirchliche Dinge anzuerkennen: und suchte sie, als sie sich weigerten, mit mannigfaltigen Gewaltthätigkeiten heim. Kaiser und Reich nahmen sich ihrer an; auf ihre Vorstellungen antwortete der König bereits in ziemlich gereiztem Tone,[2] doch gab er noch nach, — denn damals wollte er mit dem Reich nicht brechen — daß ein Schiedsgericht, zu dem er selbst einige Mitglieder nam-

[1] Z. B. bei dem Executionsreceß in Nürnberg 1650. Extractus Protocolli bei Pachner II, 221 zeigt, daß sie dieß dann später mit den Unruhen entschuldigen.

[2] Antwortschreiben der königl. Majestät von Frankreich 1665, 18. September, bei Pachner I, 173. „Nous avons été un peu surpris“ etc.

haft machte, niedergesetzt wurde. Besonders die Forderung der französischen Krone, daß ihr die Städte den Eid der Treue schuldig seien, ward von dem Schiedsgericht einer Prüfung unterworfen und auf eine, den Punkt, auf den es ankam, fein und glücklich treffende Weise abgelehnt.[1] Der König aber blieb dabei, daß ihm ein einfacher Eid der Treue und des Gehorsams geleistet werden müsse. Noch wurde hierüber Rede und Gegenrede gewechselt, — über andere Beschwerden war aber noch nicht einmal ein umfassender Vorschlag gemacht, — als der Krieg ausbrach, der die Entscheidung wieder auf die Spitze des Schwertes stellte.

Von deutscher Seite hat man während desselben einmal beabsichtigt, die dem König gemachten Abtretungen für verfallen zu erklären: der König ergriff, wie wir sahen, den günstigen Augenblick, die zehn Städte im Elsaß völlig zu unterwerfen. Ihre Mauern, die zu ihrer Unterwerfung niedergerissen waren, ließ er, nachdem diese erfolgt war, wieder aufrichten, um sie gegen jeden Angriff von Deutschland her zu behaupten. Wer sollte nicht erwarten, daß diese große Differenz einen der vornehmsten Gegenstände der Friedensverhandlungen von Nimwegen ausgemacht haben würde? Ludwig XIV. vermied dieß sorgfältig. Er hielt nicht für nöthig, sein Recht aufs Neue feststellen zu lassen; er erklärte es für unzweifelhaft, da es ihm durch den Wortlaut des Münsterschen Friedens hinreichend gesichert sei.

[1] Nach der von dem König vorgeschriebenen Formel sollte der Schwur lauten: „nos fideles et obedientes futuros, in omnibus iis ad quae ex causa praefecturae per instrumentum pacis cum omni supremo dominii jure suae Majestati cessae tenemur;" nach der von dem Schiedsgericht aufgestellten Formel dagegen „dasjenige, wozu dieselbe wegen der in Kraft des Münster'schen Friedensschlusses von kais. Majestät mit dem römischen Reich, und Erzhaus Oesterreich cum omni supremo dominii iure abgetretene Landvogtei Hagenau gehalten ist, getreulich und gehorsam zu leisten und dawider nichts zu thun." Treu und gehorsam zu sein, oder die zwischen dem Reich und Frankreich bestimmten Dinge treulich auszuführen, darin lag der Unterschied.

Die kaiserlichen Gesandten haben einmal den Antrag gemacht, für die Rückgabe von Freiburg einige elsaßische Städte, etwa Schlettstadt oder Colmar, abzutreten: die Franzosen antworteten, das sei eben, als wenn man ihnen eine Stadt in der Mitte von Frankreich anbieten wollte. Die Kaiserlichen brachten dann die Erneuerung des Schiedsgerichts in Antrag; die Franzosen erklärten, daran nicht mehr gebunden zu sein. Auch um dieser Sache willen verlangte Brandenburg die Wiederaufnahme des Krieges: aber der Kaiser fühlte sich nicht in der Lage, es deßhalb auf einen neuen Bruch ankommen zu lassen. Er suchte sich durch eine Protestation zu helfen, welche von dem Reiche nicht allein gebilligt, sondern durch die Aufforderung, die Reichsfreiheit der Gefährdeten zu schützen, verstärkt wurde. Aber die Franzosen erklärten dieß für Acte der innern deutschen Politik, um welche sich ein Dritter nicht zu bekümmern brauche; sie hielten sich an den Frieden und dessen Ratification durch den Kaiser, in welcher der Rechte der bedrohten Reichsstände nicht weiter gedacht wurde. Bei den Verhandlungen über die Herstellung der Ruhe wies der französische Gesandte die von den Kaiserlichen aufgestellte Liste der von beiden Seiten zu räumenden Orte zurück, weil darin auch einige elsaßische Städte und einige Lehen des Bisthums Metz begriffen waren, die sie bereits als durch den Münsterschen Frieden erworben ansahen.

Wenn die Franzosen die Behauptung aufgestellt haben, daß bei diesen Erörterungen durch die Nachgiebigkeit des Reiches ihre Ansprüche anerkannt worden seien, so sieht man wohl, wie viel daran fehlt; Kaiser und Reich waren in unaufhörlichem Widerspruch dagegen begriffen. Es kann nur als eine Folge der schlechten Verfassung ihrer Angelegenheiten betrachtet werden, daß sie den Frieden unter solchen Umständen eingingen. Aber da es nun einmal geschehen war, so konnte sich auch Niemand darüber täuschen, daß der König seine vermeinten Rechte nicht sowohl trotz desselben, als nun auf ihn Bezug nehmend mit aller Kraft ausführen würde.

Ludwig XIV. glaubte eine neue politische Grundlage für die Ausführung seiner militärischen Entwürfe gewonnen zu haben; eben das war sein Ehrgeiz, alle seine Ansprüche, so zweifelhaft sie auch sein mochten, jedem Andern zum Trotz zur Geltung zu bringen. Indem die Welt hoffte, sich der Herstellung der allgemeinen Ruhe zu erfreuen, schritt er, diese durchbrechend, zu den Unternehmungen, die er sich vorgenommen hatte, fort, ohne alle Rücksicht auf die Rechte der Andern. Er wendete vielmehr eine lediglich der französischen Ordnung der Dinge entsprechende Form auf diese an. Sein Verfahren war folgendes.

Reunionskammern.

Die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun, ohnehin Geschöpfe von Ludwigs Hand, wurden aufgefordert, die zu ihren Bisthümern gehörigen Besitzungen und Rechte, wie einst von dem Kaiser, so jetzt von dem König zu Lehen zu nehmen. Sie antworteten, davon sei so viel abgekommen und ihnen entrissen, daß sie es nicht einmal anzugeben vermöchten; sie baten um einen Gerichtshof, vor welchem die im Laufe der Zeit geschehenen Usurpationen untersucht werden könnten. Hierauf ward in dem Parlament zu Metz eine besondere Abtheilung zu diesem Zweck gebildet;[1] die Bischöfe legten ein langes Verzeichniß von Inhabern solcher Güter, die ihren Kirchen entrissen, und von Vasallen, die ihrer Lehenspflicht nicht eingedenk seien, vor. Gleich als sei ein französisches Parlament ein allgemein europäischer Gerichtshof, wurden nun die ersteren von Seiten des Gerichts zur Verantwortung vorgeladen, die zweiten aber, welches auch übrigens ihre Stellung sein mochte, aufgefordert, keinen andern Souverän anzuerkennen, als den König, noch einen andern Gerichtshof, als das Parlament zu Metz. Auf den Grund, daß

[1] Im October 1679: eröffnet 11. December. Michel Histoire du Parlement de Metz 210.

die Rechte des Reiches in den Bisthümern sämmtlich an ihn übergegangen seien, stellte sich Ludwig als Oberlehnsherr aller Derer auf, welche ihm als Vasallen der Bisthümer bezeichnet wurden. Was ihm dieß bedeutete, sieht man daraus, daß er unter andern Romeny in Anspruch nahm, worauf die Reichsstandschaft der Herzoge von Lothringen beruhte. Aber auch noch andere Reichsfürsten von uraltem Ansehen, den Pfalzgrafen von Veldenz und Lützelstein, den Herzog Friedrich Ludwig von Zweibrücken, die Grafen von Salm und von Saarbrück, meinte er als Unterthanen der französischen Krone betrachten zu können, und forderte sie auf, ihm zu huldigen.

Folgerechter Weise ward auch Georg von Würtemberg, Graf von Montbelliard, welches zu der Franche-Comté gehört, als Vasall von Frankreich in Anspruch genommen.

Was schon an sich eine Vergewaltigung war, ward durch die Verschiedenheit der staatsrechtlichen Begriffe in beiden Ländern vollends unerträglich. Das Wort Souveränetät, das in Deutschland nur eine Unabhängigkeit von der Reichsgewalt und den Reichsgerichten bezeichnete, sollte förmliche Oberherrlichkeit in einer Ausdehnung und einem Umfang, von der hier Niemand einen Begriff hatte, bedeuten. Das Provinzialgericht in Breisach, vor Kurzem zu einem obersten inappellablen Gerichtshof nach der Weise der französischen Parlamente erhoben, machte es recht zu seinem Geschäfte, denselben auszubilden. Wohl waren in dem Münster'schen Frieden die Reichsunmittelbaren auf völlig unzweideutige Weise von der Uebertragung der obersten Autorität ausgenommen worden, aber wer war reichsunmittelbar? Die Intendantur des Elsaß stieß in den dortigen Archiven auf Nachrichten von einer Zusammenkunft in Schlettstadt, bei der sich eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Unmittelbaren um den Erzherzog Leopold gesammelt hatten: der Gerichtshof schloß daraus, daß diese alle von dem Erzherzog abhängig gewesen und nun ebenso von Frankreich abhängig geworden seien. Auf diesen Grund hin wurden die im Elsaß

angesessenen Reichsunmittelbaren, Fürsten, Aemter, Stände, Ritterschaft für Vasallen des Königs erklärt. Aller Orten wurde das französische Wappen angeschlagen, der Eid der Treue, nach französischem Gebrauch, von den Unterthanen wie von den Herren gefordert. Vor der drohenden Nähe einer schonungslosen Gewalt beugten sich die meisten. Der Bischof von Straßburg, die Grafen von Hanau, die Herren von Fleckenstein erschienen nun in dem Verzeichniß der französischen Vasallen; die elsaßische Ritterschaft schickte in den ersten Monaten des Jahres 1681 eine Deputation nach Paris, der der König die Erhaltung der unter Kaiser und Reich hergebrachten Privilegien und gewisse Ehrenrechte zusicherte.[1]

Die Entfernteren, namentlich die mächtigen Reichsglieder, welche von diesen Maßregeln betroffen wurden, widerstrebten, aber ihre Beamten wurden verjagt, ihre Archive verschlossen, ihre Renten vorenthalten; wendeten sie sich an den französischen Hof, so wurden sie an die Gerichtshöfe von Metz oder von Breisach gewiesen: die Minister versagten jede Rücksprache und Unterhandlung, denn in dem, wozu er kundbar berechtigt sei, könne nun der König sich einmal die Hand nicht binden; sie verweigerten selbst schriftlichen Bescheid. Am härtesten scheint der Erzbischof von Trier — damals ein Orsbek — wie in der Ausübung seiner geistlichen Rechte, so in seinem weltlichen Besitz und seinen Lehensherrlichkeiten bedrängt worden zu sein.[2] Ludwig XIV. hat drei Ortschaften an der Maas in Anspruch

1 Resident Beck 8. März: „Freiherr v. Wangen (Haupt der Deputation) soll den ersten Sitz nach dem Präsidenten de la chambre souveraine d'Alsace en qualité de chevalier d'honneur haben, alle Monat von wegen der Ritterschaft daselbst erscheinen und deren Interessen sich angelegen sein lassen."

2 Vgl. Relatio Legati Trevirensis 1680 1. Juli bei Hontheim: Historia Trevirensis 797. Man sagte ihm: „der Münsterische Tractat thue keine Meldung super modo exercendi jurisdictionem metropoliticam, sondern reservire allein ipsam jurisdictionem metropoliticam, dahero diese nicht weniger als die dioecesana nach Gebrauch des Königreiches exercirt werden müßte."

genommen, weil König Pipin, der sie dem Stift geschenkt hatte, sich dabei königliche Macht und Schutz darüber vorbehalten habe. Oberstein, das dem Erzbisthum seit einem halben Jahrtausend angehörte, ward jetzt von französischen Truppen besetzt; ebenso Homburg und Bitsch. Gegen das kurpfälzische Schloß Falkenburg wurde schweres Geschütz in Anwendung gebracht, um es zu unterwerfen.

Kaiser und Reich verfehlten nicht, sich der Bedrängten anzunehmen, auch erklärte sich der König bereit, auf eine Conferenz einzugehen und, sobald diese begonnen sei, von allen weiteren Besitzergreifungen abzulassen: aber in demselben Augenblick schritt er noch erst zu den unerwartetsten, bedeutendsten von allen, und zwar mit der unbefangensten Miene von der Welt.

Straßburg. Casale.

Gegen Ende September war ein Aufenthalt des Hofes in Chambord angesagt, und Graf St. Aignan bereits dahin abgegangen, um Einiges für die Vergnügungen, Comödie und Musik vorzubereiten, als der König plötzlich zu erkennen gab, er werde sich nicht nach Chambord, sondern nach Metz und in das Elsaß begeben. Wenn gefragt ward, in welcher Absicht, so machte man selbst dem kaiserlichen Gesandten kein Hehl daraus. Der König wolle, sagte man ihm, die ihm im westfälischen Frieden abgetretenen Rechte vollends zur Ausführung bringen: er wolle die Huldigung der Stadt Straßburg einnehmen.

Die Huldigung einer freien Stadt, die seit unvordenklicher Zeit ihre Freiheit unter dem Schutze des deutschen Reichs genossen hatte!

Auch das war aber schon vorbereitet. Indem das Elsaß sich unterwarf, hat man auch der Stadt Straßburg, bereits gegen Ende des Jahres 1680, angemuthet, sich von dem Reich freiwillig zu trennen, um fortan im Besitz ihrer alten Freiheit

unter der Protection von Frankreich zu leben.[1] Da sie darauf nicht einging, so beschloß man, sie mit Gewalt zu unterwerfen.

Sich zu vertheidigen, war Straßburg damals nicht fähig. Die kaiserliche Besatzung, die es zuletzt aufgenommen, war auf Andringen des französischen Hofes abgezogen, der größte Theil der städtischen und schweizerischen entlassen; man zählte etwa 400 Kriegsleute von Gewerbe im Dienste der Stadt, von den vierzehn Bastionen der Befestigungen hätte kaum eine gehörig besetzt werden können. Wohl war die Bürgerschaft kaiserlich und von ganzem Herzen deutsch gesinnt, aber auch eine französische Partei gab es, deren Mittelpunkt die Domherren bildeten; der Rath der Stadt selbst nahm eine zweifelhafte Haltung an. Wenn Kaiser und Reich den Muth des Widerstandes nicht besaßen, woher sollte die Obrigkeit und eine einzelne Stadt ihn nehmen? Von der deutschen Seite hülflos gelassen, dachte der Rath nur noch auf eine Rettung der Stadt vor dem von Frankreich angedrohten Verderben. Man hat gesagt, einige Mitglieder desselben seien mit Geld bestochen worden. Bewiesen ist es nicht, und kaum sollte man glauben, daß Magistrate einer alten freien Stadt sich so tief hätten wegwerfen können. Aber anders ist es doch nicht: von der Bedrängniß ihrer Stadt, und zugleich auf eine Sicherstellung ihrer Personen Bedacht nehmend, mögen einige Rathsherren sich zu Schritten haben hinreißen lassen, bei denen sie ihre Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland aus den Augen verloren. Noch immer sind ihre Verhandlungen mit dem französischen Hofe in Dunkel begraben.[2] Sehr unterrichtete, diesem Hofe nahestehende Männer hielten

[1] So berichtet Ezechiel von Spanheim dem Kurfürsten von Brandenburg 27. Dec. 1680. Man habe dem Gesandten von Straßburg zu erkennen gegeben: que l'on attend que ladite ville se détache d'elle-même de la dépendance qu'elle a avec l'empire, pour vivre d'ailleurs libre et avec ses priviléges sous la protection de France.

[2] Bei van Huffel und bei Coste (Réunion de Strasbourg à la France, 1841) findet man vieles Merkwürdige, doch nicht eigentlich das, was man zu wissen begehrt.

sich überzeugt, und es ist in der That wahrscheinlich, daß sie schon im voraus eine Capitulation, durch welche die Freiheiten und Rechte ihrer Stadt gesichert werden sollten, mit Louvois verabredet hatten.[1] Genug, mit so gut wie vollkommener Gewißheit des Gelingens konnte der König zur Unterwerfung von Straßburg schreiten. Doch wurden schon deßhalb, um nicht eine Gegenwirkung von Deutschland her zu veranlassen, die Vorbereitungen dazu im tiefsten Geheimniß getroffen. Früh am Morgen des 28. September — es war eines Sonntags — nahmen zuerst ein paar tausend französische Dragoner die Rheinschanze in Besitz; dann erschien eine Anzahl Regimenter und besetzte rings umher die Zugänge der Stadt. Sie hatten in der Stille um Freiburg und Breisach her gelagert und wurden plötzlich herangezogen. Des andern Tags traf Louvois in dem Hauptquartier zu Illkirch ein. Auf den Grund des Ausspruches der Kammer zu Breisach, welche das Recht der Souveränetät über das Elsaß dem König zuerkannt habe, forderte er die Stadt auf, sich demselben ebenfalls zu unterwerfen: jede Unterhandlung darüber wies er von der Hand; würde die Stadt sich der königlichen Gnade würdig machen, so sei er ermächtigt, ihr die Erhaltung ihrer Privilegien zuzusichern; sollte sie widerstehen, so sei er stark genug, sie der Verwüstung preiszugeben, und werde die Bürger als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn behandeln.[2] Nur der entschlossenste Heldenmuth hätte eine

[1] Spanheim 3. October, noch ehe er von der erfolgten Uebergabe wußte: on sceut que M. de Louvois avoit porté avec luy la capitulation qu'il devoit faire insinuer à la ville de Strasbourg; qu'il y avoit des articles entre autres touchants la religion et par où la cathédrale seroit cédée aux Catholiques, — qu'il y avoit même lieu de croire qu'on auroit bon marché du magistrat. Die Capitulation ist von so umfassendem und treffendem Inhalt, daß sie in Paris nicht ohne Straßburgische Hülfe verfaßt, noch auch von Louvois ohne Rücksprache mit dem König bewilligt werden konnte.

[2] Vgl. Auszug aus der handschriftlichen Chronik von Wencker, die wohl an das Licht gezogen zu werden verdiente, bei Strobel: Vaterländische Geschichte V, 130.

Vertheidigung wagen können: einem eben in Belagerungen geübten Feinde gegenüber, wie dieser war — auch Vauban war bereits in die Nähe gekommen — hatte ein solcher Versuch keinerlei Aussicht auf Erfolg; das Zeitalter, wo streitbare Bürgerschaften auf eigene Kraft sich mit mächtigen Fürsten messen konnten, und damit die Epoche der städtischen Freiheit war längst vorbei. Der Magistrat hat keinen Augenblick an Widerstand gedacht. Absichtlich ließ er die Kanonen auf den Wällen ohne Munition, damit nicht der Unbedacht der Bürger einen Conflict veranlassen möge; mit einer Art von Bedauern über die demokratische Verfassung, die das nothwendig mache, bat er Louvois um ein paar Stunden länger Bedenkzeit, auf so lange, bis die Bürgerschaft zu derselben Gesinnung gebracht sei, welche er selber hege. Die Schöffen der Zünfte wurden zusammenberufen; als diese überzeugt waren, daß der Widerstand ins Verderben führen mußte, ward ihre Meinung den Bürgern, die auf den Wällen und unter den Waffen standen, kund gethan. Tausendmal lieber hätten sie sich zur Wehre gesetzt, sie verwünschten den Rath,[1] aber sie unterwarfen sich der Nothwendigkeit. Die Capitulation, die man nun von beiden Seiten unterschrieb, sicherte der Stadt ihre Verfassungen, Rechte, Bisthümer und die Ausübung ihrer Religion; nur den Münster hatten sie dem Bischof, und das Zeughaus dem König zu überliefern; Privatgerechtsame konnte sie retten, die politische und religiöse Autonomie, welche sie beim deutschen Reich von jeher behauptet hatte, war auf immer verloren. Die französische Regierung, bei der Alles der großen Einheit unterthan war, konnte eine solche ihrer Natur nach nicht gestatten.

Vierzehn Tage darauf hielt der König einen prächtigen Einzug in Straßburg. Sein erster Besuch galt dem Platz, auf welchem Vauban die neu zu errichtende Citadelle bereits abge-

[1] Frischmann: à M. de Louvois, 29. Sept., spricht von „menaces de vouloir assommer le sénat.“ (Coste 107.)

steckt hatte. Die vorhandenen Fortificationen wurden besichtigt, der Entwurf zu denen gemacht, welche, um den Rhein zu sichern, hinzugefügt werden sollten. Ludwig XIV. verschaffte es nun auch unter den Deutschen eine gewisse persönliche Bewunderung, daß er überall selbst zur Stelle war und die Anordnungen traf, zu deren Ausführung des andern Tags geschritten ward. Die aus der Umgegend aufgebotenen Landleute sah man auch Sonntags an den Schanzen arbeiten. Fünftausend Mann lagerten in der Nähe und hielten Wache an der gewonnenen großen Grenzfeste.

Die Absicht auf Straßburg zu verstecken, hatte ein anderes Unternehmen gedient, das den Kaiser ebenfalls berührte und an demselben Tage — am 30. September — eben so glücklich ausgeführt wurde.

Ludwig XIV., der es gleichsam für seine Pflicht hielt, Alles herbei zu bringen, was in den Unruhen der Fronde zweifelhaft geworden oder verloren gegangen war, hatte schon längst darauf gesonnen, Casale wieder einzunehmen, von wo die französische Besatzung durch Carl III. von Mantua, welcher sich an den Kaiser anschloß, entfernt worden war; mit dessen Sohn und Nachfolger, Carl IV., der zu der alten Sympathie seines Hauses für Frankreich zurückkehrte, schloß er bereits 1678 einen Vertrag darüber. Es ist nicht ganz deutlich, ob dieser Vertrag nicht mehr das Werk des herzoglichen Ministers Matthioli als des Herzogs selbst war; die Franzosen hielten für rathsam, Matthioli in ihre Gewalt zu bringen: er ist in Pinerolo verschwunden;[1] aber ihren Vertrag gaben sie darum nicht auf: durch einen geschickten Gesandten, der sich den Neigungen des Herzogs anbequemte, wußten sie auch diesen wieder dafür zu

[1] Foscarini Historia Veneta 119. Condotto in Pinerolo restò sepolto in una prigione se n'è d'esso perduto la memoria. Da die eiserne Maske in den Registern der Bastille unter dem Namen Marchioli erscheint, so haben es Manche wahrscheinlich gefunden, daß Matthioli, dessen ganzes Wesen zweifelhafter Natur ist, eben dieser Gefangene gewesen sei.

gewinnen.[1] Durchreisende Fremde können nicht genug davon sagen, in welch elendem Zustand die herzogliche Besatzung in Casale gelassen ward: sie bestand aus nicht mehr als 600 Mann, meistens junge Menschen ohne Uebung und Disciplin. Dagegen sah man in Pinerolo Alles zu einer kriegerischen Unternehmung rüsten; Kriegsbedarf und Geld ward vor Aller Augen über die Alpen gebracht. Endlich setzte sich Marschall Boufflers zu der Besitzergreifung in Bewegung. Der Herzog, der nur die Citadelle hatte einräumen wollen, nahm es doch hin, daß die Franzosen auch die Stadt besetzten, da ohne diese die Citadelle nicht haltbar sei.

Daß Casale in seinen Händen sei, hörte der König auf dem Weg nach Straßburg. Indem die große Position, welche Richelieu jenseit der Alpen zur Herrschaft über Italien genommen, wieder erworben wurde, ging er daran, sich einer andern, auf welche dieser nur aus der Ferne die Augen gerichtet hatte, zu bemeistern.

Und schon näherten sich seine Truppen dem dritten großen Grenzplatz, den er gewinnen wollte.

Die Reunionskammern hatten ihren Anspruch auch über das Gebiet der Niederlande erstreckt. Unter anderem forderten sie als zu dem Bisthum von Verdun gehörig Vireton und die Grafschaft Chini zurück, die im vierzehnten Jahrhundert mit Luxemburg vereinigt worden war und, wie man sagte, bis an die Festungswerke dieses Platzes reichte. Hierauf wurden im Namen des Königs auch diese Landschaften in Besitz genommen; nicht einmal mehr der Durchgang durch dieselben sollte den spanischen Truppen und Zufuhren gestattet sein, wofern dem König nicht auch in Bezug auf andere seiner Ansprüche sein Recht widerfahre. Welche aber konnten dieß sein? Es erweckt ein peinliches Gefühl, zur Rechtfertigung einer beabsichtigten Gewalt-

[1] Catinat an Louvois 21. Dec. 1681 „comme un acte de prudence, sans avoir l'intention — d'agir avec autorité à l'égard de ce prince“ (Œuvres de Louis XIV, IV, 237).

that nach Rechtsgrundsätzen suchen zu sehen, welche allem Rechte Hohn sprechen. Der französische Commissär stellte die Behauptung auf, daß ein Friedensschluß die auf das Recht des Krieges und der Eroberung fußenden Ansprüche nicht aufhebe, wofern auf dieselben nicht ausdrücklich Verzicht geleistet worden sei.[1] Auf diesen Grund hin nahm er Alost in Anspruch, das während des Krieges in die Hände der Franzosen gefallen war, eine ausgebreitete Landschaft, deren Einkünfte auf mehr als anderthalb Millionen Livres berechnet wurden. Doch meinte der König nicht etwa Alost zu behalten: er forderte es nur darum, um es als Entschädigung für Luxemburg anzubieten, auf welches eigentlich seine Absicht gerichtet war. Schon war die Besetzung der umliegenden Landschaften in eine Blokade dieses Platzes verwandelt; die Franzosen erklärten, daß ihnen der Besitz desselben unentbehrlich sei, um nicht immer für Thionville oder für Longwy fürchten zu müssen, wäre es auch nur um ihn zu schleifen. Wer aber sichert alsdann, sagte der spanische Abgeordnete, uns selbst vor Thionville und vor Longwy? Wie es ja einleuchtet, daß alle diese Festungen, welche Frankreich sichern sollten, die Nachbarlande in demselben Grade bedrohten.

Auf diese Weise ward von dem König von Frankreich eine Besitznehmung entweder vollzogen oder ihrer Vollziehung nahe gebracht, von einem Umfang, wie sie kein Krieg ihm hätte verschaffen können: ohne kostbare Rüstungen, ohne Subsidien, wie sie der Krieg erfordert, ohne eigentliche Gefahr.[2]

Das Unternehmen trug ungefähr denselben Charakter wie

[1] Der französische Commissär Favier sagt: que la paix n'annulle pas le droit de conquête, si ce n'est pour les places dont les traités ordonnent la restitution en termes précis. Levae Négociations de la trève de vingt ans, 63.

[2] Foscarini (Relatione 1684) schreibt der französischen Regierung die Meinung zu, di potere risparmiare le somme considerabili, con le quali solevan comprare l'amicitia et la neutralità de' principi, supposto che la paura del suo risentimento farebbe horamai l'istesso ufficio che l'avaritia.

der erste Einfall in den spanischen Niederlanden und die Invasion von Holland: den der plötzlich hervorbrechenden Gewaltsamkeit auf den Grund einseitiger Ansprüche oder Beschwerden. Den Spaniern waren die Generalstaaten zu Hülfe gekommen, diesen Kaiser und Reich; der endliche Erfolg war aber beidemal das Verderben eben Derer gewesen, welche die Andern hatten retten wollen. Wer sollte es jetzt wagen, trotz dieser Erfahrung sich dem Allgewaltigen entgegenzusetzen?

Gährungen in Deutschland; türkische Gefahr.

Wohl fehlte es nicht an Regungen dafür.

Eine sonderbare Verwickelung lag darin, daß Schweden, das noch in alle europäischen Angelegenheiten eingriff, von den Reunionen unmittelbar berührt wurde. König Carl XI. von Schweden, der aus dem Hause Pfalz-Kleeburg stammte, gelangte eben damals (1681) durch Erbrecht zu dem Besitz von Zweibrücken, das von der Reunionskammer von Metz als französisches Lehen betrachtet ward. Ludwig XIV. ließ ihm sagen: er schmeichle sich, sein alter Verbündeter werde die Anerkennung der Lehenshoheit von Frankreich dem Verhältniß zum Kaiser vorziehen.[1] Welch ein Unterschied aber: deutscher Reichsfürst und Lehensmann von Frankreich, wo alle Autonomie der Großen gebrochen war. Und ohnehin war Carl XI. nicht mehr französisch gesinnt. Er war auch seinerseits über den Frieden von Nimwegen mißvergnügt, in dem ihm doch einige Verluste zugemuthet worden waren; sein vornehmster Minister, Benedict Oxenstierna, ging von dem Grundsatz aus, daß Schweden, wenn es werden wolle,

[1] Que d'ailleurs cette acquisition estant d'une nature qu'elle portoit avec soy l'obligation à reconnoistre une autre souveraineté, qui estoit l'Empereur ou la France, Sa Majesté se flattoit assez du Roy de la Suède, pour croire qu'en tel cas il préféreroit de reconnoistre celle d'un Roy ami et allié de longue main. (Spanheim an den Kurfürsten von Brandenburg 1681, 8./18. Juli.)

was es sein könne, nicht mehr im Gefolge der französischen Politik einhergehen dürfe. Die zweibrückischen Lehen wurden in Wien nachgesucht; um statt der französischen eine andere Allianz zu haben, wandte sich Oxenstierna nach Holland.[1]

Auch dahin hatten die Reunionen zurückgewirkt. Von der Einziehung der Grafschaft Chini war der Prinz von Oranien als Besitzer der Herrschaften Vianden und St. Vith, die zu dieser Grafschaft gehörten, persönlich berührt; er war selbst vor die Kammer von Metz citirt worden. Aber sein Entschluß stand fest, niemals ein Vasall Ludwigs XIV. zu sein, als dessen principieller Gegner er in der Welt erschien. Unter seinem Einfluß wurde zwischen Holland und Schweden eine Association zur Aufrechterhaltung des westfälischen und nimwegenschen Friedens geschlossen, nach welcher jeder Betheiligte, der die Bedingungen desselben überschreite, sich einem Schiedsgericht unterwerfen sollte. Eine Festsetzung wie diese hätte ohne Zweifel bei dem Friedensschluß selbst getroffen werden müssen. Obwohl sie jetzt zu spät kam und in den friedlichsten Ausdrücken, die sich finden ließen, abgefaßt wurde, denn sonst wäre sie in den Generalstaaten niemals durchgegangen, so erschien sie dem französischen Hofe doch noch immer als eine unwillkommene Protestation gegen sein Verfahren und den Gegnern desselben als ein Moment des Widerstandes. Im Februar 1681 trat der Kaiser, einige Monate später der König von Spanien der Association bei. Ihr Einfluß auf eine Anzahl Fürsten und Stände des Reichs war so stark, daß man sofort von einer Erneuerung des Krieges gegen Frankreich redete.

Dem aber setzten sich Andere entgegen, vor Allem der Fürst, welcher zu Nimwegen aufs Entschiedenste gegen den Abschluß des Friedens gewesen war, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Damals, sagte er, habe man auf einen längeren Stillstand mit den Türken zählen können, tapfere und

[1] Vgl. die Autobiographie von Oxenstierna in Schlözers Schwedischer Biographie, Theil I, S. 500.

erfahrene Kriegshäupter seien vorhanden gewesen, eine Armee im Anzuge, die einige Jahre vorher einen Sieg nach dem andern erfochten; Straßburg noch unerobert und mit allen nothwendigen Kriegsmitteln versehen: dennoch habe der Kaiser damals den Frieden unter den ungünstigsten Bedingungen geschlossen. Jetzt seien die besten Truppen abgedankt, der türkische Stillstand dem Ablauf nahe, an Einigkeit im Reiche nicht zu denken, Straßburg verloren; und da solle nun der Krieg wieder angefangen werden. Kein Zweifel, daß das Reich an sich dazu berechtigt wäre; aber welche Mittel habe es, den gerüsteten, übermächtigen König zu bestehen? Wenn es mit ihm breche, wer könne ihn hindern, Mainz zu erobern und seine Besitzergreifungen bis nach Franken hin auszudehnen? Auch das bisher Eingenommene werde er dann mit besserem Schein und größerer Sicherheit besitzen. Jene zu einem Austrag bestimmte Conferenz war indeß zusammengetreten; der Kurfürst drang darauf, daß man den König von Frankreich bei seinem Versprechen, nicht weiter gehen zu wollen, festhalten und, da man ihn nicht angreifen könne, ohne das Bestehen des Reiches in Frage zu stellen, eine Abkunft mit ihm treffen möge. Die Wahrheit dieser Erwägungen ist einleuchtend; denn wie darf man die Entscheidung des Schwertes herausfordern, wenn man zum Kampfe nicht gerüstet ist? Vor Allem stimmten die zunächst bedrohten rheinischen Fürsten bei: sie erwarteten nicht das Mindeste von den Truppen des Reichs. Eine militärische Bewegung derselben, meinten sie, werde nichts Anderes bewirken, als daß die französische Kriegsmacht mit ungeheurem Uebergewicht das gesammte Reich überfluthe.

Ueberdieß aber hatte eine erbitterte Stimmung gegen ein Oberhaupt, das sie nicht mehr schützen zu können schien, im Reiche um sich gegriffen. Bei dem Falle von Straßburg hat der Kurfürst von Mainz ausgerufen: Oesterreich sei nicht mehr fähig, das Reich zu behaupten, man müsse sich einen andern Kaiser suchen.

Und diese Gesinnung theilte nun wieder der Kurfürst von

Brandenburg. Ergrimmt über den Kaiser, der in Nimwegen gegen seinen Wunsch zum Frieden geschritten, empört über Spanien, durch dessen nachlässige Kriegführung die Zurückgabe seiner über Schweden gemachten Eroberungen zur Ausgleichung nothwendig geworden war, und entschlossen, diese ein andermal wieder zu gewinnen, hatte er mit Spanien-Oesterreich gebrochen und dagegen die engste Verbindung mit Frankreich getroffen. Sobald Schweden einen Rückhalt an dem Kaiser fand, warf sich Brandenburg wie von Naturnothwendigkeit gedrängt auf die Seite von Frankreich. Nur mit Hülfe von Frankreich und Dänemark meinte der Kurfürst die Schweden vom deutschen Boden verjagen zu können, er behauptete, mit diesen beiden Reichen darin einig zu sein, daß die schwedische Macht wieder in ihre alten Grenzen zurückgetrieben werden müsse. Aber überdieß machte sich Frankreich anheischig, ihm zu seinen schlesischen Ansprüchen zu verhelfen. Eben das sind die beiden Directionen, durch deren Ausführung Brandenburg später eine Macht geworden ist: noch nie hatte sich die brandenburgische Selbständigkeit im deutschen Reich so schroff hervorgethan. Immer gewohnt, die entschiedensten Richtungen einzuschlagen, die letzten Folgen derselben kühnlich ins Auge zu fassen, ging der Kurfürst Friedrich Wilhelm auf den Gedanken ein, dem Hause Oesterreich bei der nächsten Vacanz das Kaiserthum zu entreißen und entweder, wie einst sein Vorfahr Joachim I., dem König von Frankreich selbst, oder, was später der ruhmvollste seiner Nachfolger gethan hat, einem dritten Fürsten, über welchen er sich mit Frankreich verständigen würde, seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. Hatte er nicht einst dem Kaiser Leopold die Krone, eben im Gegensatz gegen die Anhänger von Frankreich, verschafft? Er meinte ihn zu dem Manne gemacht zu haben, der er war, und wollte sich nun nicht von seiner einseitigen Politik ins Verderben ziehen lassen. Alles Heil schien ihm darin zu liegen, daß das Reich vor weiteren Verlusten gesichert würde. Der König von Frankreich mußte ihm versprechen, von allen

Umgriffen im Reiche fortan abzustehen; allen Rechten und Ansprüchen, welche er auf Besitzungen oder Rechte in denselben sonst wohl machen könne, für sich und seine Erben zu entsagen.

So geschah, indem Deutschland eine Vergewaltigung erlitt, wie es noch nie erfahren, daß in dem Innern desselben ein Zwiespalt ausbrach, der jeden Widerstand dagegen unmöglich machte: beruhend auf den alten Gegensätzen der Religion und Politik, der Verstimmung, welche die letzten Ereignisse hervorgebracht, der Furcht vor den noch bevorstehenden. Ueberhaupt für das deutsche Reich ein Moment der größten Gefahr, den es je erlebt. Zu der Entzweiung, die sich in verzweifelten Entschlüssen kund gab, den Feindseligkeiten von Frankreich kam noch ein mit aller Heftigkeit eines barbarischen Heerhaufens unternommener Angriff der Türken.

Mit den ungarischen Mißvergnügten, die sonst von Frankreich her gegen Oesterreich unterstützt worden, einverstanden, im Verein mit Tököli, den sie als König anerkannten, wälzten sie sich im Jahre 1683 daher, um die Unternehmung gegen Wien durchzuführen, die ihnen anderthalb Jahrhunderte früher mißlungen war.

Man hat oft angenommen, der König von Frankreich habe diesen Anfall hervorgerufen, oder einen wesentlichen Einfluß darauf ausgeübt. Ich denke nicht, daß sich das behaupten läßt. Die Franzosen waren damals im systematischen Kriege gegen die Raubstaaten, welche die Souveränetät der Pforte anerkannten, begriffen; du Quesne verfolgte im Jahr 1681 flüchtige Tripolitaner bis in den Hafen von Chios, und da sie nicht entfernt wurden, eröffnete er das Feuer gegen die Festungswerke, Häuser und Moscheen der Insel. Der Schaden, den er anrichtete, hatte durch ein großes Geschenk vergütet werden müssen, aber ein freundschaftliches Verhältniß war damit nicht hergestellt; noch mehrere Jahre lang ward dem Gesandten der Ehrenplatz versagt, den er forderte. Und unaufhörlich ging der Krieg gegen Algier fort. Auch auf der türkischen Seite fühlte

man eine nicht geringe Eifersucht gegen die anwachsende Macht von Frankreich und Furcht vor den französischen Seemännern.[1] Von du Quesne sagten die Türken, er freue sich des aufgeregten Meeres und schreite auf ihm daher wie auf dem festen Lande. Genug, ein wirkliches Einverständniß zwischen den beiden Mächten vorauszusetzen, liegt kein Grund vor. Jede Andeutung von dem Bestehen eines solchen hat der französische Minister Colbert Croissy mit Ausdrücken des Abscheues zurückgewiesen.

Dennoch ist unleugbar, daß auch ohne Uebereinkunft ein in der Lage der Dinge begründetes Verhältniß zwischen dem Anfall der Türken und der feindlichen Haltung der Franzosen bestand. Colbert Croissy sagte einmal, nicht die Eroberung von Wien durch die Türken liege im Wunsch der Franzosen, aber allerdings eine längere Dauer der Belagerung, die zuletzt in Folge der Unordnung des türkischen Heeres und ausbrechender Krankheiten aufgehoben werden möge;[2] sie meinten, unter dem Eindruck dieser Gefahr alle ihre Ansprüche gegen den Kaiser und gegen Spanien durchzuführen. — Wie aber, wenn Wien in die Hände der Türken fiel? Was war dann die Meinung des allerchristlichsten Königs? Der venetianische Gesandte, der diesen Verhältnissen eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmet, versichert, die Idee sei gewesen, daß in einem solchen Fall Ludwig XIV. sich erbieten solle, an der Spitze seiner gerüsteten und krieggeübten Heerschaaren den Streitkräften des deutschen Reiches zu Hülfe zu kommen und mit den Deutschen gemein-

[1] Foscarin: La gelosia che haveva tuttavia incominciato ad insorgere alla porta della crescente potenza del re francese, il rumore di tante vittorie, la vista de poderosi soccorsi spinti a favore de principi christiani aggrediti, l'insulto fatto da Du Quesne a Scio, l'espeditioni contra d'Algiere, havevano raffredato l'amicizia.

[2] Lettre de Spanheim: 13./20. Sept. Croissy sagt ihm nach der Aufhebung derselben: que ce qu'on auroit pu peut-être souhaiter c'est que le siége eût encore duré quelque tems et que la place se fût maintenue par les maladies ou autres manquements des assaillans.

schaftlich die Barbaren zu verjagen. Ohne Zweifel werde ihm das gelingen; als der Retter der Christenheit erscheinend, würde er erst zur Fülle seines Ruhmes und der höchsten Macht, die sich erreichen lasse, aufsteigen: durch die einstimmige Acclamation des Abendlandes werde ihm das römische Kaiserthum übertragen werden.[1]

Aber die Ereignisse nahmen einen andern Gang. Die Belagerung von Wien gelang den Türken nicht: sie scheiterte nicht gerade daran, daß die Befestigung und Vertheidigung den Belagerern unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengesetzt hätte; die Stadt wurde durch eine der rühmlichsten Kriegsthaten der neueren Geschichte entsetzt. Der König von Polen hatte sich allen Gegenbemühungen der französischen Partei zum Trotz, eben im Angesichte der türkischen Gefahr, die sonst auch ihn erreicht haben würde, auf die Seite von Oesterreich geschlagen; durch seine Tapferkeit hat er zu dem Erfolg am entschiedensten mitgewirkt, die ganze Ehre davon ward ihm zu Theil: nicht Ludwig XIV., sondern der König von Polen erschien im Licht eines Retters der Christenheit. Man begreift es, wenn die Franzosen in den allgemeinen Jubel von Europa nicht einstimmten. In dem Bestreben begriffen, ihr Reich aufzurichten und nach allen Seiten hin unantastbar zu befestigen, zögerten sie, den alten Ruhm ihrer Vorfahren, welche den allgemeinen Streit des Abendlandes wie den ihrigen durchfochten, zu erneuern. Sie wollten, so scheint es, erst das Eine, dann das Andere thun; die allgemeine Gefahr sogar zum Hebel ihrer besondern Interessen machen, erst in dem Augenblick, wo sie am dringendsten

[1] Offerendosi con il vigore delle sue truppe raccolte providamente ne campamenti verso l'Alemagna a fermare il corso de Barbari, et a respingerli poi con l'armi conginnte dell' imperio dentro a loro confini. Era oggetto di conseguire la Corona dei Romani, opprimendo con forze ausiliarie un resto di libertà periclitante, et forse deposto Leopoldo, come se ne viddero de projetti, con le acclamationi di tutto il Christianismo diffeso, l'Imperiale dignità.

geworden sei, entscheidend eingreifen. Irren wir uns, wenn wir an dieser Stelle das Geschick der Dinge wahrzunehmen glauben? Bis dahin hatte Ludwig XIV. die erste Rolle in Europa gespielt: die größte Angelegenheit aber, die in seine Zeit traf, der sich in voller Heftigkeit erneuernde Kampf zwischen Morgenland und Abendland, wurde durch die ihm entgegengesetzten Kräfte und Allianzen entschieden; diese nahmen sich nun, im Gegensatz mit ihm, mächtig wieder auf, um ihm dereinst feindlich zu begegnen. Man kann nicht anders als den heroischen Brandenburger bedauern, der durch die Verwickelung der Umstände und die Politik des Momentes davon abgehalten wurde, dem Kaiser seine Hülfe zu leisten. Er hatte ihm 18,000 Mann der geübtesten Truppen versprochen, wenn er den Frieden mit Frankreich schließe, denn erst alsdann werde er über die gesammten Kräfte des Reichs gebieten und nichts mehr zu fürchten brauchen. Allein das war nun das Geschick der Welt, daß die Osmanen nicht durch eine gemeinschaftliche Anstrengung von ganz Europa, noch auch durch die vereinigte Kraft des deutschen Reiches, sondern durch eine Verbindung Oesterreichs und seiner Bundesgenossen mit den östlichen Mächten zurückgetrieben werden sollten.

Auf die zwischen Frankreich und dem deutschen Reich obwaltenden Streitigkeiten hatte das türkische Ereigniß, wenn es damit auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang stand, gleichwohl einen großen Einfluß.

Zwanzigjähriger Stillstand.

Ludwig XIV., der bei der ersten Nachricht von dem bevorstehenden Zuge der Türken die Blokade von Luxemburg aufgehoben hatte, und zwar, wie er verkündigte, um die Vertheidigung gegen dieselben nicht zu hindern, — denn er wollte zwar noch nichts gegen sie unternehmen, aber auch um keinen Preis als ihr Verbündeter erscheinen — wurde im Sommer

1683 bewogen, auch in deutschen Sachen von der Strenge seiner Forderungen nachzulassen. Er bestand nicht mehr auf einer definitiven Annahme der von ihm vorgelegten Bedingungen durch einen förmlichen Friedensvertrag, sondern nur auf dem Abschluß eines langjährigen Stillstandes.[1] Ohne Zweifel machte dieß einen großen Unterschied. Die Revision der Zugeständnisse wäre im ersten Falle unmöglich gewesen; der zweite stellte sogar ihre Zurücknahme in Aussicht.

Und so viel bewirkte nun diese Ermäßigung der Forderungen und die obschwebende Gefahr, daß zuerst am Reichstag zu Regensburg die friedlich gesinnte, eine Abkunft mit Frankreich befürwortende Partei das Uebergewicht gewann. Ludwig XIV., der eine Sache, an der ihm so viel lag, nicht von dem zweifelhaften Eindruck abhängen lassen wollte, den die wechselnden Begebenheiten hervorbringen konnten, hatte den letzten Tag des August 1683 zum Termin gesetzt, an welchem sein Antrag angenommen sein müsse; wo nicht, so wolle er daran nicht weiter gebunden sein. Man weiß, wie unendlich schwer die Formen des Reiches es machten, zu einer raschen Entscheidung zu gelangen; dießmal aber geschah es. Am 28. August beschlossen die Kurfürsten, auf das Anerbieten des Stillstandes einzugehen; manche Mitglieder des Fürsten-Collegiums waren ohne Instruction, aber in der dringenden Gefahr entschlossen sie sich doch, das Gutachten der Kurfürsten anzunehmen. Unverzüglich trat das städtische Collegium bei. Weder über die Anzahl der Jahre, auf welche der Stillstand zu bewilligen sei (Frankreich hatte auf 30 angetragen), noch über die Bedingungen ward etwas festgesetzt; überhaupt war noch nichts definitiv und

[1] Spanheim: 4. Aug. Colbert Cr. sagt ihm, que pour oster tout prétexte aux longueurs que pourroit tirer après soy une telle condition, la réconciliation de l'empereur ou l'accommodement principal dans une conjoncture aussi pressante des affaires de Turc, on avoit bien voulu en venir ici au tempérament de la trêve, qui ne portoit autre condition que de laisser cependant les choses in statu quo.

fertig; aber in der allgemeinen Fluctuation doch wenigstens ein fester Punkt gewonnen. Am 31. August konnte dem französischen Gesandten die Nachricht gegeben werden, daß ein Stillstand zwischen den beiden Reichen stattfinden solle.

Noch dauerte die Belagerung von Wien, als dieser Beschluß gefaßt wurde: man darf zweifeln, ob er nach der Aufhebung derselben durchgegangen wäre.

Ein ähnliches Resultat hoffte Ludwig XIV. nun auch in den Niederlanden zu erreichen. Wenn er troß jener Erklärung von Luxemburg jeßt wieder einen seiner Marschälle in die spanischen Niederlande einrücken ließ, so war seine Absicht nicht etwa, den Krieg zu erneuern; er wollte es auch hier zu einem Moment entschiedener Nachgiebigkeit bringen.[1]

Allein in dem wurde Wien entseßt, ein Erfolg, den die Spanier im Lichte eines ihnen selbst zu Theil gewordenen großen Sieges betrachteten, so daß sie nun auch Frankreich widerstehen zu können meinten und überhaupt zu ihrem Glücke wieder Vertrauen faßten. Der Governator der Niederlande, Marques de Grana, verkündigte in einer ausführlichen Proclamation die Erwartung, daß Spanien, nachdem die Unternehmungen der Ungläubigen abgeschlagen seien, auf die Hülfe seiner Verbündeten und Nachbarn gegen Frankreich rechnen könne.[2] Er forderte die spanisch-niederländischen Befehlshaber und Kriegsleute nicht allein, sondern auch die Unterthanen auf, den Franzosen mit allen Mitteln zu begegnen, welche Gott und die Natur in ihre Hände gelegt habe, um sich zu vertheidigen. Indem hierüber auf allen Grenzen die Feindseligkeiten in gegenseitig sich überbietender Heftigkeit wieder ausbrachen, — wie man denken kann, nicht ohne Vortheil der Franzosen, die im ersten Augen-

[1] Spanheim: on auroit souhaité que la seule contenance et dernière démarche dans les pays-bas eût pu porter les Espagnols à l'accommodement.

[2] Depesche des holländischen Gesandten in Spanien Heemskerke bei Lebac Négociations 178.

blicke Courtray und Dixmuyden wegnahmen, — ward in der Ferne der spanische Hof von Kriegseifer ergriffen. Er schmeichelte sich in der That, durch eine Vereinigung spanischer und neapolitanischer Streitkräfte, und die Erträge der zunächst aus Amerika bevorstehenden Silbersendungen dem Widerstand der Niederlande Nachdruck zu geben. Um jeden Gedanken an abermalige Zugeständnisse zu verbannen, wurde im December 1683 eine feierliche Kriegserklärung gegen Frankreich in Gegenwart des jungen Königs ausgesprochen. Carl II., der nun in seinem dreiundzwanzigsten Jahre stand, zog das Schwert und erklärte, es nicht wieder in die Scheide stecken zu wollen, ehe er nicht wegen alle der Unbill, die er von Frankreich erfahren habe, gerochen sei.[1]

Auch Ludwig XIV. rüstete sich hierüber wie zu einem großen Feldzug; 18,000 Mann wurden aufs Neue unter die Waffen gestellt und die Generale bestimmt, die in Roussillon, in Italien und wo sonst der Krieg ausbrechen würde, den Oberbefehl führen sollten. Im April 1684 rückte Crequy gegen Luxemburg vor, um unter dem Beistand Vaubans diese Festung ernstlich zu belagern.

Während die großen Fragen der Weltgeschichte auf den Schlachtfeldern von Ungarn entschieden wurden, kam es dergestalt wegen der Ansprüche von Frankreich in den Niederlanden zu einer neuen Erhebung der Waffen zwischen den christlichen Mächten. Der Kaiser hat sich vernehmen lassen, von Ost und West ziehe man gegen das Herz seiner Macht heran;[2] die Spanier mahnten ihre Verbündeten zur Vertheidigung Luxemburgs im Namen des Gottes, welcher Wien gerettet habe. Und wenn man betrachtet, wie auch in Deutschland noch nichts endgültig festgesetzt war, vielmehr die Associirten und ihre Gegner Europa und Deutschland in zwei Hälften spalteten, so konnte man wohl den Ausbruch eines allgemeinen Kampfes besorgen. Ludwig XIV.

[1] Nachricht des englischen Gesandten in Paris.

[2] K. Commissionsdecret bei Pachner, Sammlung der Reichsschlüsse, II, 482.

faßte die Absicht, aus dem kölnischen Gebiet noch einmal gegen Holland und alsdann auch gegen Hannover vorzudringen; er unterhandelte mit Brandenburg und Dänemark über den Beginn neuer Kriegshandlungen.

Diesem Vorhaben setzten sich nun aber doch seine Bundesgenossen in Deutschland entgegen. Der Kurfürst von Brandenburg erinnerte den König Ludwig in wiederholten Anschreiben an die Nothwendigkeit des Friedens zwischen den christlichen Mächten. Er drang in ihn, seine Forderungen noch weiter zu ermäßigen, namentlich geringere Plätze, durch deren Besitz er ja nur die allgemeine Eifersucht erwecke, herauszugeben. Er warnte ihn, sich eine Unternehmung gegen das Haus Hannover nicht zu leicht zu denken, denn dieses sei unter allen deutschen Häusern fast im besten Zustande und keineswegs machtlos. Den deutschen Fürsten führte er dagegen zu Gemüth, daß eine Abkunft mit Frankreich unbedingt nothwendig sei, wenn man den Türkenkrieg fortsetzen wolle.

Wohl erregte der Beginn der Belagerung von Luxemburg noch einmal den Eifer aller Derer, die den Krieg wünschten: sehr lebhaft gab er sich in dem Fürstencollegium kund. Denn wer hätte nicht gesehen, wie viel für das Gleichgewicht von Europa, für die Sicherheit von Deutschland daran lag, daß dieser Platz nicht in französische Hände gerathe? Aber ebenso klar ist es doch auch, daß in den damaligen Zuständen, selbst wenn die Republik Holland beitrat, ein Krieg gegen Frankreich und die Türkei zugleich von den Deutschen unmöglich bestanden werden konnte. Man breche nicht den Stab über jene Politik der Nachgiebigkeit und des Friedens. Eine offene Allianz zwischen Frankreich und den Türken hätte im Jahre 1683 den Ruin des Reiches, auch in den nächstfolgenden Jahren die unglücklichsten Verwickelungen herbeigeführt. Besser doch, man gab dem einen der beiden Gegner in vorläufigem Stillstand nach, um freie Hand gegen den andern zu behalten. Das Kurfürstencollegium setzte die Zeit des Stillstandes auf zwanzig

Jahre fest, und in der That sind noch vierzehn bis zum Abschluß eines Friedens mit den Türken verflossen. Das Fürstencollegium ward ruhiger, als Ludwig, auch nachdem ihm die Eroberung von Luxemburg (am 4. Juni) gelungen war, sich bereit erklärte, die früher angebotenen Bedingungen noch ferner zuzugestehen, wenn man sie in bestimmter Zeit annehme.

In den Generalstaaten erlangten die Friedlichgesinnten ebenfalls die Oberhand. Sie machten der spanischen Regierung den Vorwurf, unvorbereitet, wie sie sei, habe sie den Krieg nur in Absicht erklärt, ihn von ihren Verbündeten ausführen zu lassen. Wilhelm von Oranien, festhaltend an seinem Princip, dem Gegensatz gegen Frankreich unter allen Umständen, rückte ins Feld: aber er konnte seine Landsleute nicht mit sich fortreißen. Die Führer der Bürgerschaft von Amsterdam sind so weit gegangen, zu erklären, wenn die Republik darüber, daß sie sich Luxemburgs annehme, in Krieg mit Frankreich gerathe, so werde die Stadt an einem solchen Krieg keinen Antheil nehmen, sie werde sich im äußersten Falle lieber von der Union lossagen. Diese so entschiedene Erklärung trug wesentlich bei, daß am 27. Juni in der Versammlung der Generalstaaten der zwanzigjährige Stillstand auf die Bedingungen, die König Ludwig angeboten, mit einer Mehrzahl von vier Stimmen angenommen wurde. Der Beschluß der Republik konnte die Sache jedoch noch nicht vollkommen erledigen; noch mußten die Spanier beistimmen, Kaiser und Reich ebenfalls ihren Vertrag endgültig abschließen. Der König versprach, Courtray und Dixmuyden herauszugeben; aber Luxemburg und die früher reunirten Landschaften blieben in seinen Händen.

In den Niederlanden war hiedurch die Sache vorläufig erledigt; in Regensburg erhoben sich noch einige neue Schwierigkeiten. Die Meinung der meisten Reichstagsgesandten ging dahin, nur fürs Erste den Stillstand anzunehmen, die Bedingungen, unter denen die dem König einstweilen überlassenen Länder von ihm regiert werden sollten, erst später festzusetzen. Die Fran-

zosen wollten hievon nichts hören, weil diese Festsetzung sich so lange verziehen dürfte, daß der Kaiser indeß seinen Frieden mit dem Sultan schließen und seine Waffen gegen sie wenden könne: der Beschluß müsse noch in dem laufenden Jahr gefaßt werden, und zwar ehe die zu kriegerischen Unternehmungen geeignete Zeit verstreiche: sie setzen dafür, — denn so weit ging einmal ihre Ueberlegenheit, daß sie Termine für Vertragsabschlüsse anzuberaumen beinahe berechtigt schienen, — den 15. August fest.

Es war erst am 8. August, daß die Unterhandlungen in diesem Sinne auf der Grundlage eines von dem französischen Gesandten Verjus Comte de Crecy gemachten Entwurfes in dem Dominicanerkloster zu Regensburg begannen. Die Franzosen hatten den Saal, die Kaiserlichen das Refectorium inne; die Communication wurde durch ein paar hin und her gehende Beamte beider Theile vermittelt. Auf den Wunsch der Kaiserlichen, welche mit den Vollmachten des Königs von Spanien betraut waren, nahm man zuerst den spanisch-niederländischen Vertrag vor, der dann auf die in dem Haag angenommene Weise erledigt wurde. Die Franzosen weigerten sich jedoch, ihn zu unterzeichnen, bevor der deutsche Vertrag zu Stande gekommen sei. Für diesen hatten die allgemeinen Artikel wenig Schwierigkeit. Man setzte fest, daß ein Stillstand von zwanzig Jahren bestehen und während desselben die von dem König auf Beschluß seiner Gerichtshöfe bis zum 1. August 1681 eingenommenen Plätze, sowie Straßburg mit dem Fort von Kehl, in seinen Händen bleiben sollten. Hierüber war man im Voraus einverstanden; die Differenz betraf nur die näheren Bestimmungen über die Art und Weise dieses Besitzes. Von Seiten des Reiches ging die Meinung dahin, daß der König keine anderen Rechte ausüben solle, als welche dem Reiche zustanden; er solle keine neuen Befestigungen anlegen, keine neuen Zölle errichten, überhaupt keine neuen Auflagen fordern, die Processe sollten nach wie vor an die Reichsgerichte gehen; der Religionszustand sollte

nach der Norm des Jahres 1624 eingerichtet bleiben. Denn einen Stillstand meinte das Reich zu schließen, keine Abtretung auf immer zu bewilligen. Der König aber sah Alles im Lichte einer wirklichen Besitznahme, er verlangte in allen jenen Landschaften zur vollen Ausübung der Souveränetät berechtigt zu sein. Er war so mächtig und seine Haltung so drohend, daß man ihm fast überall nachgeben mußte. Nur in einigen wenigen Punkten ist er ein paar Schritte zurückgewichen.

Die Kaiserlichen hatten unter andern eine Clausel durchschlüpfen lassen, nach der die Reichsfürsten, um ihre Vasallen in jenen Gebieten zu behaupten, dem König selbst die Huldigung leisten sollten. Da die Reichsfreiheit dadurch zweifelhaft geworden wäre, so setzten sich die Fürsten mit dem äußersten Eifer entgegen, der französische Gesandte wurde in der That bewogen, sie fallen zu lassen. Die letzten Einwendungen, noch am Abend des 15., machten die Protestanten. Das Normaljahr hatte sich nicht erreichen lassen; der König sagte jedoch den Protestanten freie Religionsübung und den Besitz aller zur Erhaltung ihrer Kirchen und ihrer Prediger bestimmten Güter zu. Die Protestanten vermißten hiebei die Erwähnung der Schulen und der Lehrer. Endlich bewilligte der Gesandte auch diese; er erklärte aber, daß man nun seine Bedingungen annehmen müsse, würde es vorher Mitternacht schlagen, so werde er mit ganz anderen hervortreten. Hierauf ward jeder weitere Widerspruch unmöglich. Der Reichs-Erzkanzler erschien in dem Refectorium und bat die Kaiserlichen, auf die Bedingungen, wie sie seien, den Stillstand abzuschließen, diese zeigten das den Franzosen an. Schon war es so nahe gegen Mitternacht, daß man zu einer förmlichen Unterschrift nicht mehr schreiten konnte. Man gab sich aber das Wort, an dem Verglichenen nichts weiter zu ändern und die Unterschrift am folgenden Tage zu vollziehen, wie es denn auch geschah.[1]

[1] Die Details der Regensburger Unterhandlungen, von denen in der Literatur noch wenig die Rede gewesen ist, habe ich aus einem gleichzeitigen

So hat Ludwig XIV. damals die Reunionen durchgesetzt. Die Schuld der Deutschen war dabei, daß sie früher Unbestimmtheiten in den Verträgen geduldet und selbst zuletzt, als dieselben zur Sprache kamen, Frieden geschlossen hatten, ohne sie zu heben. Das rührte daher, weil sie in jenen Augenblicken nicht stark, noch einmüthig genug waren, um das Schwert noch länger in der Hand zu behalten. Die wachsende Ueberlegenheit der Franzosen bewirkte dann, daß sie es endlich unternehmen konnten, die unbestimmt gelassenen Fragen ganz in ihrem Sinne für entschieden zu erachten und zur Durchführung ihrer Ansprüche zu schreiten. Dagegen aufzutreten, war das deutsche Reich aus zwei Gründen unfähig: wegen seiner inneren Entzweiung und wegen der Gefahr des türkischen Anfalles; auch hätte es keine streitbaren Bundesgenossen zu dem Unternehmen gefunden: die Nachgiebigkeit war ein unbedingtes Gebot der Umstände. Aber sie war darum nicht definitiv. Der Begriff des Stillstandes bringt es mit sich, daß man sich von deutscher Seite eine Wiederaufnahme der Streitfragen über den Sinn der Ansprüche vorbehielt. Und wie hätte es nicht irgend einmal wieder dahin kommen sollen? Wenn, wie wir sahen, bei den Reunionen militärische Gesichtspunkte zu Grunde lagen, wie sollte man nicht endlich auch deren Bedeutung für das deutsche Reich empfinden? Damals aber machte das Uebergewicht von Frankreich jede Weigerung unmöglich.

Will man die ganze Lage des Momentes fassen, so muß man sich erinnern, daß eben damals der Marschall Schomberg mit 20,000 Mann Cavallerie im Elsaß erschienen war. Spanheim sagte dem König, man sehe, er halte den Blitz in der

Memoire entnommen, das sich ohne Titel und Namen des Autors in dem Berliner Archive findet, unter den spanheimischen Acten. Als Ueberschrift dienten im Original die Worte: Pour vous donner, Mr, une idée générale des affaires de l'empire, je crois devoir commencer par vous dire etc. Es zeugt, namentlich in den spätern Theilen, überall von der genauesten Kenntniß.

Hand, doch werde er ihn nicht schleudern: schon ihn zu zeigen, werde die nämliche Wirkung thun.[1]

Genua.

Was der beugsame und bedächtige deutsche Geist vermied, was unter andern der Stadt Straßburg bevorgestanden hätte, wenn sie sich hätte widersetzen wollen, das zeigte eben damals das Beispiel von Genua.

Schon längst fühlte sich Ludwig XIV. durch Handlungen der Genuesen, welche einen Mangel an der Ehrfurcht verriethen, die er in der Nähe und Ferne forderte, beleidigt; zwischen den beiden Marinen zeigte sich mancherlei commercielle Eifersucht; man hatte Colbert mißvergnügt gesehen, wenn die Zeitungen von der Ankunft einer reichen Flotte in Genua meldeten;[2] daß nun nach der spanischen Kriegserklärung die Genuesen rüsteten, erschien dem König, dem ihre Hinneigung zu Spanien nicht zweifelhaft war, als eine Feindseligkeit;[3] man behauptete, der Kaiser sei von ihnen angemahnt worden, den Krieg gegen Frankreich muthig zu erneuern, die reiche Stadt habe ihm Hülfleistung versprochen.[4] In alle dem sah Ludwig um so mehr eine Unbill, da ja Genua in alten Zeiten oft die Partei von

[1] Auf eine Friedensanmahnung des Papstes antwortet Ludwig: que la marche du M[1] de Schomberg et la médiation du pape concourroient au même but, qui étoit la paix.

[2] Domenico Contarini 1680 fügt noch hinzu: (Colbert) procurò con allettamenti d'attrahere il più si fosse potuto del contante di Genovesi nei regii depositi per haver in mano le loro richezze, ma non fu da altri collocato danaro che da quelli che per ripetere le confiscationi delle loro navi predate furono costretti in quella guisa imborsarne il pagamento.

[3] Spanheim 19. Mai 1683. Croissy sagt: que les Genois ont redoublé leurs armements de mer, contre les interests de la France et dans les vues, comme on sçait assez, de les traverser.

[4] Der englische Gesandte Preston versichert das mit Bestimmtheit, 10. Juni 1684.

Frankreich gehalten habe; er beschloß auch hier die Autorität seiner Altvordern herzustellen.

Am 17. Mai 1684 erschienen siebzig bis achtzig kleinere und größere französische Kriegsfahrzeuge an der Rhede von Genua. Der Seeminister, Marquis von Seignelay, war selbst an Bord und zählte den Genuesen auf, was der König von ihnen fordere, wenn er ihnen seine Gnade schenken solle: es war die Auslieferung der vier zuletzt gebauten Galeeren, Anerkennung der Geldforderung des in Frankreich angesiedelten Hauses Fiesco, Erleichterung der Salzzufuhr für die Garnison von Casale, endlich Abbitte des bisherigen Betragens durch einige vornehme Senatoren; würden ihm diese Forderungen nicht innerhalb der Frist, die er angab, gewährt, so habe er Befehl, die Stadt mit seinem Geschütz zu verderben. Der Rath zu Straßburg hatte ein solches Unheil verhüten zu müssen geglaubt; die stolzen Genuesen, einer unbedingten republikanischen Freiheit gewohnt und durch die Spanier von Mailand her angefeuert, beschlossen, keine Antwort zu geben und das Schicksal zu erwarten. Die Franzosen thaten ihnen wirklich, was sie angekündigt hatten. Als die bestimmte Stunde verstrichen war, eröffneten die in die Nähe gekommenen französischen Bombardiergalioten ein heftiges Feuer, das einige Tage lang fortgesetzt wurde. Mehr als 10,000 Bomben sollen in die Stadt geworfen worden sein. Der große Saal des Palastes, in welchem die Regierung ihre Berathung hielt, gerieth in Brand, so daß sie sich ein anderes Sitzungslocal suchen mußte; der Schatz St. Georgio, auf welchem der Credit der Republik ruhte, wurde unter den Schutz spanischer Soldaten geflüchtet; eine Menge anderer privater, öffentlicher und heiliger Gebäude wurde zerstört oder beschädigt. Nach vollbrachtem Werk der Rache verließen die Franzosen die Rhede von Genua und überließen die Stadt ihrem Nachdenken. Was sie im ersten Augenblick verweigert hatte, dazu mußte sie sich später verstehen; nicht allein einige Senatoren, sondern der Doge, Francesco

Maria Imperiale Lercaro, an ihrer Spitze, begaben sich im Mai 1686 nach Versailles, um ihre Abbitte auf das Feierlichste zu vollziehen.

Denn dahin ging allemal und vor Allem der Sinn Ludwigs XIV., nicht den Schatten einer Beleidigung zu dulden. Den politischen Anspruch, den er zu haben, die Rache, zu der er befugt zu sein glaubte, führte er mit unbedingter, rücksichtsloser Gewaltsamkeit durch. Ein Recht Anderer erkannte er nicht an. Dahin hatte sich nun diese zugleich durch innere und äußere Siege emporgestiegene monarchische Gewalt entwickelt. Die Welt war in Schrecken gefesselt.

Als der französische Gesandte das Wort nahm, um dem Papst Innocenz XI. die Gründe auseinanderzusetzen, durch die sein Fürst zu dieser Behandlung von Genua bewogen worden sei, wandte der Papst sich von ihm weg, ohne ihn zu hören; er fiel vor seinem Betstuhle in die Kniee; mit Thränen rief er aus: Herr, vertheidige du deine Sache. [1] Der Gesandte wußte nicht, was er sagen sollte, und entfernte sich.

[1] Defende causam tuam, domine. Aus einem Schreiben des englischen Gesandten in Paris Preston an Carl II.

Viertes Capitel.

Erklärung der Freiheiten der gallicanischen Kirche.

Schon hatte der Papst den König auch in seinen eigenen, den geistlichen Angelegenheiten, kennen gelernt.

Besondere Ehrfurcht hatte Ludwig XIV. noch niemals gegen den römischen Stuhl gezeigt; er hatte vielmehr, wie die meisten andern Tendenzen, die er verfolgte, von Richelieu und Mazarin angebahnt waren, von diesen auch ihre Opposition gegen Rom angenommen. Wie sollten Die, welche eine unbedingt gebietende Staatsgewalt zu gründen suchten, nicht mit den hierarchischen Bestrebungen, welche einer solchen nothwendig entgegenlaufen, in Widerstreit gerathen sein? Der König hielt für genug, die Principien des Katholicismus in Dogma und Cultus aufrecht zu erhalten: sein vornehmstes Bestreben war, mit dem Klerus seines Reichs in gutem Vernehmen zu stehen.

So sonderbar es lautet, so gewiß ist es doch, daß die Kriege Ludwigs vorzüglich dazu beitrugen, ein enges Verhältniß zwischen ihm und seiner Geistlichkeit hervorzubringen.

Denn der Klerus war nun einmal von uralten Zeiten her der größte Besitzer in Frankreich. Auf dem Weg, den er einst in Poissy eingeschlagen, fortschreitend, hatte er das damals so bedrohte Kirchengut behauptet oder wieder erworben: allerdings nicht, ohne dafür der Regierung zu regelmäßigem Beistand ver-

pflichtet zu sein. Daß aber diese von seiner Bewilligung abhing, gab ihm einen großen Einfluß und verschaffte ihm eine ähnliche Rücksicht von der Verwaltung, wie sie den Staatskörpern, welche das Recht der Geldbewilligung haben, immer zu Theil werden muß.

Wenn dann Kriegsjahre eintraten wie die letzten, welche den mit Mühe gegründeten Staatshaushalt, der auf die Fortdauer des Friedens berechnet war, wieder in Unordnung brachten und immer neue Aufwendungen in größtem Maßstab herbeiführten, so steigerte sich in demselben Grade auch das Bedürfniß der Beihülfe. Ludwig XIV. behauptete, daß die Regentin von Spanien sich nur deßhalb zur Unterstützung von Holland entschlossen habe, weil sie auf die Erschöpfung der Hülfsquellen von Frankreich rechne. Kein Zweifel, daß die Weltstellung Ludwigs eben auf dem Besitz von Einkünften beruhte, die ihn fähig machten, die Schweden in den Waffen zu halten, die Antipathie der Führer in den schweizerischen Cantonen, die sich manchmal regte, zu beschwichtigen, besonders auch dem König von England die Unterstützung zu gewähren, ohne die er der entgegengesetzten Politik hätte verfallen müssen. Welchen Umschlag in allen Verhältnissen hätte es herbeigebracht, wenn sie ihm gefehlt hätten. Sogar innere Unruhen in Frankreich hat man diesem Falle erwartet. Zu den außerordentlichen Mitteln nun, welche Ludwig zur Fortführung des Krieges und der Politik in Anspruch nahm, gehörte vor Allem die Geldhülfe der Geistlichkeit. In der Versammlung des Klerus im Jahr 1675 ließ Ludwig XIV. das Glück seiner Feldzüge gegen Holland und Burgund, vornehmlich die Anstrengungen, die er gegen die aus Deutschland daherdrängende Völkerfluth habe machen müssen, in Erinnerung bringen; seine Vorfahren, sagte er, würden sich unter solchen Umständen zu einer Veräußerung kirchlicher Güter für berechtigt gehalten haben; ihm aber sei das Erbtheil der Kirche heilig, er erwarte Alles von dem guten Willen der jetzigen Inhaber derselben; sie würden dem bedürf-

tigen und dürstenden Gemeinwesen ihre Hülfe nicht versagen.[1] Der Klerus zeigte sich ganz, wie der König erwartete. An demselben Tage, an welchem ihm dessen Aufforderung bekannt wurde, faßte er den einstimmigen Beschluß, ihm die für die Zeit überaus bedeutende Summe von fünfthalb Millonen Livres, obwohl er sie nicht anders als durch Anleihen aufzubringen vermochte, zu bewilligen, und versäumte nicht, wie den Minister, so den König davon in Kenntniß zu setzen. Der König antwortete aus seinem Feldlager in den Ausdrücken der vollsten Befriedigung. Noch angenehmer aber, als die Höhe der Summe, so ließ er sich vernehmen, sei ihm die einmüthige Beeiferung aller Deputirten, ihm dieselbe anzubieten; sie sei ein neues Motiv für ihn, der ersten Corporation seines Reiches auch seinerseits bei allen Gelegenheiten Gnade zu erweisen. Die Bewilligung überstieg das Gewohnte um mehr als das doppelte; und höchst willkommen war sie in jenen entscheidenden Augenblicken. Der Bevollmächtigte des Königs hat später gesagt, ohne eine ansehnliche Beisteuer hätte die Ehre des Staates nicht mehr aufrecht erhalten werden können: der Klerus habe das dringende Bedürfniß in Ueberfluß verwandelt.[2]

Die Prälaten verdankten den Besitz ihrer Stellen der königlichen Gnade, ihre nächsten Verwandten kämpften im Heere, die Siege derselben kamen dem Katholicismus zu gute; wie hätten sie nicht Alles, was in ihren Kräften stand, für eine Sache aufbieten sollen, in der sie großentheils ihre eigene erblickten?

Aber auch noch in einer andern Angelegenheit, und zwar im Widerspruch mit ihrem besonderen Vortheil schloß sich die Geistlichkeit damals dem Fürsten an. Es war eine alte Be-

[1] Discours de M. Poncet. Procès verbaux V. 1675. Pièces just. III.

[2] Poncet 22. Juni 1680: à peine nous eûmes achevé la parole que d'un même esprit, d'un même zèle et dans un même moment vous changeâtes la dizette du fond de la guerre en une opulence qui a été victorieuse pour la France.

fugniß der Krone, bei der Vacanz eines Bisthums nicht allein die aufkommenden Erträge zu ziehen, sondern auch die kirchlichen Aemter und Pfründen zu vergeben; der König hatte dieselbe in den alten Provinzen des Reiches von jeher ausgeübt und sie auch auf später erworbene, wie die Bretagne, ausgedehnt: doch waren die vier südlichen, Guienne, Languedoc, Provence und Dauphiné, noch immer davon befreit. Unter Heinrich IV. war ein Versuch, auch diese herbeizuziehen, gemacht, aber wieder zurückgenommen worden: denn dieser König liebte nicht offene Streitigkeiten zu erwecken: er schonte das Bestehende. Die folgenden Regierungen hatten die Sache unberührt gelassen; Ludwig XIV. aber hielt sich für mächtig genug und für berufen, sie zu entscheiden. Im Jahre 1673 sprach er, hierin mit den Parlamenten einverstanden, die Ausdehnung der Regale über die vier Provinzen aus: die Rechtstitel, auf welche diese ihre Befreiung begründeten, sind dem Conseil vorgelegt, aber von demselben verworfen worden. Einst hatte ein zu Lyon versammeltes allgemeines Concil den Anspruch der Krone für unstatthaft erklärt: der Klerus hielt jedoch nicht für angemessen, darauf hin dieser Entscheidung zu widersprechen, denn er würde damit nur die Feindseligkeit der weltlichen Gerichtshöfe erwecken, diese würden hinwieder die Jurisdiction der Geistlichen zu beschränken, ihre öffentliche Autorität zu untergraben trachten. Da nun aber der Klerus stillschwieg, so nahm die Regierung keine Rücksicht weiter. Sie forderte die Bischöfe der vier Provinzen auf, ihre Unterwerfung unter die Regale der Chambre des comptes anzuzeigen, und zwar, dem Charakter dieser Verwaltung gemäß, nicht ohne dem Gebote die Drohung hinzuzufügen, daß in den Diöcesen, wo man diese Anzeige unterlasse, die Regale sofort als eröffnet betrachtet werden sollten.

Die Meisten unterwarfen sich: Einige aber gab es doch, welche sich den schweren Folgen des Widerspruchs auszusetzen den Muth besaßen, es waren eben die Häupter der jansenistischen Partei.

Denn in der Idee, von welcher der Jansenismus ausgegangen war, lag der Grundsatz der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt. Die Bischöfe Pavillon von Alet und Caulet von Pamiers urtheilten, daß dieselbe durch die Regale verletzt werde, und fanden es lächerlich, daß die Entscheidung eines Conciliums durch das contradictatorische Verfahren des französischen Staatsraths aufgehoben werden solle. Sie unterließen die geforderte Anzeige der Unterwerfung.

Die Regierung Ludwigs XIV. war aber gewohnt, nicht allein zu drohen, sondern auch ihre Drohungen zu vollziehen. In Kurzem stellte sich ein kraft der eröffneten Regale für Alet ernannter geistlicher Würdenträger dar: der Bischof wollte ihn nicht anerkennen und wandte sich an den eben versammelten Klerus. Die Versammlung konnte sich nicht entschließen, etwas für ihn zu thun, da der König einmal gesprochen habe.[1]

In andern Kreisen aber fanden die Bischöfe um so mehr Anhänger. Denn die Gerechtsame, welche der König fordere, seien allerdings geistlicher Natur, und nur der Kirche zuständig: gäbe man nach, daß der Fürst als solcher geistliche Rechte besitze, so würde man ihm ein Primat einräumen, wie es in England eingeführt sei; man müsse nicht die Parlamentsregister als das Gesetz betrachten, sondern die Concilienbeschlüsse und die Tradition; in Streitigkeiten auf diesem Felde könne unmöglich der König entscheiden: er würde dann zugleich Partei und Richter sein. Und nur die Kirche habe die Verheißung der Unfehlbarkeit, nicht die weltliche Macht; der König sei wie ein anderer Mensch, allerlei fremden Einflüssen und seinen eigenen Leidenschaften unterworfen; wenn es jetzt ein religiöser Fürst sei, wie Ludwig XIV., der die Regierung verwalte, wer stehe dafür, daß nicht ein anderer von ganz verschiedener Gesinnung ihm nachfolge?

Nicht ein kleinliches Interesse des Vortheils, selbst nicht die vorliegende Frage in ihrem weiteren Umfange allein war

[1] Mémoires chronologiques et dogmatiques III. 178.

es, was die Gemüther aufregte; sondern der Widerspruch der hierarchischen Principien und der von dem Staat geforderten Rechte. Auf einem Gebiete, wo sich beide unmittelbar berührten, bereitete sich noch einmal ein Kampf zwischen ihnen vor. Wohl herrschte jetzt die den königlichen Rechten geneigte Ansicht in Frankreich, aber nicht zu verachten war die Theilnahme, welche tiefere religiöse Gesinnung den Widerstrebenden widmete, zumal wenn diese eine Unterstützung fanden, wie sie ihnen in der That zu Theil ward, von dem römischen Papste.

Nachdem der Bischof von Alet in der Hitze des Streites gestorben war, trat der Bischof von Pamiers, Caulet, in den Vordergrund; er verband sich mit seinem Capitel, — das durch die getroffenen Reformen und das gemeinsame Leben auf das Engste mit ihm vereinigt war, so daß jeder Fremde und Unabhängige ihnen unerträglich vorkam — alle Regalisten von sich zu weisen, möge auch daraus erfolgen, was da wolle; sie wollten, wie sie sagten, den Kelch gemeinschaftlich trinken. Papst Innocenz XI., ebenfalls ein Mann von strengsten Gesinnungen, sprach dem Bischof, der von dem sein Verfahren verwerfenden Urtheile des Metropolitans an ihn appellirt hatte, seinen Beifall und seine Theilnahme aus. Um so mehr hielt sich das Capitel verpflichtet, auch nach dem Tode seines Bischofs (im August 1680) an dem ergriffenen System festzuhalten. Mit Ausschließung der von dem König kraft der Regale bereits ernannten Capitulatoren wählte es einen Generalvicar, der ganz wie der verstorbene Bischof gesinnt war und nun diese, als sie sich einst im Chor der Kirche vorstellten, geradezu mit dem Kirchenbann belegte. Allerdings eine Art von Auflehnung einer Diöcese gegen die Autorität der vereinten geistlichen und weltlichen Gewalten in Frankreich, die der Metropolitan, Erzbischof von Toulouse, nicht dulden wollte. Er erklärte die Ausschließung der Regalisten und die ohne dieselbe vorgenommene Wahl eines Generalvicars für ungültig; als aber keine andere Versammlung des Capitels zu Stande zu bringen war, so setzte

er kraft seiner Metropolitangewalt dem Gewählten einen andern entgegen, den er selber ernannte. Hierüber aber gerieth er selbst mit einer höheren Gewalt, dem Papst zu Rom, in Conflict. Innocenz XI. hatte sich schon in dieser Sache ausgesprochen und den König in aller Form aufgefordert, seine Verordnung zurückzunehmen. Daß der Erzbischof von Toulouse dessenungeachtet die Wahl, welche kraft seiner Grundsätze ihm nicht allein rechtmäßig, sondern lobenswürdig erschien, vernichten wollte, setzte ihn in Zorn.

In einem Breve vom 1. Januar 1681, das von großer Aufregung zeugt, bestätigte er die von dem Capitel getroffene Wahl und bedrohte Die, welche eine andere Wahl vornehmen oder festhalten, selbst Die, welche dazu nur rathen und helfen würden, mit der Excommunication. Da die Bischöfe Jansenisten waren und von den Jansenisten unterstützt wurden, so wird man sich nicht wundern, unter den Vorfechtern ihrer Feinde Jesuiten zu finden. Auch diese werden in dem Breve namentlich mit kirchlichen Strafen bedroht.

Es ist auffallend, daß die Jesuiten wenigstens in Frankreich sich in dieser Frage von dem Papstthum trennten: aber schon seit einiger Zeit bemerkte man, daß dieser Orden, der die Macht nun einmal liebt, sich jetzt eben so eng an Frankreich anschloß, wie früher an Spanien. Täglich wuchs sein Ansehen in diesem Lande, besonders dadurch, daß der königliche Beichtvater, der an dem Gewissensrath, wir würden sagen, dem geistlichen Ministerium, in welchem die Prälaturen vergeben wurden, Theil nahm, regelmäßig aus dem Orden hervorging; eben deßhalb schlossen sich ihm die vornehmen Familien an, die mit diesen Pfründen ausgestattet zu werden wünschten. Schon an sich knüpfte dieß Verhältniß den Orden an die Politik von Frankreich; überdieß aber, daß sich der Papst der Jansenisten annahm, war für ihn hinreichend, sich an die Seite des Klerus und des Königs zu stellen. Auch die Sorbonne und damit der gesammte Lehrkörper war regalistisch.

Und so brach auch auf dieser Stufe des europäischen Lebens der Streit zwischen Kirche und Staat noch einmal aus; und zwar zwischen einem überaus kirchlichen Papst, der hiebei von jeder weltlichen Rücksicht frei war, und einem König, dessen Regierung einen kirchlichen und katholischen Charakter trug. In den Schriften der jansenistischen Partei findet sich eine fortdauernde Polemik gegen das Concordat Franz' I. Man darf es in der That als eine Wirkung des Concordats betrachten, die erst jetzt zu voller Erscheinung kam, daß der Klerus, nicht durch vorübergehende Anwandlung, sondern systematisch und selbst im Widerspruch mit alten allgemeinen Satzungen, für die Krone Partei ergriff.

Die im Jahre 1680 in regelmäßiger Versammlung vereinigten Prälaten hielten sich bereits für verpflichtet, ihren Schmerz darüber auszusprechen, daß man in Rom es wage, dem ältesten Sohne der Kirche, dem Beschützer derselben zu nahe zu treten; sie ihrerseits seien ihm so eng verbunden, daß nichts sie von ihm trennen könne. Als Rom hierauf durch noch anzüglichere Breven antwortete, glaubte man auch in Frankreich weiter gehen zu müssen. Die gerade in Paris anwesenden Bischöfe, auf den Antrag der Agenten des Klerus vereinigt, forderten im März 1681 den König zur Einberufung einer allgemeinen Versammlung oder auch eines Nationalconciliums auf, wo die Kirche von Frankreich den Streitpunkt untersuchen und ihre Stimme erheben könne, so daß man hoffen dürfe, ihre Vorstellungen würden auch in Rom Gehör finden. Der König zögerte nicht, auf diesen Vorschlag einzugehen. Er schrieb eine aus geistlichen Deputirten aller Provinzen zusammenzusetzende Versammlung aus, „um über die Aufrechterhaltung der Freiheiten der gallicanischen Kirche und die Ausführung der zwischen der Krone und dem Stuhle zu Rom bestehenden Verträge zu berathschlagen."[1] Es ist die durch ihre Beschlüsse so namhaft

[1] Lettre écrite au roi par Messeigneurs les Archevêques, Évêques et autres ecclésiastiques députés. Procès verbaux V. App. 186.

gewordene Versammlung von 1682, die vom November 1681 bis in den März 1682 saß. Bei den Wahlen wurden alle Die ausgeschlossen, die ein unerledigtes Interesse an dem römischen Hofe hatten. Gab es einige unter den Gewählten, welche Grund zum Mißvergnügen über die Regierung zu haben meinten, so trug der König, der sich alle vorstellen ließ, so wie sie anlangten, dafür Sorge, daß sie befriedigt wurden.

So jedoch standen die Sachen darum in dieser Versammlung nicht, daß die Gesichtspunkte der weltlichen Gewalt unbedingt angenommen worden wären. Eine sofort niedergesetzte Commission brachte die Unzuständigkeit, welche in der Verleihung kirchlicher Würden, die mit Seelsorge verbunden seien, durch eine rein weltliche Behörde lag, und die Mißbräuche, die sich damit verknüpft hatten, in schonenden Worten, aber mit Nachdruck zur Sprache und schlug vor, den König um eine Verzichtleistung auf dieses Recht zu bitten. Der Erzbischof von Paris, Achille de Harlai, den man als den vornehmsten Urheber aller dieser Bewegungen ansah und der, wie gegen die Jansenisten, so gegen die römischen Ansprüche das große Wort führte, ward beauftragt, die Bitte dem König vorzutragen. Er fand den Auftrag schwierig und fast verzweifelt, denn die Sache sei abgemacht, der Proceß habe lange geschwebt und sei verloren. Um so größeren Eindruck machte es, daß ihn der König mit entgegenkommender Freundlichkeit empfing, den Gründen des Klerus beistimmte, sie noch verstärkte und nur erst seine Minister darüber hören zu wollen erklärte. Im Conseil gab es verschiedene Meinungen: denn die Streitfrage war uralt und berührte die Principien. Philipp der Schöne war einst von Bonifacius VIII. gefragt worden, ob er das Recht der Pfründenverleihung mit ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung der Kirche ausübe; er hatte geantwortet: er wisse das nicht und kümmere sich nicht darum; es sei genug, daß er ein Recht in Anwendung bringe, welches von seinen Vorfahren ausgeübt worden sei. Man machte geltend, daß auch der kirch-

lich angesehenste, persönlich frömmste aller französischen Könige, Ludwig IX., genannt der Heilige, dieses Recht ohne Scrupel ausgeübt habe. Ludwig XIV. fand sich dennoch bewogen, darauf Verzicht zu leisten. Er sagte dem Erzbischof, allem Widerspruch, der ihm mündlich und schriftlich vorgetragen worden, zum Trotz, wolle er die Erklärung, welche der Klerus fordere, wie sie vorliege, unterzeichnen, ohne ein Wort daran zu ändern. Darin ward bestimmt, daß der Antritt der mit Seelsorge verknüpften Pfründen während einer Vacanz, von der Erfüllung der canonischen Vorschriften, so wie von der Prüfung und Billigung der kirchlichen Gewalten abhängig sein solle. Der Klerus, der diese Nachricht, man kann denken mit welchem Jubel, empfing, beschloß dagegen, die Einwilligung in die im Jahr 1673 verfügte Ausdehnung der Regale über die vier Provinzen feierlich auszusprechen und dieß dem Papst in einem besonderen Anschreiben kund zu thun. Zunächst brachte er dem König seinen Dank für seine Willfährigkeit dar. Es war in St. Germain, am 9. Februar 1682; die Garden, ihre Offiziere an der Spitze, waren in den Vorsälen aufgestellt, beide Thürflügel der königlichen Gemächer geöffnet; der König erwiderte der geistlichen Deputation, er habe das neue Edict vornehmlich aus zwei Gründen bewilligt, einmal aus altem Eifer für die Kirche, und sodann um der Hochachtung willen, die er für die Männer hege, aus denen die Versammlung bestehe.[1]

Nun aber kamen noch allgemeinere Tendenzen des französischen Staates und Königthums zur Sprache.

In dem Conseil wurde die Frage aufgeworfen, ob man nicht die alten Differenzen der gallicanischen Kirche mit dem römischen Stuhle vor die Versammlung bringen und von ihr entscheiden lassen sollte. Le Tellier und dessen Sohn, Erzbischof von Rheims, haben diesen Gedanken zuerst gehabt; sie fürchteten die Folgen, welche sehr unangenehm sein würden, und gaben

[1] Procès verbaux V, 455.

ihn wieder auf, unerschrocken ergriff ihn Colbert. Er stellte dem König vor, daß in gewöhnlichen Zeiten, wo man auf Erhaltung des guten Verständnisses mit Rom denke, eine Entscheidung dieser Art unmöglich sein werde; ein Augenblick ausgesprochenen Mißverständnisses sei günstig für die Sache, und man müsse ihn ergreifen. Des Königs Charakter war es überhaupt, jeden Widerstand, der ihm geleistet wurde, durch einen Angriff auf den Gegner, der diesen dann immer an der empfindlichsten Stelle treffen sollte, zu erwidern: längst lag ihm die Sache im Sinn; sie sofort in Gang zu bringen, dafür entschied ihn diese Betrachtung Colberts.[1]

Bald im Anfang der Versammlung regte man auf Anlaß einiger starken Ausdrücke in den letzten päpstlichen Breven die Fragen über die Unfehlbarkeit des römischen Stuhls und sein Verhältniß zur weltlichen Gewalt an, und es ward eine Commission zur Untersuchung derselben niedergesetzt, deren Mitglied Bossuet war und die sich zu Ansichten vereinigte, denen im Lichte der allgemeinen Kirchengeschichte eine historische Bedeutung zukommt. Der Bischof von Tournay, Gilbert du Plessis Pralin, der sie vortrug, sucht eine Stellung jenseit der Ansichten der hierarchischen Jahrhunderte zu gewinnen. Er verwirft die Grundsätze Gregors VII., der in der Kirche einen großen Schaden angerichtet habe, und seiner eifrigsten Nachfolger: unter den Neuern bekämpft er besonders den Cardinal du Perron, welcher für einen französischen Prälaten viel zu römisch gesinnt gewesen sei: er beklagt, daß man seine Reden in die Schriften des französischen Klerus aufgenommen habe. Dagegen erneuert er die Ansicht des Optatus Milevitanus, daß die Kirche in dem Staate sei; die Lehre der Kirchenväter erkenne das göttliche Recht des Fürstenthums an, nie könne Empörung durch religiöse Gründe gerechtfertigt werden. Und wie wolle man den Päpsten Unfehl-

[1] So hat Bossuet selbst im Jahr 1700 die Sache erzählt. Journal de le Dieu. Bausset: Vie de Bossuet, I, 161.

barkeit zuschreiben? Man würde dann ihre Anmaßung, Könige abzusetzen, billigen müssen. Nicht dem sichtbaren Oberhaupt der Kirche komme die Infallibilität zu, sondern nur der Kirche selbst und einem allgemeinen Concil.[1] So setzte sich der französische Klerus den Doctrinen entgegen, auf welche das hierarchische System der früheren Jahrhunderte gegründet, und welche nicht selten in seinem eigenen Schoße, oder mit seiner Billigung verkündigt worden waren, einst in den Zeiten der Ligue mit der Absicht, sie zur vollen Geltung zu bringen, dann um Vieles milder und vielmehr im Einklang mit den momentanen Tendenzen der Regierung durch du Perron, später wenigstens in Einem Punkte von dem Orden der Jesuiten; aber jetzt machte dieser seine Autorität, die bei dem König und in der Nation größer war als je, nicht dafür geltend; die Corporation des Klerus schloß sich an die Ansichten Gersons, die Entscheidungen des Costnitzer Concils, die durch Richer erneuerten Lehren der Sorbonne und die Satzungen des Parlaments an. In vier berühmt gewordenen Sätzen ward die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von allen Eingriffen, die Superiorität der Concilien über das Papstthum, die Nothwendigkeit der Beistimmung der Kirche in geistlichen Fragen und die Beobachtung der nationalen Gesetze in weltlichen ausgesprochen. Bossuet vollzog die Abfassung in maßvollem, auf das Sorgfältigste abgewogenem Ausdruck; einigen seiner geistlichen Mitbrüder ging er nicht weit genug. Die vier Sätze sind das Manifest der Vereinigung zwischen der Krone und den Bischöfen des Reiches dem römischen Stuhl gegenüber. Der König empfing sie mit

[1] Procès verbal de l'assemblée générale du clergé de France, tenue à Paris au convent des Augustins ès années 1681. 82. Ex Bibliotheca communitatis Sancti Sulpicii in der Bibl. de Bourgogne zu Brüssel. Die meisten dieser Protokolle sind sogleich gedruckt worden, dieses jedoch nicht. Die Originale einzusehen ist doch zu Zeiten recht erwünscht, weil die Auszüge, in der großen Sammlung nach den Argumenten gesondert, den Gang der Verhandlungen nicht so klar erscheinen lassen.

Wohlgefallen, als einen Beweis des Eifers für seinen Dienst und für die Erhaltung der gallicanischen Kirchenfreiheit. Der Begriff des Nationalen, auch in den kirchlichen Verhältnissen, vereinigte Klerus, König und Volk. In der Bestimmung über die Regale war die geistliche Würde des Bisthums gerettet; in den vier Sätzen hatte die Krone, welche ja die Freiheit der Nation vor allen Dingen repräsentirt, offenbar das Uebergewicht. Die Sorbonne nahm einigen Anstoß daran, daß in dem Edicte, welches die Sätze zum Landesgesetz erhob, die lehrenden Corporationen der Aufsicht von Regierungsbehörden unterworfen wurden: aber wie hätte sie sich lange weigern können, es anzunehmen, da sie ja eben diese Grundsätze seit ihrer Erneuerung im Anfang des Jahrhunderts wieder bekannt und noch vor Kurzem feierlich ausgesprochen hatte? Wie in den Universitäten, so sollte in allen andern Schulen und Seminarien im Reiche eben diese Lehre gelehrt, keine andere sollte geduldet werden.

Papst Innocenz hatte das Schreiben der Bischöfe über die Regale drei Tage lang liegen lassen, ohne es zu öffnen; was ihm darin von den Zugeständnissen des Königs gemeldet wurde, machte keinen Eindruck auf ihn; er bemerkte nur, daß die Geistlichkeit die Ausdehnung eines weltlichen Rechts auf Diöcesen, deren Exemtion er so feierlich ausgesprochen, in aller Form anerkannt hatte. In seiner Antwort sagt er, er habe dieß nicht ohne Entsetzen vernommen; denn den Bischöfen komme nicht zu, Rechte aufzugeben, die nicht ihnen, sondern ihrer Kirche zugehören: er wendet das Wort auf sie an, „die Söhne meiner Mutter streiten wider mich.“ Hierüber fand sich aber wieder die Versammlung beleidigt; sie schrieb es fremdartigen Einflüssen zu, daß er so wenig Rücksicht auf ihre Gründe und auf die Würde des Episcopates selbst nehme; sie beauftragte eine ihrer Commissionen, eine rechtfertigende Antwort an den Papst vorzubereiten.

Auch eine Protestation gegen die Breven des Papstes war

im Werke: ich finde, der päpstliche Nuntius habe sich der Annahme derselben geflissentlich entzogen.

Wenn aber der Streit über die Regale schon so weit führte, welche Folgen sollte vollends die Annahme und Bekanntmachung der vier Sätze haben?

Niemand konnte sich darüber täuschen, daß der römische Hof an den hierarchischen Doctrinen, wie sie von Baronius und Bellarmin formulirt worden waren, festhielt; in Bezug nicht allein auf die mehr kirchlichen Fragen, sondern auch auf die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt, die er nicht anerkennen wollte. Das heilige Officium ging über die verschiedenen Streitpunkte zu Rath; eine Censur der vier Sätze war vorbereitet; ein förmlicher Bruch des römischen Stuhles mit dem französischen Hofe und Klerus schien unvermeidlich zu sein.

Noch schwieg der Papst, aber er war zu dem Aeußersten entschlossen, auf das Aeußerste gefaßt. Er wolle, sagte er, keine Bündnisse schließen, um sich in Rom zu vertheidigen, Gewalt nicht der Gewalt entgegensetzen, sondern sich nur der geistlichen Waffen bedienen, um das zu behaupten, was ihm gehöre.[1]

Im Angesicht dieser Haltung schien es doch dem König nicht rathsam, die Sache weiter fortgehen zu lassen. Die Versammlung war noch im vollen Lauf ihrer Geschäfte begriffen, als er sie, ihr selbst höchst unerwartet, am 29. Juni 1682 vertagte. Die Prälaten hielten diese Verfügung für ein Werk des Cardinal d'Estrées, der allein nach der Ehre trachte, eine Versöhnung zu stiften: wohl mag es sein, daß dessen Berichte zu dem Beschlusse das Meiste beigetragen haben.[2]

[1] Spanheim: à se servir de toutes les armes spirituelles, pour le maintien de ce qu'il croit luy appartenir, quoiqu'il en puisse arriver.

[2] In den nach England gesandten diplomatischen Berichten heißt es: Le pape n'a voulu recevoir aucune proposition d'accommodement qu'il n'eût sceu que l'assemblée aura été congédiée, ne voulant pas qu'elle y eût aucune part. Man sagt vom Erzbischof von Paris, qu'il pourrait avoir chagrin de cette affaire, mais qu'il ne rougira pas (er werde nicht Cardinal werden).

Auch der Papst hielt die Censur der vier Sätze zurück, aber schon stellte sich eine mächtige Partei auf seine Seite; nicht allein in Rom, wo der Bibliothekar des Vaticans, Emmanuel Schelstraten, das Wort für ihn ergriff: die Facultäten unabhängiger katholischer Universitäten, angesehene Prälaten der spanischen und ungarischen Kirche haben die vier Sätze als Erfindungen des Satans bezeichnet; durch die Rinde von scheinbar frommen Doctrinen dringe das Gift des gehässigsten Schisma hervor. In Frankreich durften die Anhänger des Papstes nicht öffentlich auftreten, aber um so rücksichtsloser drücken sie sich in handschriftlichen Werken aus, die bis auf uns gekommen sind. Schon die vorbereitende Versammlung erklären sie für unkanonisch, sie spotten des Gedankens, daß eine auf deren Anlaß berufene Zusammenkunft als ein Nationalconcil betrachtet werden könne: da habe man Geistliche gesehen, welche durch die Regale zu ihrer Stelle gelangt seien, um über die Regale ihr Urtheil abzugeben: die Kirche seufze unter weltlicher Unterdrückung.[1] Das Empfindlichste war, daß der Papst den Geistlichen zweiten Ranges, die an der Versammlung Theil genommen, wenn sie vom König zu bischöflichen Sitzen vorgeschlagen wurden, die Institution versagte.

Ohne Zweifel war die gallicanische Kirche durch die Stellung, die sie nahm, aus dem Gemeingefühl der gesammten katholischen Welt einen Schritt herausgetreten. Fragen von allgemeinem Inhalt und der obersten Bedeutung hatte sie für sich selbst entschieden, im Widerspruch mit dem Papst, im Verein mit ihrem König. Und noch umfassender war der Anspruch, diese Entscheidung zur allgemeinen Norm zu erheben, und sogar, wovon Bossuet so häufig redet, sie zur Grundlage der Wiederherstellung des Katholicismus in aller Welt zu machen. Die vier Sätze sind eine Manifestation des inneren Bedürfnisses der katholischen

[1] Critique de l'assemblée du clergé de France tenue 1682 schließt mit den Worten Fulberts: o derelicta, moesta, o desolata Galliarum ecclesia! (Mſ. derselben Bibliothek.)

Welt, die alten Streitfragen zwischen Staat und Kirche zu Ende zu bringen, und ein überaus bedeutender Versuch dazu. Die weltlichen Gewalten, die mit dem Papstthum in Conflict gerathen und am Katholicismus festhalten, werden allezeit mehr oder minder darauf zurückkommen müssen. Was sich auch immer gegen die kanonische Gesetzlichkeit oder die weltlichen Motive der Beschlüsse von 1682 einwenden läßt, die Erörterung des Gegenstandes selbst ist vom höchsten Interesse, und das ganze Verfahren trägt einen großartigen Charakter. Die Zusammenkunft, die Aufstellung der Gegensätze, die Erwägungen, das Verhältniß zwischen dem König und der Versammlung, selbst zwischen dem Papst und der Versammlung, Alles hat Stil und Form. Die Grenzen der Verehrung sowohl der höchsten geistlichen, als der weltlichen Macht werden mit Bestimmtheit bezeichnet: die letzte hat das Uebergewicht, aber auch die erste wird nicht mißkannt.

Dieses französische Gemeinwesen war durch die Geschichte und das Gefühl der Macht eine Welt für sich; es vermaß sich, für die Entscheidung aller großen und allgemeinen Fragen zu genügen.

Die zwischen dem König und dem Klerus geschlossene Verbindung, welche sich hier zunächst als Opposition der nationalen kirchlichen Gewalten gegen die allgemeine katholische Kirche und gegen deren Oberhaupt, den Papst, darstellt, richtete sich in demselben Augenblick gegen andere Widersacher, gegen die Protestanten. Man wollte das kirchliche Frankreich dem römischen Hofe entgegen setzen, aber nicht ein von religiösen Meinungen gespaltenes, sondern durchaus einmüthiges, der katholischen Confession angehöriges Frankreich.

Fünftes Capitel.

Widerrufung des Edicts von Nantes.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der die Protestanten, im Kampfe mit den von der Hierarchie gebilligten empörerischen Bewegungen, das Princip der Legitimität aufrecht erhielten; da hatten sie alle ihre religiösen Freiheiten und politischen Rechte erworben.

Eine andere war gefolgt, in der, als die Regierung, durch die an einem großen Fürsten vollzogene Mordthat erschreckt und durch persönliche Verhältnisse eingeladen, ihre Politik veränderte, die Protestanten an der Rebellion mächtiger Magnaten selber Theil nahmen; da gingen sie ihrer politisch-militärischen Selbständigkeit verlustig, doch behaupteten sie, unter dem Einfluß einer günstigen Weltlage, ihre religiösen Freiheiten.

Deren hatten sie sich trotz mancher Unbilden, die ihnen — mehr durch die Ungunst der Parlamente, als durch die Regierung, die dieser keineswegs vollkommen mächtig war, — zugefügt wurden, seitdem im Allgemeinen erfreut; so daß sie in den Unruhen der Fronde dem König treu anhingen, wie ja auch dieser eben mit den Parlamenten zu streiten hatte; Montauban und Rochelle verjüngten ihren alten Ruhm entschlossener Tapferkeit im Kampfe mit den Anhängern Condé's.[1] Dafür war es denn eine der ersten Beschlußnahmen des für volljährig erklärten Königs, daß das Edict von Nantes in seiner vollen

[1] Benoist Histoire de l'édit de Nantes III, 151.

Geltung wieder hergestellt, Alles, was von den Parlamenten oder selbst von dem Conseil dagegen vorgenommen worden, ungültig sein solle.[1] In Folge dieser Erklärung wurden an vielen Orten neue Kirchen gebaut; man wollte deren hunderte zählen; — die Reformirten traten wieder in die städtischen Aemter und Consulate ein, von denen sie bisher ausgeschlossen waren; Manche finden wir an hohen Stellen in königlichem Dienst, wie Herwart zur Seite Foucquets. Die Edelleute durften wieder ihr Patronatsrecht ausüben; wir hören, daß sich ein gutes gesellschaftliches Verhältniß zwischen ihnen und den benachbarten Prälaten bildete. Trotz aller Widerreden des Klerus bewilligte ihnen Mazarin im Jahr 1659 eine Provinzialsynode, die ihnen seit vielen Jahren nicht zugestanden worden war: er versichert sie, sein rothes Käppchen verhindere ihn nicht, ihre Verdienste anzuerkennen.

Und diesem Beispiele folgte nun auch Ludwig XIV. in den ersten Jahren seiner Regierung, obgleich er schon damals eine einseitige Vorliebe für das katholische Bekenntniß blicken ließ. Nicht allein auswärtigen Fürsten, wie dem Kurfürsten von Brandenburg, hat er erklärt, er wolle die Gerechtsame der Protestanten aufrecht halten, sondern es finden sich auch Erlasse der Verwaltung in demselben Sinne. Im Jahr 1666 wird der Herzog St. Aignan in Bezug auf gewisse Verdächtigungen der protestantischen Einwohner in Havre, vom König erinnert, nicht etwa Alle entgelten zu lassen, was ein Einzelner verbrochen haben möge: „denn da sie," sagt er, „mir nicht minder treu sind, als andere Unterthanen, so müssen sie auch mit eben so viel Rücksicht behandelt werden."[2] Wenn es gewiß ist, daß sie damals und ferner manches Unbillige erfuhren, so bezeugt doch

[1] Déclaration portant confirmation de l'édit de Nantes, 21. Mai 1652. ib. App. 38.

[2] Ne m'étant pas moins fidèles que mes autres sujets, il ne faut pas les traiter avec moins d'égard et de bonté. 1. April 1666. Œuvres de Louis XIV. V, p. 375.

der ausführlichste und zuverlässigste ihrer Geschichtsschreiber, daß dieß mehr lästig und widerwärtig, als gefährlich gewesen sei.

Von dem Krieg und den eigentlichen Staatsämtern ausgeschlossen, nahmen die Reformirten um so größeren Antheil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen, dem Anleihewesen; es ist bemerkenswerth, mit welchem Eifer und Erfolg sie sich der aufkommenden Manufactur widmeten.[1]

Die Eisenarbeiten in Sedan, die Papierfabrikation in Auvergne und in Angoumois, die Lohgerbereien von Touraine, die mit den englischen wetteiferten, waren fast ausschließend in ihren Händen; um die Hauptstadt her arbeiteten sie in den Luxusartikeln, worin diese sich schon damals vielen Ruf erwarb; in der Normandie und Bretagne hatten sie fast den meisten Antheil an den blühenden Leinwandwebereien — und nicht gering war deren Vertrieb nach England, — in Tours und Lyon an der Fabrication von Seide, Sammet und Taffet: in Gevaudan nährten sich ganze Familien durch Bearbeitung der wohlfeileren wollenen Zeuge. Ihr Verkehr war besonders mit Engländern und Holländern, welche ein größeres Vertrauen in die Zuverlässigkeit ihrer Glaubensgenossen setzten.

Man zählte mehr als anderthalb Millionen, vielleicht zwei Millionen thätiger und ruhiger, besonders gewerbfleißiger Einwohner reformirten Glaubens in Frankreich,[2] in deren Händen sich ein überaus bedeutendes Vermögen befand.

Ein sehr lebendiges und sehr verbreitetes geistiges Bestreben gibt sich kund, wenn man die Verzeichnisse von Schriftstellern,

[1] Vgl. Ch. Weiß: Histoire de réfugiés protestants de France I, 37.

[2] In deutschen Flugschriften der Zeit werden 1,800,000 angegeben; einen einigermaßen authentischen Anhalt für die Bestimmung der Zahl bildet der Entwurf eines Anschreibens der 1683 neu ernannten Directoren an den König, worin sie sagen: que les édits tendoient à priver deux millions d'âmes des droits les plus naturels. Benoist III. III, 639. So erklärt das Parlament in einem Arret vom 26. Dec. 1687: „la réunion de près de deux millions de personnes“ für vollendet.

die in einzelnen Bezirken oder Städten lebten, durchgeht. In Nimes z. B. findet man nicht nur Theologen, welche den Kampf gegen die namhaften Jansenisten oder gegen Bossuet nicht ohne Glück führen, sondern auch Aerzte, welche an entfernte Höfe berufen werden und zugleich Entdeckungen in den Naturwissenschaften machen; Poeten, die den Dialect von Languedoc in den Rang einer Schriftsprache zu erheben trachten; Schriftsteller leichterer Gattung, die sich in den Streit der Tagesmeinungen stürzen, die geltenden philosophischen Systeme angreifen oder vertheidigen, und dabei geborene Gelehrte, die nur in den Studien leben, von eben so viel Umfang als Tiefe der Kenntnisse, und zugleich von einer beinahe schwärmerischen Religiosität.[1] Die Protestanten hatten eine Reihe trefflicher, einen und den andern ausgezeichneten Prediger unter sich, wie Daillé in Charenton, von dem sie behaupteten, seit Calvin habe es keinen größern Lehrer in der Kirche gegeben. Auf ihren Akademien, zu Sedan, Montauban, Saumur, wurde die große Frage über die Gnade, welche die Katholiken in zwei Lager spaltete, auch von protestantischem Standpunkt aus in neue Erwägung gezogen. In den beiden erstgenannten hielt man an der strengen Auffassung Calvins von der Gnadenwahl fest; in Saumur, wo der gemäßigte Geist Duplessis Mornay's noch zu wohnen schien, kam man auf die Annahme des universalen Rathschlusses, durch welchen allen Menschen das Heil geboten werde, zurück; allmählich aber drang diese Ansicht auch in Sedan ein.[2] Es schien fast, als werde der confessionelle Gegensatz durch innere Umbildung zurückweichen, wie man etwas Aehnliches bei den Katholiken bemerkte. In den Controversschriften, welche noch Eindruck auf die gebildete Welt machten, war von den Punkten, gegen welche sich anderthalb Jahrhunderte früher der Widerspruch hauptsächlich erhoben hatte, — der Anrufung der Heiligen, dem Dienst

[1] Nicolas: Histoire littéraire de Nimes I.
[2] Bossuet: Histoire des variations L. XIV, §. 116.

der Bilder und der Reliquien, Fegfeuer und Ablaß, — wenig die Rede; bei vielen Katholiken griff die Meinung um sich, die überlieferte Lehre sei gut, aber sie sei von Aberglauben umgeben, den man dem Volke lassen müsse; sie selbst zogen sich von allen daran streifenden Gottesdiensten zurück.

An diese gegenseitige Annäherung knüpften nun Manche die Hoffnung einer vollkommenen Vereinigung oder, wie man sich ausdrückte, einer Reunion der Hugenotten. Turenne hat darüber Rathschläge an die Hand gegeben, und wie es schon im Plane Richelieu's gelegen hatte, so ist kein Zweifel, daß auch Ludwig XIV. diesem Plan den lebendigsten Antheil widmete. Denn nachdem er den jansenistischen Kirchenfrieden gestiftet hatte, welcher Ruhm erwartete ihn in den Jahrbüchern der Welt, wenn ihm das bei weitem Schwerere gelang, auch die Protestanten mit der alten Kirche zu versöhnen. Ein Entwurf dazu liegt vor, nach welchem den Pfarrern die Ehe erlaubt, in der Lehre dasjenige, worüber man übereinstimmte, festgehalten, alles Disputiren über die streitigen Punkte vermieden werden sollte. Es war ganz im Sinne Colberts, wenn auf der andern Seite die Abschaffung der Hälfte der Klöster versprochen, sogar die Aufstellung eines Patriarchen in Aussicht gestellt wurde. Eine Anzahl von Predigern ist für diesen oder einen ähnlichen Plan gewonnen worden: sie behielten sich nur vor, dabei nichts gegen ihr Gewissen thun zu müssen; im Jahr 1673 hielt man die Sache für hinreichend vorbereitet, um sie vor eine in Charenton versammelte Synode zur Berathung zu bringen. Allein hier erschien doch die althugenottische, an ihrem Bekenntniß festhaltende Partei bei weitem als die stärkere. Die doppelte Besorgniß erhob sich, daß durch die Annahme neuer Formeln das Edict von Nantes zweifelhaft und jedes dagegen gemachte Zugeständniß zuletzt, wenn der Papst es verlange, widerrufen werden würde. In der Synode wurde der eifrigste Verfechter der Reunionsideen beinahe als Verräther betrachtet und für unfähig erklärt, geistliche Functionen zu vollziehen, bis

er sich gerechtfertigt habe.[1] Hierüber aber erwachte nun der Unwille des Königs, nicht allein, weil ein Entwurf, der ihm lieb war, scheiterte, sondern auch, weil er es unerträglich fand, daß es in seinem Reiche eine Partei gab, welche die Religion, zu der er sich bekannte, des Irrthums zieh und von ihm gesondert die rechte Wahrheit zu besitzen vermeinte. Von seinem Feldlager vor Mastricht verordnete er, daß die Verhandlungen der Synode nichtig seien und vor den Augen des königlichen Commissars zerrissen werden sollten.

Wenn der Krieg, in welchem Ludwig XIV. damals begriffen war, zugleich einen religiösen Charakter trug und, bei der Gefahr von Holland, das protestantische Gemeingefühl gegen ihn aufregte, so lag es nahe, ihm seine reformirten Unterthanen als Verbündete seiner Feinde erscheinen zu lassen. Von einer wirklichen Verbindung findet sich keine Spur; doch erschien sie als möglich;[2] und schon dieß war genug. In der großen Festung, zu welcher er Frankreich umgestaltete, sah der König mit Mißbehagen so viele Menschen, die wenigstens in Einer Beziehung mit seinen Feinden ein gemeinschaftliches Interesse hatten.

Ob es nicht zum Wesen eines großen Reiches gehört, entgegengesetzte Richtungen in seinem Innern aufkommen und gewähren zu lassen, so lange sie sich der Staatsgewalt nicht widersetzen, wäre erst die Frage; die entgegengesetzte Meinung jedoch ist die angenommene; nach dieser ist einem Reiche vor Allem Einheit nothwendig, das am strengsten geschlossene auch das mächtigste; jede innere Differenz eine Gefahr. Und wenn jemals ein Fürst, so war Ludwig XIV. von dieser Lehre durch-

1 Benoist: Histoire de l'édit de Nantes III, II, 265.

2 Auch der venetianische Gesandte gedenkt ihrer bei den Erwägungen, die zum Aachener Frieden führten. Als wahrscheinliche Folgen der Fortsetzung des Krieges erwähnen die Minister: L'armata navale d'Inghilterra nella riviera di Bordeos, quella d'Olanda alle Rocelle, gli Ugonotti in arme.

drungen.[1] In seinem Staate, wo jede Selbständigkeit von der höchsten Gewalt gebeugt war, oder sich ihr unterworfen hatte, erschien die auf ihrem eigenen Princip beruhende reformirte Genossenschaft als eine Anomalie.

Früher hatten Prinzen von Geblüt, auch später Magnaten ersten Ranges an der Spitze der Hugenotten gestanden, einige große Generale waren aus ihnen hervorgegangen, und die Rücksicht, welche ausgezeichneten Persönlichkeiten nicht versagt werden kann, war der ganzen Genossenschaft zu gute gekommen; jetzt aber war das nicht mehr der Fall: viele eben von den Vornehmsten waren übergetreten; andere hoffte man in Kurzem herüberzuziehen. Der Abfall in ihrer Mitte hatte den Credit der Confession selbst erschüttert. Ein Fürst, der dem Katholicismus anhing, weil er darin erzogen war und von dem inneren Rechte der religiösen Abweichung keinen Begriff hatte, wie Ludwig XIV., wurde leicht überredet, daß nur Hartnäckigkeit und Eigenwille die Absonderung aufrecht erhalte.

In dieser Stimmung, in der sich Mißkenntniß und Mißachtung, politisches Vorurtheil und persönliches Mißvergnügen vereinigten, empfing Ludwig XIV. jene Bewilligungen des Klerus von 1675, welche von eben so viel Ergebenheit zeigten, wie sie Nutzen brachten. Mit um so größerer Geneigtheit vernahm er dann auch ihre Vorstellungen, die ganz unumwunden gegen die Hugenotten gerichtet waren. Nach allen den Siegen, die Gott dem König verliehen, so lauteten sie, könne auch er nicht verweigern, was Gott durch den Mund der Geistlichkeit von ihm fordere, er könne dem Verleiher der Siege seine Dankbarkeit nur dadurch beweisen, daß er die Ketzerei in seinem Reiche ausrotte:[1] er werde alsdann zugleich ein Kriegsheld und ein reli-

[1] Wie Colbert Croissy dem brandenburgischen Gesandten später einmal wiederholt: l'importance et l'interest d'un si grand bien, que celui, de voir tous les sujets du royaume réunis dans une même religion. Spanheim 7. Januar 1686.

[2] En employant votre autorité pour l'entière extirpation de l'hérésie.

giöser Heros sein; man rühme von Augustus, daß er sein Land glücklich gemacht habe: das Heil der Kirche und des Staats zugleich werde sich an den Namen Ludwigs des Großen knüpfen. Nicht zwar in Bezug auf das Papstthum, aber in Bezug auf seine eigenen ausschließenden Rechte hielt der Klerus an den Begriffen der hierarchischen Jahrhunderte fest. Den Glaubenseifer und den Ehrgeiz des Königs suchte er für dieselben zu entflammen. Der König erwiderte, niemals habe eine Vorstellung einen größeren Eindruck auf ihn gemacht. So scheint es in der That: man darf annehmen, daß sein Entschluß damals, da die Treue der Protestanten ihm verdächtig war, die Hingebung des Klerus aber stärker als je erschien, gefaßt worden ist.

Wie er im Angesicht der allgemeinen politischen Vereinigung gegen ihn sich durch eine Erweiterung und Befestigung seine Grenzen zu sichern suchte, mochte sie an sich so wenig berechtigt sein, wie sie wollte, so gab er dem Gedanken Raum, die Protestanten zu vernichten, als er von ihren Glaubensgenossen nichts weiter zu erwarten hatte, vielmehr in ihnen ein Motiv künftiger Bewegungen erblickte.

So lange der Krieg währte, ließ sich nicht viel vornehmen: der König entschuldigte sich selber darüber mit der Bemerkung, daß es ihm so leid thue, wie dem Klerus nur immer: unmittelbar nach dem Frieden aber legte seine Regierung Hand an das Werk.

Sie kam zunächst auf den alten Gedanken zurück, alle die Wege der Gewaltsamkeit, die das Edict frei gelassen hatte, zur Beschränkung des reformirten Bekenntnisses zu benutzen; nichts zu erlauben, was in demselben nicht ausdrücklich verheißen, Alles zu verbieten, was darin nicht ausdrücklich erlaubt sei; und in diesem indirecten Drängen die Verführungen hinzuzufügen, die zu augenblicklicher Unterstützung für die Bedürftigen, oder für eine höhere Klasse in der Erwerbung der königlichen Gnade liegen konnten. Es ist ein peinliches Geschäft, aber

wir können uns demselben nicht entziehen, die Maßregeln, die man zu diesem Zweck ergriff, näher zu bezeichnen.

Die Summe der Fürsorge Heinrichs IV. für seine alten Glaubensgenossen lag darin, daß er die Parlamente zur Verification der den Protestanten für ihr Bestehen unentbehrlichen Gesetze nöthigte. Wie viel Mühe hatte es ihm gekostet, jene gemischten Kammern zu Stande zu bringen, auf denen alle Unparteilichkeit des Gerichts für sie beruhte. In dem Edict fand sich die Andeutung, daß dieß vielleicht in Zukunft nicht mehr nöthig sein werde. Darauf hin wurden die gemischten Kammern, an denen man schon eine Zeit daher rüttelte, geradezu aufgehoben, im Widerspruch mit einem Worte, das der König früher selbst hatte verlauten lassen.[1]

Von den Forderungen der Geistlichkeit im Jahre 1675 war eine der vornehmsten, daß der Uebertritt vom katholischen Glauben zum Protestantismus schlechthin verboten würde. Dies schien gegen einen Artikel des Edictes zu laufen, in welchem nicht allein den damaligen Reformirten, sondern auch denen, die es künftig sein würden, der Genuß ihrer Privilegien versprochen war; aber der Klerus legte den Satz dahin aus, daß er nicht von Solchen, die zu der Religion übertreten, verstanden werden dürfe, sondern nur von Denen, die in derselben geboren seien. Diese Erklärung nahm der König jetzt an. Der Versammlung des Klerus im Jahr 1680 machte er bekannt, daß er das Verbot, und zwar unter den härtesten Strafen, erlassen habe. Gemischte Ehen wurden aus demselben Grunde schlechthin untersagt. Man wollte keine Wehemütter reformirten Glaubens mehr dulden. Der Verordnung, daß jedes Kind binnen 24 Stunden getauft werden müsse, lag das Motiv zu Grunde, daß die Taufe dann wegen der Entfernung der Prediger meistens durch katholische Priester vollzogen werden würde. Wenn bisher das Alter,

[1] Articles concernant la religion, lesquels MM. les Archevêques etc. en 1675 supplient le roi de leur accorder. Jeder Artikel ist mit einer Preuve versehen.

in welchem es den Kindern der Reformirten frei stehen sollte, zum Katholicismus überzutreten, auf das vierzehnte Jahr für das männliche, auf das zwölfte für das weibliche Geschlecht bestimmt gewesen war, so erklärte man jetzt das siebente Lebensjahr für genügend und die Kinder für berechtigt, eine Pension zu ihrer Erhaltung von den Aeltern zu fordern:[1] gleich als hätte man absichtlich Hader in die Familien bringen und die Aufwallungen Unzurechnungsfähiger begünstigen wollen. Jedes Mittel schien recht, um den Uebertritt zum Protestantismus unmöglich zu machen, den Uebertritt zum Katholicismus zu begünstigen.

Eine andere Forderung der Versammlung von 1675 war gewesen, daß die Reformirten nicht mehr so leicht und so zahlreich wie bisher bei der Steuerverwaltung angestellt, von den Generalpachten der Einkünfte aber vollkommen ausgeschlossen würden;[2] denn es sei nicht zu dulden, daß der größte Theil der Reichthümer der Provinzen in ihre Hände gerathe und ihnen die Autorität zu Theil werde, welche Denen zufalle, die die Geschäfte des Königs verwalten. Unmöglich konnte diese Neuerung den Finanzen förderlich sein: bei der Veränderung der Pachtungen sah man sogleich einen Verlust von einer halben Million voraus.[3] Es erhellt jedoch nicht, daß sich Colbert dem widersetzt habe; die Agenten des Klerus versichern vielmehr, durch seine eigene Frömmigkeit und die des Königs bewogen, habe er die Hand dazu geboten. Genug, die Reformirten wurden von den Finanzen, den Pachtungen, so wie der Marine ausgeschlossen; sie wurden ihrer städtischen Aemter, ihrer Communaldienste beraubt. Die reformirten Prediger hatten sich bisher

[1] Nicht ganz neu war die letzte Bestimmung: sie ward eben in den Articles concernant la religion der Versammlung von 1685 abermals zur Sprache gebracht: der Präsident sollte in entstehenden Schwierigkeiten zu entscheiden haben.

[2] Articles concernant la religion etc. von 1675 §. 44.

[3] Rapport d'agence par M. de Valbelle 1680. Pr. Verb. V. P. Just.

auf den Grund eines Artikels in dem Edict der Exemtion von der Taille erfreut; der Klerus fand eine Auslegung der Worte, nach der ihnen dieses Vorrecht entzogen wurde, während Die, welche sich fügten, Gnadengeschenke erhielten, zu denen besondere Fonds gestiftet waren: lange Zeit war Pelisson mit Vertheilung dieser Gaben beauftragt. Die Reformirten verloren selbst die Privilegien des Ranges, den sie in Folge königlicher Briefe oder höherer Aemter erworben hatten, ihre Wittwen die Rechte, die sich für sie daran knüpfen mochten. Andere wurden aus den Collegien der Sachverständigen verwiesen: nachdem ihnen tausend andere Erwerbszweige genommen waren, so ward endlich auch das Recht zur Ausübung eines Handwerks an das kirchliche Bekenntniß geknüpft.

Von der Methode eines so gut wie directen Zwanges, welche einige Intendanten im Jahr 1681 in Anwendung brachten, — wir werden ihrer sogleich weiter gedenken — stand die Regierung selbst damals noch ab, aber sonst ließ sie nichts unversucht, was zu ihrem Zwecke führen konnte.

Das Verderblichste war jenes Verbot der Aufnahme eines Katholiken in die kirchliche Gemeinschaft der Reformirten; jede Theilnahme an einer solchen Handlung, sogar die Zulassung der Neubekehrten, die etwa zu ihrem alten Glauben zurückkehren wollten, zur Abendmahlsfeier wurde als ein Verbrechen betrachtet, das ein Interdict für die Kirche, in der es begangen worden, und für den Prediger, der dazu geholfen habe, herbeiführte. Beleidigungen des katholischen Cultus reichten an sich schon hin, um eine Kirche, wo solche vorgekommen waren, zu schließen oder zu zerstören. Die Kirchen waren den katholischen Geistlichen das Widerwärtigste: im Ruin einer Kirche sahen sie einen Gewinn auf immer. Die Parlamente boten ihnen die Hand dazu. Unter sehr nichtigen Vorwänden verdammte das Parlament zu Guyenne die Kirche zu Bordeaux, das Parlament der Bretagne die Kirche zu Rennes zur Zerstörung. Das Parlament der Normandie machte den Predigten in Havre de Grace

und Rouen ein Ende und traf Anstalt, die beginnende Auswanderung zu verhindern: in den Häfen von Dieppe, Honfleur, Havre durchsuchte man Schiffe und Häuser, um die Flüchtlinge zurückzuhalten: ihre Güter wurden versteigert. Das Parlament von Paris erwarb sich den guten Ruf, daß es unzweifelhafte Ungerechtigkeiten vermeide; am schonungslosesten, wie von jeher, so auch jetzt, verfuhr das Parlament von Toulouse. Eine Menge von Kirchen hat es unter dem einen oder dem andern Vorwand sperren oder zerstören lassen. Wir erfahren, daß dießmal nicht, wie vor Alters, die Wuth des Volkes diese Handlungen unterstützte. Gar manche Katholiken äußerten, wie ein deutscher Bericht sagt, ihr Befremden über diese Anordnungen: wäre das gemeine Volk, so heißt es da, in derselben Stimmung [1] wie die Häupter, so würde Niemand sicher sein.

In dieser bedrängten Lage zeigten die französischen Reformirten Würde und Haltung.

Manche haben den Gehorsam gegen das eine und das andere Edict mit dem Worte versagt, der König habe über ihr Leben, ihr Hab und Gut zu verfügen, nicht über ihr Gewissen. Wie Viele sahen sich ihres Lebensunterhaltes beraubt, ihre Familien an den Bettelstab gebracht, dennoch hielten sie aus. Unter den Gebildeten galt es für eine Ehrensache, um keines Vortheils willen, noch wegen irgend eines Verlustes die Religion zu wechseln. Eine gewisse Größe athmet, was von der Bevölkerung der Cevennen berichtet wird. In St. Hippolyt war die Kirche, in der sie sich zahlreich zusammenzufinden pflegten, zerstört worden: auf die Nachricht, daß in Montpellier ein Buß- und Bettag gehalten werde, um von Gott die Abwendung fernerer Strafen zu erflehen, erhoben sich bei 6000 Männer, um dort an dem Gottesdienst Theil zu nehmen. Der Intendant erschrak, als sie die Straße daher zogen, und bat

[1] Johann Beck 28. Juni, 5. Juli 1680, „so ausgelassen gegen die von der Religion als die Häupter."

sich bereits von dem Gouverneur Truppen gegen sie aus. Aber sie waren ohne Waffen und Wehr gekommen; Jedermann erkannte, daß ihre einzige Absicht war, ihr Gebet dem Gebet ihrer Brüder hinzuzufügen: die Predigt, welche gehalten ward, galt nur der inneren Bekehrung; kein anderer Beschluß wurde gefaßt als der, schlecht und recht zu leben, ohne allen Aufwand, in christlicher Freundschaft. Bei siebzig Familien, welche in altem Hader mit einander lagen, hielten ein Versöhnungsfest. Ruhig, wie sie gekommen, und unbelästigt zogen die braven Leute wieder nach Hause. [1]

Nur einmal hatte eine Demonstration stattgefunden, von der man nicht sagen konnte, daß sie sich ganz innerhalb der gesetzlichen Ordnung hielt. Eine Anzahl Deputirter der Provinzen Ober- und Niederlanguedoc, Vivarais, Cevennen, Dauphiné, im tiefsten Geheimniß gewählt und in Toulouse versammelt, faßten den Beschluß, daß sich die Gemeinden auf einen bestimmten Tag überall in den verbotenen Kirchen oder den Ruinen der zerstörten versammeln und hier ihre Psalmen, besonders die auf den Zustand der Kirche bezüglichen, auf den Knien liegend beten sollten. Der Versuch — wenn er einer Entschuldigung bedarf, so ist er derselben doch auch überaus würdig — wurde wirklich gemacht, und zwar zugleich in Vivarais, Dauphiné und den Cevennen. Hierüber zuerst erwachte die alte Antipathie in den umwohnenden Katholiken, gleich als sei irgend eine Gewaltsamkeit, eine Selbsthülfe im Werke, der sie ihrer eigenen Sicherheit wegen nicht zusehen dürften: sie griffen zu den Waffen. Auch ein paar hundert Protestanten bewaffneten sich: zum Schrecken mehr der friedlichen Mehrzahl ihrer Glaubensgenossen, die nicht an das Recht des Widerstandes gegen die höchsten Gewalten glaubte, als ihrer Gegner. Truppen wurden herangezogen und stellten sofort die volle Unterwürfigkeit wieder her. Dann ward eine Amnestie verkündet, aber die Anstifter

[1] Aus den Relationen Johann Becks 11. April 1681.

blieben der Strafe vorbehalten. In den Kerkern von Toulouse sollen einmal sechzig Prediger zugleich geschmachtet haben.

Einer Gesinnung, wie sie die Protestanten an den Tag legten, gegenüber konnten ihre Widersacher wohl nicht lange die Hoffnung festhalten, durch Beschränkungen und Herabwürdigungen, Strafe oder Verführung etwas Nachhaltiges auszurichten. Schon verlauteten auch, mit Ermahnungen gepaart, die ernstesten Drohungen.

Die Klerusversammlung von 1682 meinte durch ihren Widerspruch gegen die Infallibilität und weltliche Machtvollkommenheit des Papstes die Bekehrung der Protestanten zu erleichtern; denn hauptsächlich sei es ja die Lehre von der Omnipotenz des römischen Stuhls, was ihren Abfall veranlaßt habe. Mit einem gewissen Selbstgefühl über seine Freisinnigkeit hielt es der Klerus für zeitgemäß, noch einmal einen systematischen Bekehrungsversuch zu machen. Die Argumente wurden zusammengestellt, mit denen man bisher die protestantischen Doctrinen bekämpft hatte, und den Bischöfen so wie den mit der Mission an die Protestanten Beauftragten mitgetheilt; die Versammlung forderte die ganze Geistlichkeit zu erneuten Anstrengungen auf: an die Reformirten selbst, „ihre Brüder von der calvinistischen Secession," wandte sie sich mit einer salbungsvollen Ermahnung, von dem Schisma abzulassen; der König befahl, dieselbe den Consistorien mitzutheilen. Wenn er selbst dabei die Beobachtung der Edicte seiner Vorfahren aufs Neue zusichert, so lautet die Ansprache der Bischöfe nicht so harmlos. Würden, so heißt es darin, die Reformirten auch diese Mahnung aus der Acht schlagen, so würde ihr dadurch um so mehr alle Entschuldigung verlierender Irrthum auch ein ohne Vergleich schwereres Unglück über sie hereinziehen.[1]

[1] Et parceque cette dernière erreur sera plus criminelle en vous que toutes les autres, vous devez vous attendre à des malheurs incomparablement plus épouvantables et plus funestes que tous ceux

Die Ansprache ward in Güte mitgetheilt und mit Ehrerbietung empfangen: Wirkung aber konnte sie nicht hervorbringen. Daß darin der Papst gerühmt ward, mit welchem doch ein heftiger Streit entbrannt und der so schwer verletzt war, erschien den Reformirten als eine verwerfliche Zweizüngigkeit. Was konnte es sie fördern, wenn zwar das Ansehen des Papstthums geschwächt, aber dagegen die nicht weniger drückende Autorität des Klerus vermehrt wurde. Sie waren in der Sache mehr für den Papst als den König. Noch befürchteten sie jedoch trotz der Drohungen von dem König nicht das Aeußerste; sie meinten, er werde List und Gewalt gegen sie brauchen, aber ein so feierlich genehmigtes, altanerkanntes, als unwiderruflich bezeichnetes Gesetz, wie das Edict von Nantes, geradezu aufzuheben, werde er nicht wagen. Was solle fest bleiben, wenn dieß umgestürzt werde? wer solle sich jemals auf etwas, wozu er sich verpflichtet habe, verlassen? was werde Europa dazu sagen?

Ohne Zweifel hatte die Rücksicht auf Europa seither noch eine gewisse Zurückhaltung bewirkt. Denn noch schwebten die Verhandlungen über Krieg und Frieden in Deutschland und den Niederlanden. Mehr als einmal hat Avaux des schlechten Eindrucks erwähnt, welchen die Nachrichten von den über die Protestanten verhängten Bedrängnissen im Haag machten, der Entwürfe, welche die Gegner des Königs darauf gründeten.[1] Eifrige Reformirte, die Republicaner in den Niederlanden, der Kurfürst von Brandenburg, waren eben die besten Verbündeten

que vous ont attirés jusqu'à présent votre révolte et votre schisme. Bei weitem stärker als in der lateinischen Fassung: quemadmodum hic error vester novissimus erit pejor priore, sic erunt novissima vestra pejora prioribus.

[1] Vgl. Avaux Négoc. I, 132. Avaux schrieb dem König Oct. 1681, nach einer Mittheilung der Bürgermeister von Amsterdam, der Prinz von Oranien und damals auch der König von England dächten daran „de susciter des affaires au roi dans le dedans du royaume par le moyen de ceux de la religion prétendue réformée qui étoient maltraités“ (ib. 99).

Frankreichs: die französische Regierung durfte das Verständniß mit ihnen nicht dadurch in Frage stellen, daß sie ihre Glaubensgenossen geradehin mißhandelte. Jetzt aber war der Waffenstillstand durchgeführt, die europäischen Mächte hatten sich vor der vollzogenen Gewaltthat abermals gebeugt; von keiner Seite war eine eigentliche Rückwirkung zu fürchten. Ohne alle Besorgniß konnte die Regierung das Maß indirecter Nöthigung erfüllen.

Das Verfahren, zu welchem sie sich dann entschloß, hat folgenden Ursprung.

Noch immer herrschte in Frankreich die so oft verdammte und bekämpfte Willkür bei der Eintreibung der Taille; wir finden wohl, daß Intendanten ein Dorf gegen andere erleichterten, um damit einem Gönner bei Hof, dem es gehörte, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Dieß Verfahren wandte man nun auf das religiöse Verhältniß an, um die Zahl der Bekehrungen zu vermehren. Man nahm den Katholischen oder Uebertretenden die Hälfte der Last ab und warf sie auf die Protestanten; man nannte das, da die Gnadengeschenke dabei gespart wurden: Seelen gewinnen, ohne daß es den König Geld koste.[1] Schon im Jahre 1681 war man nun aber zunächst in Poitou darauf gekommen, die Einquartierung der Truppen zu diesem Zwecke zu benutzen. Es erhellt nicht deutlich, ob die Erfindung dieser quälerischen Maßregel dem Intendanten oder dem Minister angehört;[2] genug, auch in den höchsten Regionen war man damit einverstanden. Bei den protestantischen Familienvätern wurden noch einmal so viel Reiter eingelegt, als bei

1 Aus einer Depesche des englischen Gesandten Savile: that whilst they get souls to god the almighty, the king may loose no money (25. April 1681).

2 Rulhieres beklagt, daß er sich die Briefe Marillacs nicht habe verschaffen können: er theilt das Schreiben von Louvois mit (18. März 1681), in welchem die Anordnungen enthalten sind. Éclaircissements historiques sur les causes etc. I, 201.

den katholischen; denjenigen, die sich bekehrten, die Einquartierung abgenommen. Damals jedoch, wie gesagt, hielt man damit noch inne. Der Widerwille, der innerhalb des Landes und außerhalb dadurch erweckt wurde, war so allgemein, daß die Anordnung zurückgenommen und der Intendant von Poitou, Marillac, der sie provocirt zu haben scheint, abberufen wurde.[1]

Jetzt aber, unter veränderten Umständen, kam man, und zwar abermals auf den Anlaß eines eifrigen Intendanten, darauf zurück.

Es war Nicolas Joseph Foucault, der an der Justizreform Colberts mitgearbeitet hatte und dann durch diesen Staatsmann von Stelle zu Stelle befördert worden war. Schon als Intendant von Montauban hat er, wie er selbst erzählt, bei Louvois in Vorschlag gebracht, ein paar Schwadronen Reiterei nach seinen Bezirken kommen zu lassen, um die Missionare zu unterstützen. Er gehörte zu den Leuten, die durch das Interesse des öffentlichen Dienstes, wie sie ihn verstehen, über jede andere menschliche Rücksicht erhaben zu sein glauben, denen zugleich daran liegt, die Stufe, welche sie erreicht haben, zu behaupten und durch die Gunst der Mächtigen, die sie mit jedem Mittel zu erwerben bereit sind, noch höher zu steigen. Er war seitdem nach Pau versetzt worden; in der zweiten Hälfte des Jahres 1684 finden wir ihn in Paris. Er erzählt selbst, wie er einst in einer langen Audienz dem König eine Karte von Bearn vorgelegt und ihm nachgewiesen habe, daß es in dem Lande für seinen Umfang zu viele reformirte Kirchen gebe; er gab den Rath, deren funfzehn zu schließen; als zu belassende aber brachte er nur solche in Vorschlag, — an Zahl ihrer fünf, — von denen er schon wußte, daß Dinge darin vorgegangen waren, welche zu einer Schleifung derselben berechtigten; mit einer königlichen Verfügung gegen die ersten und

[1] Da das zurücknehmende Schreiben (für Limoges) schon vom 20. Juni ist (Rulh. 219), so kann es nicht eigentlich als die Folge der Proclamation Carl II. vom 28. Juli betrachtet werden.

mit den Richtersprüchen des Parlaments gegen die andern gerüstet, hoffte er alle Kirchen und Kanzeln in diesem Mutterland des französischen Protestantismus zu vernichten. Seine Vorschläge scheinen durch den guten Ruf, selbst den der Billigkeit und Milde, den er noch genoß, unterstützt worden zu sein; er sprach dem König von der Verehrung, mit welcher die Landsleute Heinrichs IV. dem Enkel desselben zugethan seien, und rühmt sich, eine überaus gnädige Erwiderung nach dem Lande mitgenommen zu haben. Der König empfahl dem Kanzler und den übrigen Ministern die Denkschriften und Pläne, die ihnen Foucault übergeben werde, ohne daß man doch beurtheilen könnte, wie weit bis ins Einzelne er von ihnen Kunde gehabt habe.[1] Schon genug, daß er sich ihnen nicht widersetzte.

Es dauerte einige Monate, ehe Foucault seine Instructionen erhielt; sie fielen in dem von ihm befürworteten Sinne aus; im Februar 1685 traf er wieder in Bearn ein.

Er begann damit, die funfzehn als überflüssig bezeichneten Kirchen, nachdem das Parlament das Edict darüber registrirt hatte, zerstören zu lassen; binnen sechs Wochen war dieß Werk vollbracht. Hierauf ersuchte man ihn, dafür zu sorgen, — und selbst bei einem der Minister des Königs, Colbert Croissy, fand dieser Wunsch Beifall, — daß die übrigen fünf zur Aufnahme einer größeren Menschenzahl eingerichtet würden; wie wenig aber kannte man ihn da. Vielmehr brachte er nun die Contraventionen gegen die Edicte zur Sprache, welche in denselben vorgefallen sein sollten: eine Kirche nach der andern ließ er verdammen und dann zerstören. Ende Mai waren auch die beiden letzten zu Grunde gerichtet. Kein Prediger ward in dem kleinen Lande oder in der Nähe der Grenzen geduldet.

Nachdem die Prediger entfernt worden, begannen die Jesuiten ihre Missionsthätigkeit mit ungestörtem Eifer. Eben mit

[1] Mémoires de Messire Nic. Jos. Foucault bei Bernier: Mém. secrets etc. de la cour de France par le Marquis de Sourches II, 270.

den Führern der Jesuiten, dem Erzbischof Harlay von Paris und dem Beichtvater des Königs, Pater la Chaise, stand Foucault in Verbindung. Höchst auffallend, daß auch diese im Rufe der Milde und Mäßigung standen. Hauptsächlich durch solche Eigenschaften war La Chaise zu seinem hohen Posten empfohlen worden; Harlay hatte früher als Erzbischof von Rouen die Reformirten sogar gut behandelt.[1] Es scheint, als sei jetzt ihr Gedanke gewesen, ihre durch den Gegensatz gegen den Papst beinahe zweifelhaft gewordene Rechtgläubigkeit durch die Vernichtung der Protestanten um so glänzender zu beweisen. Ueberdieß aber: wenn sie es vollbrachten, so konnte es ihnen nicht fehlen, vollends Meister der französischen Kirche und zugleich des Königs selber zu werden. Denn in dieser Richtung bewegte sich nun dessen religiöser Ehrgeiz. La Chaise ließ Foucault wissen, daß er seine Berichte dem König vorlege, der mit Wohlgefallen Kenntniß von ihnen nehme. Man kann denken, wie viel dem Intendanten daran lag, von immer größeren, unerwarteteren Erfolgen Bericht erstatten zu können.

Nicht allein der Mission jedoch wollte er sein Unternehmen anvertrauen: zur Unterstützung derselben forderte er Truppen von Louvois, nicht, wie er sagte, um Thätlichkeiten auszuüben, wofür er vielmehr einstehe, sondern nur um Furcht einzuflößen. Und, wie er erwartet habe, erzählt er, ganz so sei es gegangen: bei der ersten Nachricht von der Annäherung der Compagnien seien in ein paar kleinen Ortschaften Hunderte von Bekehrungen erfolgt.

Im April meldete er, daß seit seiner Rückkehr ins Land 150 Familienväter zum Katholicismus übergetreten seien, mit ihren Kindern und Familien achthundert Seelen; Anfang Juni zählte er 5000 neue Bekehrungen auf, die ihm auf seine Weise

[1] Spanheim, Relation de la cour de France, sagt von dem Beichtvater: Il avait fait paroître un esprit doux, traitable et modéré; und von dem Erzbischof: il avait donné les preuves d'un naturel doux, traitable, bienfaisant et même assez commode envers les gens de la religion.

gelungen waren; im Juli überhaupt 16,000 Bekehrungen; am Ende dieses Monats berechnete er, daß von 21,000 Anhängern der reformirten Religion nur noch 1000 übrig seien. In der Stadt Orthez waren von 1000 nicht mehr als 200 dem Bekenntniß treu geblieben. Foucault spottete über den Leichtsinn der Bearner und über ihre Prediger, „falsche Hirten, die ihre Heerden verlassen haben." Er hatte sie selbst verjagt.

Aus seinen Nachrichten sollte man schließen, daß die Mission, die Furcht und seine Unerschütterlichkeit Alles gethan; er machte sich ein Verdienst daraus, daß er die Einwirkungen des Ministers, oder des Bischofs von Lescar, welche noch einige Nachgiebigkeit erwarten ließen, abgewehrt habe. Und es mag sein, daß, wo sich die Menschen aus bloßer Furcht unterwarfen, keinerlei Gewaltthätigkeit erfolgte. Wo aber dem Befehl, welchen man als den des Königs verkündete, die Religion zu verändern, nicht sofort Folge geleistet wurde, in solche Ortschaften drangen die Dragoner mit gezogenem Schwert ein und betrugen sich wie in einem eroberten feindlichen Platze. Es ist allzuwohl bezeugt, um bezweifelt werden zu können, daß sie gegen Alte und Junge, Reiche und Arme, Männer und Frauen Mißhandlungen ohne Ende begingen, die ruchlosesten an denen, welche am standhaftesten waren.[1]

Bis an den Hof drangen die Klagen der Mißhandelten nicht; man hörte hier nur von den großen Erfolgen. Louvois, vielleicht eifersüchtig über dieselben, da sie von dem Erzbischof und dessen Freunden ausgingen, faßte den Gedanken, die umfassende Macht, die ihm zustand, zur Anwendung einer ähnlichen Verbindung militärischer und administrativer Gewalt mit

[1] Vgl. unter andern das Schreiben aus Perigord 5. Sept., das damals gedruckt wurde: „Sie haben nichts vergessen, was auch unmenschlich scheinet, sie haben die Häuser niedergerissen, die schönsten Mobilien und Hausrath in Stücke geschlagen, die alten Männer, deren graues Haupt sonst von jedermann respectirt wird, haben sie braun und blau, ja zu Boden geschmissen, die Frauen und Jungfrauen haben sie geschändet."

jesuitischer Mission über das ganze südliche Frankreich hin zu brauchen. So eben wurde auf Anlaß diplomatischer Irrungen mit Spanien eine Abtheilung des Heeres nach den Pyrenäen geschickt; diesen Marsch brachte er mit den Bekehrungsabsichten in Verbindung. Die Instruction ist vorhanden, in welcher die Art und Weise, wie dieß geschehen sollte, näher angegeben wird. In den Städten und Flecken sollten die Truppen eben nur bei den Reformirten einquartiert werden und denselben zur Last fallen, so lange, bis sie sich bekehren würden; aus keinem Orte aber sich entfernen, bevor nicht die Zahl der Bekehrten die der sich Weigernden um das Dreifache oder Vierfache übersteige. Eine gewisse Schonung ward für die Familien der Wohlhabenderen empfohlen, um diese nicht zur Flucht zu veranlassen, welche für die Provinzen nachtheilig sein könnte.[1] Denn nicht allein Fanatismus und Haß lagen hier zu Grunde; ein Jeder berechnete, was im Allgemeinen und für ihn persönlich daraus folgen könne.

Zuerst in Guyenne und dem Bezirke von Montauban ward dieß Verfahren angewendet; es hatte eine ungeheure Wirkung. Denn seit mehr als vierzig Jahren waren die Menschen an den tiefsten Frieden gewöhnt; sie hatten einen natürlichen Abscheu, Gewaltsamkeiten über sich hereinzuziehen; vor denen, die von diesen Kriegsvölkern zu erwarten seien, eine durch die Nachrichten von Bearn vermehrte Furcht; bei der Annäherung der Truppen ergriff sie ein allgemeiner Schrecken; da sich allenthalben Einige fanden, die den Uebrigen vorangingen, so folgte der Uebertritt in Masse. Viel trug dazu bei, daß auch bedingte Unterwerfungen angenommen wurden; z. B. die Anerkennung der katholisch-apostolisch-römischen Kirche, wie sie zu

[1] Instruction von Louvois: en sorte que lorsque S. M. voudra ne plus permettre l'exercice de cette religion dans son royaume, il n'y ait plus à appréhender que le petit nombre de religionnaires qui resteront, puissent rien entreprendre. (Noailles, hist. de Mme de Maintenon, t. IV, p. 101.)

den Zeiten der Apostel gewesen sei. Das Wort katholisch genügte, welchen Begriff man auch mit demselben verbinden mochte. Im Anfang des Septembers zählte man bereits 60,000 Bekehrungen in Guyenne, 20,000 im Gebiete von Montauban. Boufflers, der hier die Vertheilung der Truppen geleitet, wandte sich nun nach Saintonge. In Languedoc vertrat damals der Herzog von Noailles die Stelle des Gouverneurs; man versichert, daß in Folge seiner Anordnungen binnen drei Tagen 60,000 Bekehrungen in Nismes ausgesprochen wurden; Montpellier ging in Folge einer Deliberation des Stadtraths über; im October war bereits ein Drittheil von Gevaudan herbeigebracht; ehe die Truppen kamen, geschah die Unterwerfung; Noailles wußte in Kurzem nicht mehr, was er mit denselben anfangen sollte.[1] So ging es überall. In Dauphiné zählte man binnen vierzehn Tagen 30,000 Bekehrungen; für Bas-Poitou reichte ein einziges Regiment hin. Lange hatte Rochelle die Einquartierung anderer Truppengattungen ausgehalten: als aber die Dragoner kamen, unterwarf sich die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden. Alle diese durch den Protestantismus einst namhaft gewordenen Städte und Provinzen, in denen das reformirte Bekenntniß so freudig empfangen, so tapfer behauptet worden war, beugten sich ohne Schwertstreich und Blutvergießen; die Erwartungen Derer, welche diese Maßregeln angeordnet hatten, wurden durch den Erfolg derselben übertroffen.

Indem dieß aber so geschah und nun alle Tage Nachrichten von dem Uebertritt der Hugenotten in Masse bei Hofe eintrafen, trat man daselbst dem letzten Gedanken näher, den man bisher durchblicken zu lassen sorgfältig vermieden hatte. Noch wenige Monate vorher hat die Versammlung des Clerus ausdrücklich ausgesprochen, daß sie zwar Grund hätte, bei dem König auf die Abschaffung des Edicts von Nantes zu dringen, daß sie es jedoch nicht thue. Nun aber ward aus den Ereig-

[1] Mémoires de Noailles, Pet. 71, 271.

nissen selbst ein Motiv dafür entnommen. Wo die Umkehr zum Katholicismus noch verweigert werde, beruhe das auf der Meinung, daß der Wille des Königs nicht unzweifelhaft ausgesprochen sei, so lange er das Edict noch nicht widerrufen habe; die Erklärung der Intendanten und der Kriegsbefehlshaber genüge noch nicht; man müsse officiell erfahren, daß der König keine andere Religion als die katholische in seinem Reiche dulden wolle.

War nun aber von einem so entscheidenden Schritte, wie der Abschaffung des feierlich bestätigten Edictes, die Rede, so mußten darüber ernstliche und reifliche Berathungen gepflogen werden. Vor Allem kam noch einmal das Verhältniß zu England in Betracht. Denn verhielt es sich nicht so, daß der Antheil, welchen Carl I. an der Abkunft von 1626 genommen, die Politik, die ihn zum Frieden von 1629 bestimmt hatte, der englischen Regierung auch die Pflicht auferlegte, über die Erfüllung der Versprechungen zu halten, welche Richelieu damals machte? Später waren den Protestanten die Beziehungen zu Cromwell, der sie zu den Waffen hätte aufrufen können, zu Statten gekommen. Selbst Ludwig XIV. hatte sich einmal im Jahre 1669, um nicht die Feindseligkeit des englischen Parlaments auf sich zu ziehen, zu Zugeständnissen, die ihm bereits schwer wurden, bewegen lassen. Als die Verfolgungen zum Ausbruch kamen, ist Carl II. von England von seinem Gesandten in Paris an die Garantie von 1626 und an die Pflicht, die er als erster protestantischer Fürst habe, sich der französischen Reformirten wenigstens durch eine Declaration zu ihren Gunsten anzunehmen, erinnert worden.[1] Man sagte zwar, dann werde

[1] Savile an Carl II. 11. Juli 1681. Er machte ihn aufmerksam auf „the number of french seamen of this religion, their willingness and easiness of transportation of the considerable number of wealthy people ready with great sums to come over to you.“ Am 20. Aug. dankt er dem König im Namen der französischen Protestanten für seine Fürsorge, verspricht davon gute Folgen (State papers office).

sich Ludwig XIV. der Katholiken in England annehmen wollen, aber welch ein Vergleich sei das: in England führe man die bestehenden Gesetze aus, in Frankreich breche man sie. Carl II. hatte hierauf am 28. Sept. 1681 in der That eine Ordonnanz erlassen, in welcher er den Flüchtlingen, die nach England kommen würden, das Bürgerrecht, so weit er es verleihen konnte, und mannigfaltige Erleichterungen zusagte, das Recht der Naturalisation, sobald sich wieder ein Parlament versammelt haben werde:[1] der Gesandte sprach ihm dafür die Erkenntlichkeit der Protestanten aus. Ich weiß nicht, ob Ludwig XIV. bei Lebzeiten Carls II., dessen er nie sicher war, die äußersten Schritte gethan hätte; wenigstens würde es ihm Unterhandlungen und ansehnliche Geldsummen gekostet haben. Jetzt aber war Jakob II. auf den englischen Thron gestiegen, ein Fürst, der seinen Entschluß, den Katholicismus in England wieder herzustellen, unumwunden vor sich hertrug. Die Empörung Monmouths machte doch einen gewissen Eindruck in Frankreich in Beziehung auch auf die religiöse Angelegenheit, aber bereits im Juni war sie gedämpft worden, Jakob II. in vollen Besitz der königlichen Gewalt gekommen.[2] Welchen Antheil konnte ein Fürst wie dieser den Protestanten widmen? Es war nicht einmal nöthig, ihm die Subsidien, die er auf das Dringendste nachsuchte, zu bewilligen:[3] Frankreich durfte ohnehin auf ihn zählen.

Eine andere Frage war, ob das Edict rechtlich aufgehoben werden könne. Durch eine Familienerinnerung werden wir unterrichtet, daß dieselbe in einem Gewissensrath, welchem zwei Theologen und zwei Rechtsgelehrte beiwohnten, erwogen und bejahend entschieden worden ist. Der Generalprocurator des

[1] Vgl. Benoist III, II, 291.

[2] Die handschriftliche Gazette sagt am 18. April: la cour icy voulant savoir s'il n'y passera quelque chose qui puisse répondre aux intentions qu'on a de faire donner le dernier coup par l'assemblée prochaine du clergé à l'extirpation des Huguenots.

[3] Vgl. Dalrymple III, 44.

Parlaments von Paris ward im October 1685 nach Fontainebleau beschieden, um darüber gehört zu werden. Das vornehmste Argument, auf welches man das Recht der Widerrufung gründete, war die Thatsache der vorangegangenen Bekehrungen selbst. Diese seien, sagte man, so über alles Erwarten zahlreich, daß der Grund wegfalle, aus welchem das Edict einst gegeben worden: die Besorgniß vor einem bürgerlichen Krieg; mit dem Grunde aber falle auch die Wirkung.[1] Die Juristen hielten es für erlaubt; die Theologen drangen darauf, als auf die Erfüllung einer religiösen Pflicht.[2] Es war so eben die Zeit der Vacanzen im Parlament, das sich erst am Martinstage im November wieder versammelte, aber jeder Verzug erschien wie ein Verlust. Die während der Ferien fungirende Commission des Parlaments registrirte das Edict am 22. October; schon einige Tage früher war es mit dem großen Siegel versehen worden. Schon am 21. wagte man nicht in Charenton zu predigen.

Auch in dem Erlaß selbst bezeichnete der König als das vornehmste Motiv desselben, daß der größere und bessere Theil der Reformirten sich bereits mit den Katholischen wieder vereinigt habe. Das Bekenntniß an sich verbot er darin nicht; er erlaubte den Reformirten freien Handel und Wandel, aber die Religionsübung untersagte er ihnen unbedingt: ihre Kirchen sollten ohne Ausnahme zerstört, Versammlungen auch nicht in Privathäusern geduldet werden. Die Prediger wurden sammt

[1] So berichtet Spanheim 22. Oct. 1685 seinem Kurfürsten. Il y a quelques jours, que la résolution tut enfin prise à Fontainebleau où le procureur général du parlement avoit été appelé pour en venir à la suppression ouverte de l'édit de Nantes, sur ce fondement de ces grandes et générales conversions, comme on les appelle, arrivées dans le royaume et ainsi de la cause comme cessante qui avoit donné lieu au dit édit et à ce qui en résulte.

[2] Que si S. M. le pouvoit licitement, elle le devoit. So läßt der Herzog von Bourgogne schon den Gewissensrath entscheiden. Proyart, Vie du dauphin II, 105.

und sonders verbannt, keinem Andern aber von des Königs Unterthanen vom reformirten Bekenntniß sollte es gestattet sein, das Reich zu verlassen. Die, welche es versuchen, und Die, welche es begünstigen würden, namentlich die Schiffscapitäne wurden mit den härtesten Strafen bedroht.

Betrachtet man den Wortlaut des revocirenden Edictes, so unterscheidet es sich von den ein Jahrhundert früher während der Ligue erlassenen dadurch, daß diese auch das Privatbekenntniß nicht dulden, was Ludwig XIV. vorbehielt. Dagegen aber erlaubten jene die Auswanderung, die er verbot. Das neue Edict nähert sich am meisten dem politisch-religiösen Standpunkt, den Catharina Medicis nach dem Blutbad der Bartholomäusnacht einnehmen zu sollen glaubte. Sie hat damals Gewissensfreiheit zugelassen, nur die Ausübung der Religion untersagt und zugleich die Heimkehr aller aus dem Lande Geflüchteten geboten, unter Androhung der härtesten Strafen. Im Edict von 1685 finden sich dieselben Versprechungen, dieselben Drohungen. Wenn sich aber damals zeigte, daß diese Unterscheidung nicht haltbar sei, und Jedermann doch zu dem Uebertritt gezwungen werden würde, so trat das auch jetzt sofort an den Tag. Befehlshaber von hohem Ansehen, wie Noailles, beklagten sich bei dem Kriegsminister über die eingeschaltete Clausel,[1] denn sie verhindere die Vollendung der Conversion; schon sehe man an Vielen Reue über ihren raschen Entschluß und Enthaltung von der katholischen Communion: das Volk müsse wissen, daß der König nur Eine Religion im Reiche dulden wolle. Der Kriegsminister antwortete, daß eine etwas starke Einlegung von Truppen die Menschen bald über den Willen des Königs enttäuschen werde; er möge sich nur in den härtesten Ausdrücken gegen Die erklären, welche eine Religion, die Sr. Majestät mißfalle, bis den letzten Augenblick

[1] Bei Rulhiere Éclaircissements sur la révocation de l'édit de Nantes I, 344.

bekennen wollten. Die dem Marschall anstößige Clausel leitete er von der persönlichen Ansicht des Mannes ab, der das Edict entworfen habe; es war der Staatssecretär Chateauneuf. Genug, die Beschränkung stand im Edict, factisch war sie ungültig.

Welches fortan das Verfahren war, davon geben die Ereignisse in Orange ein Beispiel, wo die Franzosen der politischen Anmaßung, — denn bereits behandelten sie die Stadt ohne alle Beachtung der Souveränetät des Prinzen, dem sie gehörte, — den religiösen Zwang hinzufügten. Schon seit einiger Zeit lagerten Truppen daselbst, und ein Kriegscommissär war anwesend: dieser nahm ein Verzeichniß aller reformirten Einwohner auf. Dann erschien, 10. November 1685, der nächste militärische Befehlshaber, Graf Tessé, in der Stadt, versammelte die Bürgermeister und die Parlamentsräthe und stellte ihnen, in der Umgebung eines zahlreichen Gefolges, vor, der Könige wolle sie zwar nicht in ihrem Gewissen bedrängen, aber sein Befehl an sie sei, alle Prediger zu entlassen, nach ein paar Stunden müßten dieselben entfernt sein; ferner, der König sende zwei Regimenter, das eine Dragoner, in die Stadt; die Mannschaften würden sämmtlich bei den Reformirten eingelegt und von diesen bezahlt werden; sobald sich Einer von ihnen zum Katholicismus bekehre, werde man ihm seine Einquartierung abnehmen und sie den Andern auflegen und in dieser Weise fortfahren: so daß, wenn zuletzt Ein Einwohner unbekehrt übrig bliebe, diesem die Bezahlung aller Truppen zur Last fallen werde;[1] er habe Befehl, so lange am Ort zu bleiben, als es einen einzigen Reformirten daselbst gebe. Noch während der Berathung hierüber

[1] Que dès qu'un se catholiseroit, les soldats qui seroient chez lui se délogeroient pour être logés sur ceux de la religion P. R. et que dès ce jour les nouveaus convertis seroient exemts de contribuer aux frais de la subsistance des troupes, ce qui seroit toujours ainsi continué, jusqu'à ce qu'il n'y eût plus aucune personne de la P. R., en sorte que s'il en restoit un seul, toutes les troupes seroient mises sur lui et payées sur lui seul. Suite de ce qui s'est passé en Orange (State papers office zu London).

erklärten sich einige aus Furcht zum Uebertritt bereit: in der Nacht folgten andere nach, durch die Insolenz der Truppen bewogen; am folgenden Morgen bat die Stadt den General um eine kurze Bedenkzeit; er gewährte ihnen nur die paar Stunden bis Mittag; aber eben dieses Drohen und Drängen hatte seine Wirkung: die Einwohner sagten, Hab und Gut würden sie gern aufopfern; aber das Beispiel anderer Ortschaften zeige, daß, nachdem der Besitz zu Grunde gerichtet sei, persönliche Mißhandlungen angewendet würden, so lange, als Jemand von seinem Bekenntnisse nicht weiche, da sei denn doch besser, von Anfang an das Unvermeidliche über sich ergehen zu lassen und sich zu unterwerfen. Sie baten den Bischof um Nachsicht in einigen Punkten, die er ihnen bewilligte. Indem aber die Menge sich fügte, hielten der Präsident und die Räthe des Parlamentes noch fest. Graf Tessé ließ sie wissen, er werde sie nicht auffordern, ihre Religion zu wechseln, aber er werde Truppen bei ihnen einlagern, z. B. bei dem Präsidenten zuerst 35 Mann Dragoner und, wenn er sich binnen einigen Stunden nicht zum Katholicismus bekehre, noch einmal so viel, nach ein paar Stunden eine dritte Compagnie. Präsident und Räthe erklärten hierauf, Hab und Gut würden sie im Stich lassen, wenn sie persönlich ihre Gewissensfreiheit retten könnten: sie baten um ihre Päſſe; so weit aber erstreckte sich der Auftrag des Grafen nicht, ein solches Gesuch zu bewilligen: er schlug es unbedingt ab. Den Männern blieb nichts übrig, als sich zu der katholischen Kirche zu bekennen.[1]

Die Protestanten haben sich in ihren Schriften beklagt, daß angesehene Männer von Rang und persönlichem Rufe ihre Hand zu diesem Werke der Tyrannei nicht versagten: die höheren Offiziere sahen es ohne Zweifel als eine Sache der militärischen Execution und des Dienstes an.

[1] Ils furent contraints malgré eux de plier et de déclarer de bouche, qu'ils embrasseroient la religion catholique. ib.

So hat sich dieß Ereigniß in immer steigender Gewaltsamkeit entwickelt. Zuerst war es nur auf eine Reunion der Protestanten mit gegenseitigen Zugeständnissen abgesehen: als sich diese auf dem angebahnten Wege unmöglich zeigte, faßte man den Gedanken, die Waffen des Staates für die Bekehrung anzuwenden. Jener Mißbrauch scheinbarer Gesetzlichkeit, der in den auswärtigen Angelegenheiten eine große Rolle spielte, war in den innern, wo er keinen Widerspruch fand, doppelt wirksam. Immer drangvoller, gehässiger wurden die Maßregeln; sie erreichten die Grenze des mit den Gesetzen allenfalls zu Vereinbarenden. Als sie auch so nicht zum Ziele führten, schritt man zur indirecten Nöthigung, nicht selten zur Anwendung persönlicher Gewaltthätigkeit: Generale und Intendanten vereinigten sich mit den Missionaren: ein plötzlicher Schrecken brachte den Uebertritt in Masse hervor. Aber auch dieß genügte noch nicht, da noch eine Umkehr möglich war, da es noch Entschuldigungen gab: um jeden Ausweg abzuschneiden, ward das Edict in aller Form widerrufen. Die Gesammtheit der Franzosen zu einem Glauben zu vereinigen, schien für Staat und Kirche ein so großes Heil, daß Alles als gerechtfertigt betrachtet wurde, was dazu führen konnte. Auch die letzte Ausflucht, welche selbst das Edict noch übrig ließ, ward in der Ausführung abgeschnitten: an die Stelle der Bekehrung trat der unerbittliche Zwang in schroffer Nacktheit.

Einen solchen entschloß sich — einem Vorurtheil zu Liebe — der allerchristlichste König gegen seine getreuesten Unterthanen anzuwenden. Er wollte, wie sich versteht, die Reformirten nicht verjagen, er hatte sie vielmehr, indem er die Spaltung hebe, mit seinen übrigen Unterthanen und seiner Regierung um so enger zu vereinigen gemeint: aber schon bei den ersten Verfolgungen begann trotz aller Vorkehrungen die Emigration: in demselben Maße wie jene nahm auch diese zu. Der Heroismus des Bekenntnisses zeigt sich dießmal nicht in dem Widerstand, sondern, wenn man das paradoxe Wort aussprechen darf, in

der Flucht. Denn mit welchen Gefahren war diese verknüpft! Der Graf von Marancé ist mit seiner Familie, seinen Kindern und deren Wärterinnen, auf einem kleinen Fahrzeug von sieben Tonnen Gehalt, von der Normandie nach England geflüchtet, in der schlimmsten Jahreszeit. Unter unsäglichen Beschwerden, die seichten Stellen der Flüsse durchwatend, im Dickicht der Gebüsche übernachtend, haben Andere den Grenzplatz erreicht, von wo sie dann als Spaziergänger so gut wie möglich gekleidet, oder als Bediente, junge Damen als die Frauen ihrer Führer, sich über die Grenze gerettet haben. Andere mußten einen höchst widerwärtigen Versteck auf den Schiffen aushalten, zwischen Waarenballen, in dunkeln Räumen voll stickender Luft, in leeren Tonnen, der sehr gefährlich geworden wäre, wenn die Marinebeamten sie gefunden hätten, oder in manchen Fällen hätten finden wollen. Denn ohne Connivenz wäre auch die Flucht nicht möglich gewesen. Die Capitäne der Galeeren, durch welche das Fortkommen der Flüchtlinge verhindert werden sollte, führten diese zuweilen selbst in sichern Port, nicht aus Sympathie, sondern wie sie des Vortheils halber auch andere Contrebande beförderten. Die Pfarrer haben sich gewinnen lassen, Auswandernden Certificate ihrer Katholicität zu ertheilen.[1]

Aber wie vielen ging es nicht so gut. Der Marquis du Bordage entschloß sich, das reiche Einkommen, das er in Frankreich besaß — man berechnete es auf 60,000 Livres — zu missen und alle glänzenden Hoffnungen, die er sich hätte machen dürfen, um bei seiner Religion zu bleiben; aber unfern der Grenze bei Maubege wurde er festgehalten und zurückgeschleppt. Ein Receveur von St. Menehould, de Marolles, wurde in der Nähe von Straßburg ergriffen, zu den Galeeren verurtheilt und unter Verbrechern, an die Kette geschmiedet, nach Paris gebracht; er trug die schwerste von allen.[2] Er war ein Mann von hohem

[1] Benoist III, 2, 949. 976.
[2] Johann Beck, 9. Juli 1686. (Archiv zu Berlin.)

Verdienst und Ansehen: alle seine Freunde besuchten ihn; der König schickte zu ihm, um ihn zum Uebertritt zu vermögen. Er sagte: ihm mangle nichts, er lebe zufrieden. Der Generalprocurator des Parlaments nahm mit Thränen von ihm Abschied: er konnte nichts für ihn thun, als ihm eine leichtere Kette anlegen lassen: so ward er nach Marseille abgeführt. Alle Gefängnisse waren überfüllt.

Diejenigen, welche im Drang des Momentes sich unterworfen hatten, blieben noch nicht unterwürfig. In Languedoc, wo man nach einiger Zeit ungefähr 200,000 Neubekehrte zählte, hielt es der Intendant Baville für nothwendig, die katholische Bevölkerung als Landmiliz zu organisiren, um jede Erhebung sofort ersticken zu können: in den Cevennen wurden Militärstraßen gezogen, die Eingänge der Berge mit Forts bewaffnet. Wie die Bekehrung durch eine Combination militärischer und kirchlicher Handlungen ins Werk gesetzt wurde, so ward sie durch dieselbe behauptet.

Nie waren Kirche und Staat in Gallien enger vereinigt gewesen. Wenn man fragt, wessen Sache die Vernichtung der Reformirten hauptsächlich war, so ist es nicht zweifelhaft; anderthalb Jahrhunderte hatte der Klerus auf ihre Vernichtung gedrungen, immer vergeblich: jetzt hatte der König sie nicht allein bewilligt, sondern er setzte seine ganze Autorität ein, sie durchzuführen. Dagegen lag in der Streitigkeit mit dem Papst der Nachdruck auf den Vorrechten der Krone; die Geistlichkeit wich von dem universalen Zusammenhange, der in dem Begriffe der katholischen Kirche liegt, einen Schritt zurück, um sich vor allen Dingen ihrem König anzuschließen. Die Opposition gegen die Eingriffe von Rom, die Unterdrückung der protestantischen Confession sind zwei Handlungen, die einander entsprechen, einander ergänzen. Nicht den Anstrengungen und dem Eifer des allgemeinen Katholicismus, sondern der Idee der gallicanischen Kirche, der französischen Einheit sind die Protestanten in Frankreich zum Opfer gefallen.

Sechstes Capitel.

Ministerium und Hof. Allgemeine Lage.

Fortgezogen von dem großen Interesse, das in der Entwickelung der Thatsachen liegt, die sich wie durch ihre eigene Kraft bewegen, haben wir der theilnehmenden und einwirkenden Persönlichkeiten weniger gedacht; wenden wir unsern Blick auch diesen zu: — zunächst dem Ministerium, wie es sich im Laufe der Zeit weiter gestaltete.

Minister.

Pomponne, der nach geschlossenem Kirchenfrieden an die Stelle Lyonne's getreten war, erhielt nach dem Frieden von Nimwegen unerwartet seine Entlassung. Man wird sich darüber so sehr nicht verwundern, wenn man sich erinnert, daß er der jansenistischen Partei angehörte, die eben damals für Rom gegen den König auftrat. Pomponne war ein angesehener und würdiger Mann, von den besten Formen; rücksichtsvoll und dienstfertig, seinem Fürsten zu gemäßigt und ruhig:[1] vielleicht eben darum in Stadt und Hof beliebt. Alles machte ihm, zum Beweis von Theilnahme, eine Art von Beileidsbesuch, wie es die Sitte mit sich brachte; den Erzbischof von Paris und die andern Häupter der jesuitischen Partei vermißte man hiebei.

[1] D. G. Morosini 1671 schreibt ihm ingegno lucidissimo, prudenza, moderatione, eine presenza venusta zu. Ascanio Giustiniano: 1676. Non gli ho dimandato cosa alcuna che da lui dipendendo non me l'abbi concessa, essendo materia d'altri non me l'abbi protetta.

Da nun der Bruder Colberts, der den Nimweger Frieden unterhandelt hatte, Colbert de Croissy, für die erledigte Stelle ernannt wurde, so theilten sich eigentlich zwei Familien in die höchste Verwaltung. Auf der einen Seite stand Le Tellier und dessen Sohn Louvois, auf der andern Colbert mit seinem Bruder. Man bemerkte, daß der König das Geheimniß des Staates nur zwischen diesen beiden Familien theilen wolle, die nun zu noch größerem Ansehen gelangten: ihre Anhänger, denen nach und nach alle wichtigen Stellen des Staates zufielen, bildeten gleichsam zwei Parteien, die in unaufhörlicher Eifersucht dem allgemeinen Zweck der Herrschaft wetteifernd dienten.

Croissy und Louvois gehörten schon einer zweiten Generation von Staatsmännern an, die, vor Allem von der Macht und Größe ihres Fürsten durchdrungen, weitere Erfolge mehr von einem trotzigen Geltendmachen derselben, als von Unterhandlung mit Anderen und geschicktem Eingehen auf deren Interessen und Bedürfnisse erwarteten. Croissy war ein Mann von allgemeiner Bildung, einigem historischen Wissen, reicher, in mancherlei Missionen erworbener Erfahrung; von pünktlicher Arbeitsamkeit. Was ihn empfahl, war die Sicherheit, mit der er die Beschlüsse des Conseils auffaßte und in seinen Depeschen niederlegte, in einer den Personen und Dingen angemessenen Form, einem allezeit gewählten und Gemeines fernhaltenden Ausdruck. In der mündlichen Unterhandlung dagegen, für welche die Gesandten fast ausschließend auf ihn angewiesen waren, that er ihnen nicht Genüge. Seine natürliche Lebhaftigkeit schlug in das Linkische um, wenn er sie mäßigen wollte: in der Regel aber ließ er ihr ihren Lauf. Man bedurfte viel Ruhe und Vorsicht, um durch seine Aufwallungen nicht gereizt zu werden. Er hatte nicht die Geduld, die Gründe, die man ihm vorbrachte, zu würdigen;[1] zuweilen bemerkte man, daß er selber nicht ein-

[1] Relatione di Venier: L'ardire che prende fa che non ascolta gli argomenti de ministri, che trattano seco, et che li scordi.

mal vollständig unterrichtet sein möge: er warf sich dann in allgemeine Betrachtungen: sein vornehmstes Argument war zuletzt immer das unwiderlegliche: die Macht und der Wille seines Fürsten.

In Louvois hätte Niemand, der ihn sah, die Eigenschaften eines wirksamen Ministers suchen sollen. Eine große massenhafte, schwerfällige Gestalt, starke, beinahe rohe, wenig ausgebildete Gesichtszüge, eine rücksichtslose, heftige Art, sich zu betragen, so daß man, wenn es möglich war, der Nothwendigkeit ihn zu sehen auswich,[1] ließen weder Spannkraft, noch Geist, noch Verständniß der Welt in ihm erwarten. Aber wenn man ihm näher trat, nahm man doch viele außerordentliche Eigenschaften an ihm wahr. Einen zugleich feurigeren und unermüdlicheren Arbeiter konnte es nicht geben: nachdem er den ganzen Tag an seinem Arbeitstisch gesessen und, wie man sagte, die Federn seiner Secretäre ermüdet hatte, um die erforderlichen Verfügungen und Instructionen niederzuschreiben, nahm er Postpferde, um sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, die Ausführung des Angeordneten zu leiten, zu beaufsichtigen. Er konnte 36 Stunden ununterbrochen an der Arbeit sein: dann erholte er sich wieder durch einen Schlaf, der ebenfalls Tag und Nacht dauerte. In früheren Jahren seinem Vater in dem Ministerium des Kriegs beigeordnet, war er in den Geschäften desselben so zu sagen groß geworden und vollkommen zu Hause. Ueberdieß aber verstand er, die Menschen zu wählen, welche ihn in der Arbeit unterstützen konnten: nur Wenigen schenkte er sein Vertrauen, diese knüpfte er dann durch persönliche Güte und Fürsorge unauflöslich an sich. Einen Jeden wußte er nach seiner besondern Gabe zu verwenden. Sein Ministerium glänzte wie durch Energie und Umfassung,

[1] Ascan. Giustiniano: 1676. Nell' officiosità poco sodisfa: ciò però vien creduto effetto di occulta intentione per minorarsi a cagione di risparmio di tempo i superflui discorsi, avendo ora ottenuto che ognuno scansa di parlargli.

so durch Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit des Dienstes. Auch Diejenigen, die ihn nicht liebten, bewunderten sein Talent, die Vereinigung eines beweglichen, durchdringenden Verstandes mit einem allezeit entschlossenen Willen, die in ihm war. Die Richtigkeit seines Urtheils litt nicht unter der Raschheit, mit welcher er es aussprach; von dem Andrang der Geschäfte ließ er sich nie verwirren: in der Ausführung wußte er die beste Ordnung zu halten. Sein Geschäftskreis reichte von der ersten Einübung der Mannschaften bis zu dem Entwurf und der Leitung eines Feldzuges; er umfaßte die Bewegung des Heeres und die Mittel dazu, Bestimmung der Quartiere und der Marschroute, Magazinwesen und Verproviantirung, den Bau der Festungen und den Transport des Geschützes; die Erhaltung der militärischen Zucht in jedem Zweige und die Aufsicht über die Generale und ihren Dienst. Er war einige Jahre jünger als der König und mit demselben aufgewachsen: der König behauptete,[1] ihn zu den Geschäften gebildet zu haben. Da sich Louvois des königlichen Vertrauens erfreute, kümmerte er sich um Niemand sonst; durch hohe Geburt oder Rang bei Hofe ließ er sich nicht abhalten, auf die strengste Pflichterfüllung zu dringen. Louvois war aber nicht allein Kriegsminister: als Mitglied des Conseils nahm er an allen Berathungen über die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches entscheidenden Antheil. Manche fanden es von vorn herein zweifelhaft, ob er auch dazu tüchtig sei: denn für die oberste Leitung habe er nicht kaltes Blut genug, er fasse lieber den Zweck, als die Mittel ins Auge: die Ausführung gelte ihm alles. Ueberdieß aber hegte er von der Macht von Frankreich, den übrigen europäischen Staaten gegenüber, die größte Meinung: eben diese gab ihm, wie ein Venetianer sagt, seine kecke Unumwundenheit,[2] er hielt alles für möglich, ausführbar und war immer für die gewaltsamen Mittel.

[1] G. Morosini: viene della M. S. con frequenza nominato opera delle sue mani.

[2] Foscarini: franchezza ardimentosa.

Von dem wetteifernden Zusammenwirken dieser beiden Minister schreibt sich der Charakter der politischen Maßregeln der Epoche großentheils her. Croissy sah in der Durchführung der Reunionen sein bedeutendstes Verdienst. Durch den Antheil, den er an dem Nimwegischen Frieden genommen, hatte er diese Sache wie zu seiner eigenen gemacht und hielt an dem zweifelhaften Anspruch, den er damals behauptete, gleich als an einem unbestrittenen Rechte fest. Noch entschiedener aber hatte sich Louvois mit dem Gedanken durchdrungen, daß der Monarch nach innen und außen hin thun könne, was ihm beliebe. Weder Gesetze, noch europäische Verträge kümmerten ihn; sein Ehrgeiz war, in jedem Falle zu zeigen, daß der König ausführen könne, was er zu unternehmen für gut halte. Im Besitz der Gnade des Königs, dessen geheimste Gedanken und Wünsche er verstand und an das Licht des Tages hervorrief, durch den Credit seines Vaters unterstützt, hatte Louvois den meisten Einfluß.[1]

Im September 1683 starb der ältere Colbert.

Wenn es wahr ist, daß Colbert durch seine Rathschläge zum Kriege von Holland angetrieben hat, so hat er dafür schwer gebüßt. Er könnte es nur in der Hoffnung gethan haben, die französische Marine vollends von dem Uebergewicht der Holländer zu befreien: und wäre der Friede gleich nach den ersten großen Schlägen geschlossen worden, so würde ohne Zweifel sein finanzielles System gefördert worden sein. Aber daß der Krieg so viele Jahre dauerte und sich so umfassend gestaltete, brachte dasselbe nothwendig in Unordnung. Schon war die Verwaltung

[1] Spanheim: Relation: M. de Louvois a toute l'habilité d'un ministre merveilleusement vigilant, actif, prévoyant, ferme, appliqué, entrant en tout le détail des choses qu'il entreprend ou fait entreprendre — — d'autre part il a peu de droiture dans ses intentions, peu de maturité ou la réflexion due dans ses conseils, peu d'équité dans ses projets peu de modération dans sa conduite, et en un mot, il y apporte plus de violence et de prévention que de justice et de bonne foy.

überaus schwierig geworden, als ihm der König die Nothwendigkeit zu erkennen gab, eine außerordentliche Einnahme von jährlich 60 Millionen für den Krieg herbeizuschaffen. Darin lag der Widerstreit zwischen Louvois und Colbert, daß jener keine andere Rücksicht kannte, als seine Kriegsbedürfnisse, dieser die Finanzen und die allgemeine Wohlfahrt im Auge behielt. Colbert, hören wir, sei bedeutet worden: sollte er die Herbeischaffung dieser Summe für unthunlich halten, so wisse man schon einen Andern, der das unternehmen werde. Er würde vielleicht für seinen staatswirthschaftlichen Ruf am besten gesorgt haben, wenn er, woran er dachte, sich zurückgezogen hätte. Aber seine Familie beschwor ihn, das nicht zu thun: ihn selbst, versichern seine Freunde, habe noch mehr das Bewußtsein bewogen, daß er allein fähig sein werde, das Land aus der gefährlichen Lage, in die es durch die Fortsetzung des Krieges gerathe, zu retten.[1] Und gewiß, in der Mitte der Kriegsbedrängnisse durfte er König und Land nicht verlassen. Er hat vermittelt, daß die Ausgabe, die sich im Jahre 1670 auf 77 Millionen belief, im Jahre 1679 auf 131 Millionen ansteigen konnte. Wie wäre das aber möglich gewesen, ohne daß er das ihm principiell Verhaßte hätte thun oder dulden müssen? Colbert kannte recht wohl die Geheimnisse des Credits und hat ihn durch einige Anordnungen gefördert: ihn anzuspannen trug er deßhalb Bedenken, weil er fürchtete, die Leichtigkeit, ihn zu benutzen, werde zu unerträglichen Mißbräuchen und Unordnungen führen: — dennoch mußte er zu Anleihen schreiten, und zwar auf Zinsen von einer ihm verhaßten Höhe (von achthalb Procent), deren Negociation gleichwohl nicht ohne große Verluste von Statten ging. Neue Taxen, Aemtercreationen, mit allerlei drückenden fiscalischen Maßregeln, waren nicht zu vermeiden. Und zugleich ward es für die Einbringung der Auflagen, namentlich der Taille, nachtheilig, daß die Truppen

[1] Mémoires de Charles Perrault 163.

mit nicht zurückhaltender Gewaltthätigkeit im Lande lagerten, oder es von einer Grenze nach der andern durchzogen. Die Besoldungen waren bisher regelmäßig in den bestimmten Terminen erfolgt; damit hatte es jetzt ein Ende; das Jahr der Pensionen fing an zu 18 Monaten gerechnet zu werden. Die Schatzmeister der öffentlichen Bauten, die in der Regel Ueberschüsse verrechnet hatten, baten um Vorschuß: denn alles eingehende Geld brauchte man unmittelbar für den Krieg. Man bemerkte, daß Colbert, der sonst freudig bei der Arbeit war und sich im Gefühl einer befriedigenden Thätigkeit wohl die Hände rieb, wenn er daran ging, jetzt dagegen Verstimmung und Unmuth an den Tag legte. Nach dem Frieden von Nimwegen, als die gemachten Aufwendungen vollends liquidirt wurden, sind die Ausgaben noch höher gestiegen, überdieß aber blieb die Armee auf dem Kriegsfuß, ungeheure Kosten machten die Bauten der Festungswerke. Noch ist nichts zu Tage gekommen, woraus sich ein Widerspruch dieses Ministers gegen die Verfolgung der Reformirten mit Bestimmtheit ergäbe. An der engen Verbindung zwischen Krone und Klerus, die dadurch befördert wurde, war auch ihm viel gelegen; und zu dem Aeußersten kam es ja bei seinen Lebzeiten nicht: er scheint den Erfolg des eingeschlagenen Verfahrens so wenig wie Andere vorausgesehen, um die eigentlich religiöse Frage sich so viel nicht bekümmert zu haben. Aber daran kann kein Zweifel sein, daß er den Eintrag in den Finanzen, der schon damals aus den Drangsalen, die man den Reformirten anthat, erwuchs, auf das Schmerzlichste empfand: für die Geldverwaltung lag eine neue Schwierigkeit darin.

Dennoch gelang es ihm, das Gleichgewicht zwischen der Ausgabe und der Einnahme für das Jahr 1683 ziemlich wiederherzustellen. Der schwersten Zinszahlungen wußte er das Land glücklich wieder zu entledigen.

Dem Krieg zum Trotz war der Handel, namentlich der levantische, in Aufnahme geblieben; die Manufacturen fanden

in aller Welt reichliche Nachfrage; der starke Ausgangszoll, mit dem sie belegt waren und der der königlichen Kasse wohl zu Statten kam, hinderte ihren Betrieb nicht.

Wie die Landmacht, so ward auch die Seemacht, und zwar diese unter Colberts eigener Aufsicht, in einen Achtung gebietenden Zustand gebracht. Bei seinem Eintritt in die Verwaltung der Marine hatte er nur 30 Kriegsfahrzeuge, und darunter drei vom ersten Rang vorgefunden; im Jahre 1683 waren 32 Kriegsschiffe ersten Ranges in See: mit den noch im Bau begriffenen, zählte Frankreich überhaupt 267 Kriegsfahrzeuge, mehr als irgend eine Macht der Welt.

Für die Bauten der königlichen Schlösser in Fontainebleau, Chambord, St. Germain und ihre Kosten schaffte er Rath. Versailles, das eben damals in Stand gesetzt wurde, um vom Hofe bezogen werden zu können, hat in den fünf Friedensjahren 46 Millionen Livres gekostet.[1]

An diesen Bau von Versailles knüpfte sich der Tod, oder, wenn man will, die Katastrophe von Colbert.

Die von einem spätern Schriftsteller herrührenden Nachrichten von einem tadelnden Wort, das der König wegen der großen Kosten einiger Theile dieses Baues, z. B. des großen Gitters am Eingang, im Vergleich mit den Festungsbauten von Louvois gerichtet haben soll, wage ich nicht zu wiederholen. Aber ganz ohne Grund sind sie nicht. Auch der brandenburgische Gesandte weiß, daß ein Verdruß Colberts über jenen Bau zu seinem Tode beigetragen: er habe sich über die Arbeiter erzürnt, durch deren Nachlässigkeit die Brüstung eines neuen und schönen Zimmers zusammengebrochen sei. Der venetianische Gesandte meldet seiner Signorie das Ereigniß, über das er besser als Andere unterrichtet zu sein behauptet, folgendergestalt. Nicht über Colbert selbst, aber über dessen jüngern Sohn Armois, welcher, zu des Vaters Nachfolger bestimmt, die Aufsicht

[1] Nach den Jahresrechnungen in Peignots Documents authentiques.

über den Bau von Versailles führte, habe sich der König gegen Colbert beschwert; er habe gesagt: er wisse nicht, wie es zugehe, daß er trotz seines großen Geldaufwandes schlechter als jeder Andere bedient werde; bald darauf, als Colbert wegen der Zahlung einer Summe Schwierigkeiten erhoben, habe ihm der König seine Verwunderung ausgesprochen, daß er ihn in solchen Dingen hartnäckig finde und ihn bitten müsse; das sei nicht der Fall mit Louvois, dem brauche er seine Wünsche nur anzudeuten, so seien sie schon ausgeführt. Colbert, von dem wir wissen, wie ganz er von der königlichen Gnade abhing, habe diesen Beweis der Ungunst, diese Bevorzugung seines Nebenbuhlers nicht ertragen können: er habe seinen Sturz vorauszusehen gemeint und sei darüber in eine tödtliche Krankheit gefallen.[1] Man habe ihm gerathen, dem König über die Sache zu schreiben, ihm seine Verdienste in Erinnerung zu bringen; er habe jedoch davon nichts hören mögen, zu sterben sei ihm nicht unlieb gewesen.

Mit Gewißheit weiß man, daß der König in seiner Krankheit an ihn schrieb: Colbert, der sich seinem Ende nahe fühlte, wollte den Brief nicht lesen, er wollte sich nur noch mit seinem Gott beschäftigen.

Hat aber Colbert nicht bis zuletzt die volle Gnade des Königs behauptet, so hat ihn das Volk, das in der Strenge seiner Staatsverwaltung eine willkürliche Bedrückung sah und an den Reichthümern, die seine Familie sammelte, Aergerniß nahm, mit bitterm Haß verfolgt. Die Leiche mußte mit militärischem Geleit nach der Grabcapelle geschafft werden, die heftig erregte Menge hätte sie sonst in Stücke zerrissen.[2] Man ließ sich nicht abhalten, Pasquille an die Capelle anzuschlagen.

[1] Foscarini: Esternamente imperturbato, internamente compunto mori o volle quasi lasciarsi morire.

[2] Aus dem Schreiben von Elisabeth Charlotte, 29. Sept. 1683. Vgl. S. W. 13, 34.

Vierzehn Tage hörte man von nichts als von Schmähreden gegen den Verstorbenen. [1]

Ein Menschenleben voll Größe, Ernst und Schicksal. Eine für die Welt bedeutende, gleichsam angeborne Geistesrichtung und Gabe, ihr Raum zu verschaffen: — auf den ersten Stationen des Dienstes Leistungen, die sich förderlich, unentbehrlich erweisen, und eine unerschütterliche Ergebenheit, die sich Vertrauen gewinnt: hierauf muthiges Vorgehen gegen einen Feind, der die höchste Stelle besitzt, jedoch einen verderblichen Weg eingeschlagen hat, bis es endlich gelingt, denselben zu stürzen; — nunmehr die Gründung eines neuen Systems, durchgreifende, rücksichtslose Reformen, nicht allein bedeutend für den Augenblick, sondern für alle Jahrhunderte. Alle Anstrengungen, die gemacht und Andern zugemuthet, die Gewaltsamkeiten, die nicht vermieden werden, erscheinen durch die Aussichten eines universalen Gedeihens, die sich daran knüpfen, der Wohlfahrt des Volkes und der Größe des Staats gerechtfertigt, erträglich; — bis dann aus den Gegensätzen der Welt Verwickelungen hervorgehen, welche ein ruhiges Verfolgen des vorgesteckten Zieles unmöglich machen. Das Schicksal will, daß dieselben nicht ohne eignen Antheil eintreten: der Rückschlag der Erfolge nöthigt den Staatsmann, in den Verlegenheiten des Augenblicks fast zu dem Gegentheil von dem zu schreiten, was er ursprünglich beabsichtigte, dann erfüllt sich Alles mit dornenvollem Mißvergnügen; Niemand erkennt mehr die Absicht, die große Idee: die Ordnung erscheint nur noch als Gewalt und Eigenmacht, sie entrüstet die Menge, für die man sorgen, verstimmt den Fürsten, dessen Sache man führen wollte: am wenigsten genügt man sich selbst — bis zuletzt irgend ein Vorfall, der das Herz ergreift, die schon gebrochene Existenz vollends niederwirft und das Loos der Sterblichen an ihr erfüllt.

[1] Am Tage seines Begräbnisses erschien ein Placat: que ceux qui vont écrire en enfer, n'ont qu'à faire promptement leurs dépêches et les apporter; le courrier va partir.

Glücklich, wenn die ergriffene Idee die Sympathien der Nachwelt, eine Fiber ihres Lebens berührt, wie das der Fall Colberts lange Zeit hindurch war; dann reinigt sich das Andenken von den Schlacken des Momentes zur Anerkennung dessen, was das Wesen war; der Name, mit der Idee zusammenfallend, erhebt sich in stolzer Einsamkeit aus der Nacht der Jahrhunderte: auch nachfolgende Veränderungen der Meinung können ihn nicht herabziehn.

Als den wahrscheinlichen Nachfolger Colberts bei der Controle bezeichnete ein Theil des Publikums den eifrigsten Mitarbeiter desselben, Pussort, der ganz in seinem Geiste gewirkt haben würde; Andere hielten einen der alten Anhänger Fouquets, Gourville oder Pelisson, für wahrscheinlicher; der König ernannte einen Freund und Verwandten der Familie Le Tellier, Pelletier, der in den Finanzen noch nie gearbeitet hatte, aber für talentvoll, gemäßigt und wohlwollend galt; auch der König wollte die rauhen Formen Colberts nicht mehr; seine Wahl hatte die allgemeine Stimme für sich. Die Aufsicht über die königlichen Bauten ging an Louvois über, der sich dann sofort an Ort und Stelle begab und bald darauf von den Unterschleifen und mannigfaltigen Unordnungen, auf die er gestoßen sei, Meldung machte. Auch die Anhänger und Beamten Colberts hatten sich bereichert; man sprach davon, daß ihnen ein ähnliches Strafgericht bevorstehe, wie es einst über die Partisane Foucquets ergangen war.

Dadurch kam nun das Uebergewicht im Staat an die Familie Le Tellier: sie hatte von vier Stimmen im Conseil deren drei. Louvois ward als der erste Minister betrachtet.[1]

Einen gewissen Einfluß hatte dieß auf die allgemeinen Angelegenheiten in so fern, als die Erklärungen des Ministeriums, daß es den Frieden wolle, mehr Glauben fanden als früher;

[1] Saville 8. Sept.: Louvois has now the whole ministry in his hands and in those of his creatures.

denn für die Verwaltung der Finanzen war der Friede unbedingt nothwendig, und Louvois konnte nicht wünschen, den damit betrauten Minister, seinen Freund und Parteigenossen, in Verlegenheit zu bringen, was in Bezug auf Colbert oft gerade sein Zweck gewesen war.

Man meinte Anfangs, weder Colbert Croissy, noch auch der Sohn Colberts, der bereits mit der Verwaltung der Marine betraut war, Marquis de Seignelay, werde sich behaupten können. Allein der König war ohnehin nicht gesonnen, die Summe der Gewalt ganz und gar in die Hände eines Einzigen zu legen. Croissy gab keinen gegründeten Anlaß zum Tadel: Seignelay wußte durch Leutseligkeit und Freigebigkeit die populäre Ungunst zu mindern. Ueberdieß aber fanden sie in einer Dame eine Stütze, die damals mit dem König in die engste Verbindung trat.

Hof der Damen.

Wenn Ludwig XIV. schon in den ersten Zeiten seiner Ehe die Treue, die er seiner Gemahlin schuldig war, verletzte, so fühlte er sich auch durch die Verbindungen, die er alsdann leidenschaftlich erregt und freiwillig einging, nicht auf immer gefesselt. Vor den Augen der La Valliere, insofern von ihr begünstigt, als sie, um den König zu unterhalten, Gelegenheit dazu gab, entspann sich ein anderes Verhältniß zu einer der Hofdamen der Königin, die bereits verheirathet war, Frau von Montespan. La Valliere, die es entstehen und wachsen sah, hat dabei unendlich gelitten, aber ihrer glücklichen Nebenbuhlerin sogar Dienste, die nur einer untergeordneten Stellung zukommen, geleistet, so daß der Hof ihrer Blindheit und Unterwürfigkeit spottete. In der That aber war in ihr eine lebhafte geistliche Anregung erwacht, die ihr das Leiden fast lieb machte, weil sie dadurch Buße thue.[1] Meinte sie doch, ihr früherer

[1] So versichert Elisabeth Charlotte in ihren Briefen.

Tugendstolz sei zu ihrem Falle Ursache gewesen! Mitten in ihrem Glück hatte sie nie innere Ruhe empfunden: sie suchte und fand dieselbe jetzt in einem Kloster der Carmeliterinnen. Bei ihrem Eintritt war sie noch einmal vom Geräusch und Getümmel der Welt umgeben; kaum konnte sich ihr Wagen durch die theilnehmende Menge Bahn machen. Aber ohne Bedauern hörte sie die Thore des Klosters hinter sich schließen: der Oberin sagte sie, sie lege die Freiheit in ihre Hände nieder, von der sie immer einen schlechten Gebrauch gemacht habe. [1]

Denn zwischen frivolem Genuß und religiöser Zurückgezogenheit bewegte sich nun einmal diese Welt.

Einst berührte der Ernst der Kirche auch den König und Frau von Montespan. Am Gründonnerstag 1675 wurde ihr das Sacrament versagt; als der König sich darüber beschwerte, fand er doch bei Männern, die er sonst am höchsten stellte, dem Erzieher seines Sohnes, Montausier, und bei Bossuet Widerspruch: diese billigten nicht allein die Handlung des Priesters, sondern sie machten auch den König selbst aufmerksam, wie sehr er durch die Ungesetzlichkeit, die er begehe, seinen Ruhm, ja die Religion beeinträchtige. In einer raschen Aufwallung religiösen Gefühles versprach Ludwig XIV. sich von der Geliebten zu trennen; diese selbst willigte ein, oder schien einzuwilligen, unter dem Einfluß Bossuets, der bei diesem Werke sich alle Gaben der alten Kirchenväter herbeiwünschte, denn er möchte vergessen, daß er in der Welt lebe. [2] In Kurzem aber zeigte sich, daß Alles vergebens war. Bei dem ersten Wiedersehen erklärte ihm der König, er habe der Frau von Montespan wieder ein Zimmer im Schloß anweisen lassen. Ihm und Andern schien es nun einmal, als sei sie für ihn unentbehrlich.

[1] Abrégé de la vie et de la pénitence de M^me la duchesse de la Vallière connue en religion sous le nom de Louise de la miséricorde (Bibl. zu München).

[2] Schreiben an Bellefonds 20. Juni 1675 in Bausset hist. de Bossuet II, 37.

Die Königin selbst fügte sich mit guter Miene in die Rückkehr, weil dieser Umgang den König erheiterte. Frau von Montespan fesselte Ludwig XIV. durch Anmuth und leichte geistvolle Unterhaltung noch mehr fast als durch ihre Schönheit; oder vielmehr durch die Verbindung von beiden,[1] ihre Augen leuchteten von Verstand. Von Natur neigte sie nicht zu Ausschweifungen: man erzählt, sie habe Anfangs den König durch ihren Geist zu beherrschen und dabei ihre Tugend zu behaupten gemeint.[2] Abgesehen von dem Unentschuldbaren des Verhältnisses selbst, übte sie übrigens keinen verderblichen Einfluß aus. Den Staat zu beherrschen trachtete sie nicht, auf gesellschaftliche Intriguen ließ sie sich nicht ein, ihr Ehrgeiz war, als Gebieterin des Königs zu glänzen, alle die Vortheile und das Ansehen zu genießen, die mit einer solchen Stellung verknüpft waren. Dem Gefühl für Tugend, das sie früher genährt haben soll, widerspricht nicht, wenn sie nun, da die Schranken einmal überschritten waren, ihr Verhältniß zur Schau trug und sich für den schlechten Ruf, den man ihr machte, durch wegwerfende kaustische Urtheile über die Andern rächte. Den König suchte sie bei seiner Liebe zum Ruhm festzuhalten. In ihr oder in ihrer Umgebung ist der Gedanke entstanden, daß die beiden großen Repräsentanten der classischen Literatur des Jahrhunderts, Boileau und Racine, die Geschichte des Königs für die Nachwelt schreiben sollten. Einige Abschnitte dieser Arbeiten, von denen leider nie etwas bekannt geworden ist, sind dem König in ihrer Gegenwart vorgelesen worden.

Sollten die religiösen Antriebe bei dem König zur Wirksamkeit gelangen, so mußten sie auf eine andere Weise, als es durch die Ermahnung der Theologen geschehen konnte, vertreten werden. Eine andere Dame übernahm diese Mission, die zu derselben wie durch Natur und Schicksal vorbereitet war.

[1] Ascanio Giustiniano: Serve solo col suo ammirabile ingegno a tener divertito il re delle cure che lo circondano.

[2] Mémoires de Mad. de Caylus.

Es war die Enkelin des beredten und unbeugsamen Hugenotten, Agrippa d'Aubigné, Françoise. Von ihrem Vater, der ein wenig rühmliches Leben führte, in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen, hatte sie sich von Jugend an auf sich selber angewiesen gesehen. In den Jahren, wo man sonst nur glaubt und annimmt, was man gelehrt wird, trat sie zwar unter drängenden äußern Einflüssen, jedoch nicht ohne Selbstbestimmung und Spuren von Nachdenken, zum Katholicismus über. Und fühlte sie vielleicht, daß sie als Hugenottin keine Zukunft habe? Zur Gesellschaft der Hauptstadt gelangte sie dadurch in ein näheres Verhältniß, daß sie dem bejahrten Scarron, dem Gründer der französischen Burleske, die Hand reichte. In dem Kreise, der sich in diesem Hause um sie bildete, glänzte sie wie durch Schönheit, anmuthvolles und doch strenges Betragen, so auch durch literarisches Talent: sie erscheint in dem Verzeichniß der Pretiösen, ein Wort, das damals noch eher als ein Lob verstanden ward. Nach dem Tode Scarrons fand sie in einigen vornehmen Häusern, Albert und Richelieu, Zutritt: hier lernte sie Frau von Montespan, noch vor dem Verhältniß derselben zum König, kennen und schloß eine Art von Freundschaft mit ihr. Sie gehörte zu den Frauen, welche Bildung und praktische Talente, wie sie dem weiblichen Geschlechte wohl anstehen, vereinigen. Es gab keine, die sich einer kranken Freundin selbstvergessener gewidmet,[1] ein fremdes Hauswesen verständiger geführt, der die Dienerschaft so leicht Gehorsam geleistet hätte. Sie besaß die eigenthümliche Gabe, zugleich zu dienen und doch sich geltend zu machen.

Als nun Frau von Montespan für die Kinder, die aus ihrer Verbindung mit dem König entsprungen waren, eine Erzieherin suchte, erinnerte sie sich dieser alten Freundin, die

[1] Sie legte darauf auch später den größten Werth. Entretiens de Mme de Maintenon bei La Beaumelle, Mémoires pour servir à l'histoire de Mme de Maintenon, VI, 211.

zugleich vollkommen verschwiegen und zuverlässig erschien. Diese hatte einiges Bedenken; sie nahm den Vorschlag erst an, als der König sie wissen ließ, daß er selbst es wünsche. Ein entferntes, einsam liegendes, geräumiges Haus mit einem Garten war zur Erziehung der Kinder gemiethet. Hier stellte sich der König selbst zuweilen ein: Alles, was er bemerkte, besonders auch das tiefe Geheimniß, in welches sie die Angelegenheiten zu hüllen wußte, gereichte ihm zu voller Genugthuung.[2] Nach einiger Zeit ward sie durch seine Dankbarkeit in den Stand gesetzt, sich die Besitzung Maintenon zu kaufen; der König war der Erste, der sie als Madame de Maintenon begrüßte.

Vom ersten Augenblick ihres Lebens war ihr Gesichtspunkt, sich des allgemeinen Beifalls durch ein untadelhaftes Leben zu versichern. Niemals, sagt sie, habe sie tiefere Beschämung empfunden, als da sie erfuhr, daß sie dennoch von einer Bekannten als die Frau bezeichnet werde, welche in Frankreich die schönsten Augen habe und die meiste Coquetterie. Ueberdieß, von einem Zug der Gemüther, der damals unter den französischen Frauen fast allgemein war, ergriffen, wandte sie sich, selbst den literarischen Kreisen entsagend, zur Religion; sie gehörte recht eigentlich der Partei an, die man als die devote bezeichnete und die fast als eine Genossenschaft erschien. Nicht ohne zuvor mit ihrem Beichtvater Abbé Gobelin zu Rath gegangen zu sein, war sie in die Stellung getreten, die man ihr anbot; bei den kleinsten Abweichungen von der strengen religiösen Ordnung, welche ihr Aufenthalt am Hofe nothwendig machte, holte sie sein Gutachten ein; alle Monate besuchte er sie einmal in Versailles.

Zwischen den beiden Damen stellte sich nun, wie zu erwarten war, ein steter Wechsel von Vertraulichkeit und Mißverständniß ein.

Die eine, die sich als die Höhere fühlte, zwischen leichten

[1] Noailles, Histoire de Mme de Maintenon II, chap. 1.

Anwandlungen von Reue und unbekümmerter Fortsetzung ihres Wandels, dem Ehrgeiz, den König zu besitzen, und der Furcht, ihn zu verlieren, unaufhörlich hin- und hergeworfen, zwar toll von Selbstgefühl darüber, daß sie die Mutter königlicher Kinder war, welche ihr Vater legitimirte und zu dem höchsten Range in seinem Reiche bestimmte,[1] aber ohne die Fähigkeit, sie in seinem Sinn zu erziehen; die andere, die Niemand verpflichtet zu sein meinte, als dem König allein, und demselben täglich werther wurde, da sich ihre geistige und leibliche Pflege den Kindern, die er liebte, sehr vortheilhaft erwies; — diese selbst zogen sie der Mutter vor; — überdieß aber von der ruhigen Haltung, die, auf das Bewußtsein tugendhafter Führung und anerkannter Verdienste gegründet, durch den Widerschein religiöser Ueberzeugungen, von denen alles getragen wird, einen verstärkten Glanz erhält. In den Streitigkeiten zwischen den beiden Damen, die der König als Hausvater entscheiden mußte, nahm er zuweilen auch für die Erzieherin Partei, der es nicht entging, wie viel weiter sie das führen könne.

Es waren die Zeiten, in denen sich der König von einer neuen Leidenschaft für ein Hoffräulein seiner Schwägerin von Orleans, das eben in dieser Absicht an den Hof gebracht worden sein soll, hatte ergreifen lassen. Geist war es nicht, was ihn an sie fesselte: sie hatte nur Schönheit und Lebenslust; sie glaubte vollkommen glücklich zu sein, als sie der König zur Duchesse von Fontanges erhoben hatte und ihr alle Mittel, ein glänzendes und verschwenderisches Leben zu führen, gewährte. Sie hatte einst geträumt, sie werde, auf einem Berge stehend, von einer plötzlichen Helle umleuchtet, die sich eben so plötzlich in ein tiefes Dunkel verwandelte. Wie ihr ein Kapuziner diesen Traum gedeutet hatte, so geschah ihr: nach kurzem Glanz,

[1] Domenico Contarini bezeichnet sie bereits als principi di sangue impuro, sollevati a maggior trattamento, che mai potessero ottenere quelli de' re passati — a quali restano preparati ricchi apanaggi conforme la nascità loro fortunata richiede.

schon im Begriff und in der Nothwendigkeit, sich zurückzuziehen, ward sie von einem frühen Tode hinweggerafft.

Das liegt wohl am Tage, daß die Herrschaft der Frau von Montespan schon erschüttert war, wenn ein solches Verhältniß entstehen konnte; die Stürme gekränkter Leidenschaft und rücksichtsloser Launenhaftigkeit, die der König darüber auszuhalten hatte, dienten nun nicht mehr dazu, sie herzustellen. Sie mögen vielmehr bewirkt haben, daß ihm ein Umgang anderer Art Bedürfniß wurde. Eben damals trat ihm Frau von Maintenon näher. Sie hatte sich zuweilen versucht gefühlt, den Hof zu verlassen; so wie sie aber bemerkte, daß sie Aufmerksamkeit und Gehör fand, war auch ihr Entschluß gefaßt, zu bleiben und den König, wie sie sagte, zu Gott zurückzuführen. Sie sprach ihm von den Pflichten und Segnungen der Religion, mit Vorsicht und doch überzeugender Kraft, in Momenten, wo er am meisten dafür offen war, ohne ihn zu drängen, ihm beschwerlich zu fallen. Ganz im Gegentheil. Sie war noch einige Jahre älter als der König, von dem Reiz der Sinnlichkeit kann bei ihr nicht die Rede sein: aber sie konnte noch immer als eine schöne Frau gelten, man bemerkte es als eine ihrer Eigenschaften, daß man nie eine Veränderung an ihr wahrnahm: indem sie dem König Tugend und Enthaltsamkeit predigte, wußte sie zugleich sein Herz zu gewinnen, ihn vollkommen einzunehmen. Die erste Wirkung dieses Verhältnisses war, daß Ludwig XIV. wieder mehr zu seiner Gemahlin zurückkehrte. Es war die letzte Genugthuung, welche dieser Fürstin zu Theil wurde; im Juli 1683 starb sie eines plötzlichen Todes. Seitdem wurde Frau von Maintenon von Tag zu Tag mächtiger. Madame de Montespan blieb noch Jahre lang am Hofe, und der König sah sie zuweilen, aber niemals mehr allein: alle seine Aufmerksamkeiten galten der Frau von Maintenon, der er ebenfalls eine Stelle bei Hofe, im Hofhalt der Dauphine, gegeben hatte. In ein paar Lehnstühlen neben einander sitzend, pflegten sie der Unterredung, welche stundenlang anhielt; der König schien kein größeres

Vergnügen zu kennen, als das, mit ihr zu sprechen.[1] Die Feinheit zugleich und die Gediegenheit ihres Geistes, die Einsicht und Gesinnung, die sie zeigte, berührten eine lebendige Ader in seinem eigenen Dasein. Ob sie den Eindruck, den sie machte, mit bewußter Absicht berechnet hat oder nicht, wer will es sagen oder auch es leugnen? Wer will überhaupt die flüchtigen und doch so nachhaltigen Beziehungen dieser Art bis in die Tiefe ihres Geheimnisses verfolgen? Die Summe ist hier, daß die Mutter der natürlichen Kinder des Königs von der Erzieherin derselben verdrängt wurde; die Stürme und Aufregungen eines zuweilen unterbrochenen und immer wieder angeknüpften Verhältnisses hörten auf; an ihre Stelle trat ein anderes, das, wie ein häusliches angefangen, sich eben so fortsetzte und auf einer religiösen Richtung eben so wohl, wie auf persönlichem Wohlgefallen beruhte. Höchst wahrscheinlich hat es gleich damals, wiewohl nicht genau bekannt geworden ist, in welcher Weise, die kirchliche Sanction empfangen. Und wie nun der Geist dieser Frau alle Kreise, die er berührte, sich zu unterwerfen pflegte, so bemerkte man ihn auch ohne Verzug an dem Hofe. In Kurzem erschien der König als strenger Handhaber der Sittenzucht, anstößige Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern wollte er nicht mehr dulden; die Mitglieder seiner Oper ließ er wissen, er wolle sich lieber des Vergnügens sie zu hören berauben, als ihren schändlichen Ausschweifungen nachsehen.[2] Das hinderte ihn aber nicht, prächtige Feste zu ver-

[1] Foscarini: la vivacità dell' ingegno, la delicatezza del gusto, la flessibilità dell' umore additano li fondamenti virtuosi di tanta partialità. Er glaubte an die vollkommene Reinheit des Verhältnisses. Venier rühmt an ihr: spiriti sublimi, maniere insinuanti, intelligenza superiore al sesso, dotata di discrezione e modestia. Das Urtheil über das Verhalten von Mad. de Maintenon knüpft sich vor Allem an die Frage, ob jener Brief an Mad. Frontanon echt ist, in welchem die bekannte Phrase vorkommt: je le renvoie toujours affligé et jamais désespéré. In der Sammlung der Briefe ed. 1758. I, 74.

[2] faisant menacer du feu le fameux Baptiste, s'il étoit convaincu d'un pareil crime (crime infâme). Spanheim, 9. Febr. 1685.

anstalten, bei denen Frau von Maintenon eine Rolle spielte. Unter anderm wurde die Unterhaltung von Lotterien, von denen der König die Kosten ganz oder doch größtentheils trug, wie sie einst zu Mazarins Zeiten vorgekommen waren, wieder eingeführt. Wenigstens im Anfang fand man das sehr angenehm.

Einen besonders guten Eindruck machte die Stiftung von St. Cyr. Frau von Maintenon hatte ein natürliches Mitgefühl mit den Zuständen des niedern und bedürftigen Adels, aus dem sie selber hervorgegangen war; sobald sie zu einigen Mitteln gelangte, ließ sie sich die Erziehung junger Fräulein angelegen sein. Sie hatte das erst in einem Haus zu Montmorency, dann zu Rueil unternommen; aber man begreift, daß ihr die Kosten, sobald die Zahl anwuchs, zu hoch aufliefen: leicht bewog sie den König, für sie einzutreten. Denn diesem Fürsten, der das Hotel der Invaliden errichtet hat, war es Ernst damit, für die Hinterlassenen der in seinem Dienste Gefallenen oder Verarmten zu sorgen. Ein Kloster wollte er nicht stiften, denn er liebte weder die Klöster, noch die Klostererziehung, sondern eine Genossenschaft mit einfachen Gelübden, zur Erziehung unbegüterter Fräulein nach den Bedürfnissen ihres Standes zum Beruf ihres Lebens. So ward St. Cyr gegründet; es war das gemeinschaftliche Werk des Königs und der Frau von Maintenon. Einen Tag um den andern wurde das Institut von der letztern besucht, sie meinte hier allein sich glücklich zu fühlen: von ihr und einer ihrer Freundinnen sind die Statuten entworfen, von dem König selbst in langen Sitzungen revidirt worden. [1] Von der Erziehung erwarteten sie beide die Reform der Sitten, die ihnen nothwendig schien.

An diese mächtige Frau nun, von der wir noch weiter zu reden haben werden, wandte sich die Familie Colbert in jener

[1] Lavallée, Histoire de la maison royale de St. Cyr, chap. 3. Spanheim schreibt ihr die Absicht zu, de se rendre considérable et au roi même et à la France par un établissement qui eût de l'éclat et fût en même temps une preuve de sa piété.

Gefahr und fand Fürsprache bei ihr. Louvois hielt sich von den Gesinnungen entfernt, die sie fördern wollte, und war eher auf der Seite der Frau von Montespan gewesen: der König fand ihn zwar unentbehrlich, aber nicht gefahrlos; wie hätte er ihn sollen allmächtig werden lassen? Der Sinn Ludwigs XIV. war, wie angedeutet, von jeher, nicht zuzugeben, daß die Ausübung der Macht in die Hände einer einzigen Faction, oder gar Eines Mannes gelange. Gegen die allgemeine Erwartung behauptete sich der Marquis von Seignelay in dem Ministerium der Marine, zu dem auch die Handelsangelegenheiten gehörten, so wie ein Staatssecretariat, unter dem Isle de France und Paris stand. Sein Einfluß schien sogar zuweilen dem Ansehen von Louvois das Gleichgewicht zu halten. Frau von Maintenon umgab sich gern mit Mitgliedern dieser Familie, welche sich in der religiösen Richtung ihr zuneigten.

Die Frage drängt sich auf, welchen Zusammenhang nun diese Verhältnisse des Hofes mit der Verfolgung der Reformirten haben. Aus dem Wechsel momentaner Gegensätze und Stimmungen, die selbst zweifelhaft sind, läßt sich das Ereigniß nicht erklären. Ich finde nicht anders, als daß im entscheidenden Moment alle Parteien dazu zusammenwirkten. Louvois hat Anfangs für mildere Maßregeln gestimmt, aber sie waren, wie man gleich damals bemerkte, gegen seine Natur, er selber wurde der Urheber gräßlicher Gewalt.[1] Der Kanzler Le Tellier war mit nichten ein Freund des Erzbischofs Harlay und seiner Jesuiten, aber er pries sich glücklich, daß er es noch erlebe, das widerrufende Edict unterzeichnen zu können. So war auch der damalige Führer der Partei Colbert, Seignelay, gesinnt: die amtliche Stellung, welche er in der Hauptstadt besaß, wendete

[1] Mme de Maintenon à la Comtesse de S. Geran, 13. April 1684 bei Beaumelle II, 131. M. de Louvois voudroit de la douceur. In den Mémoires pour servir à l'histoire de M. de Louvois wird Alles der Rücksicht auf seinen Vater zugeschrieben: il crut devoir sacrifier la bonne politique à sa tendresse — et aux devoirs de la religion (VIII).

er zur Bedrängung der Reformirten an, auch Die, welche sich verborgen hielten, ließ er aufsuchen. Die alte Annahme, daß Frau von Maintenon die Gewaltmaßregeln provocirt habe, hat an sich wenig Wahrscheinlichkeit; man weiß, daß sie inmitten ihrer katholischen Devotion sogar noch zuweilen Spuren ihres alten Glaubens blicken ließ, wie sie denn allezeit den Gesang der Psalmen der Messe vorzog: aber eben daß sie eine Uebergetretene war, was man ihr immer nachtrug, hielt sie ab, ihren Einfluß dagegen einzusetzen. Wer will überhaupt an sich das Böse? Keiner der Menschen, die hier beisammen waren, wollte der Nachwelt als ein Verfolger erscheinen. Aber sie hielten nun einmal für den größten Ruhm des Königs vor Gott und Menschen, wenn er, was von seinen Vorfahren vergebens versucht worden, die Ketzer in seinem Reich in den Schooß der Kirche zurückführe. Von der dem katholischen Bekenntniß zukommenden Autorität und der Nothwendigkeit, demselben die ausschließende Alleinherrschaft zu verschaffen, hatten sie eine abstracte, unhistorische, durch und durch mit Wahn versetzte Meinung; sie sahen darin nicht nur ein hohes Verdienst, sondern sie meinten, der Segen des Himmels werde damit verbunden sein. Sie wußten nicht oder vergaßen, daß die Ordnung der Welt auf moralischen Gesetzen beruht, die noch niemals übertreten worden sind, ohne die Rache auf das Haupt Dessen herabgezogen zu haben, der sie übertritt. Und kein Begriff kam ihnen von der Widerstandsfähigkeit des protestantischen Geistes; sie wollten die Furcht, aber nicht die Gewaltthat: wie wäre aber jene ohne diese auch nur möglich gewesen? So weit war der Staat entwickelt, daß er so blutige Excesse, wie die der St. Barthelemy, nicht wieder zuließ oder hervorrief; aber allen Grausamkeiten, die mit der öffentlichen Ordnung einigermaßen vereinbar sind, ließ er ihren Lauf. Nicht allein die Jesuiten, welche sich mit den Truppen verbündeten, boten dazu ihre Hand: auch die namhaftesten Jansenisten fanden es in der Ordnung; sie rechtfertigten die Gewaltthätig-

keit durch das, was in der alten Kirche gegen die Donatisten geschehen war. So war fast die allgemeine Stimmung. Man begreift es, wenn enthusiastische Trappisten in dem Erfolg das Wunder ihrer Tage erblicken; aber auch alte Kriegsmänner begrüßen denselben als einen solchen, der mancher gewonnenen Schlacht gleichkomme: Damen von zartem Gefühl, welche ihr Glück in der gebildeten Gesellschaft sahen, der sie angehörten, drücken Bewunderung des Königs wegen dieser Handlung aus; ein Poet von Ruf machte das Ereigniß zum Gegenstand eines Heldengedichtes.[1] Der Widerruf des Edictes von Nantes war die gemeinschaftliche Handlung dieses Staates, wie er sich durch die Verbindung des Klerus mit der Krone und der Identität ihrer Interessen gebildet hatte, der einseitigen Richtung, welche die darin vorwaltenden Ideen nahmen, der exclusiven Herrschaft, die sie über die Geister ausübten.

Veränderte Weltstellung.

Sonderbarer Weise lag ein Motiv der Verfolgung in dem friedlichen Verhältniß, in das sich der König zu den Osmanen setzte. Dem Verdienste um die Christenheit, das sich das Haus Oesterreich im Kampfe gegen dieselben erwerbe, stellte er das seine gleich, indem er die Ketzer bekämpfe. Hätte sich, sagte er, der Kaiser nicht Hollands angenommen, so würde dieß Land jetzt eben so gut katholisch sein wie Frankreich; er dagegen habe einen katholischen Bischof nach Straßburg zurückgeführt;[2] vor aller Augen liege, was er zur Vermehrung des Glaubens in seinem Reiche thue. Indem die Erfolge des Türkenkriegs sich immer glänzender entwickelten, fühlte der französische Hof den Vorwurf, daß er sich indessen auf Streitigkeiten mit dem Papste eingelassen habe; auch er wollte etwas Großes für die Christen-

[1] Zusammenstellung der Zeugnisse in Noailles Vie de Maintenon IV, 120.

[2] Johann Beck, 13. Aug. 1683: „daß er den Bischof und die wahre Religion wieder zu Straßburg eingesetzet."

heit thun: einer unserer Venetianer versichert, daß dieser Ehrgeiz vorzüglich beigetragen habe, den Entschluß zur Ausrottung der Reformirten hervorzurufen.[1]

Schon in Frankreich beruhigte sich nicht ein Jeder bei dieser Ansicht, geschweige daß sie anderwärts Eingang gefunden hätte. Der König mußte erleben, daß einige Prinzen von Geblüt, zwei Conti, von denen der eine sich später einen großen Namen gemacht, auf eine halbe Erlaubniß hin, sich als Freiwillige der kaiserlichen Armee anschlossen: die gesammte Jugend des Hofes wäre gefolgt, hätte Ludwig XIV. es nicht ausdrücklich verboten. Die Zurückkehrenden wurden mit Ungnade empfangen, eine Wiederholung des Unternehmens auch ihnen verwehrt.[2]

Für den König von Frankreich lag an und für sich ein Nachtheil darin, daß das große Interesse der Welt sich auf die Seite des Hauses Oesterreich warf. In jenen Kämpfen gegen die Osmanen, in denen nach einem Augenblick der äußersten Gefahr die Christenheit wieder siegreich erschien, ward ein Ruhm erfochten, an welchem Frankreich keinen Theil hatte. Mit Hülfe des an Kriegsvölkern unerschöpflichen Deutschlands stellte der Kaiser zahlreiche und tapfere Heere ins Feld, von deren hiedurch wachsender Waffenübung Frankreich allerdings zu fürchten haben mochte, wenn es jemals wieder zwischen ihnen zum Kampfe kam. Eine große Bundesgenossenschaft der Mächte, welche die Türkei berührten, bildete sich. Alle Versuche des französischen Gesandten, Polen von derselben abzuziehen, scheiterten an der Standhaftigkeit des Königs, der auf das Crucifix geschworen hatte, keinen einseitigen Frieden zu schließen. Die Venetianer, welche Candia trotz ihres damaligen Bündnisses mit Frankreich verloren hatten, eroberten Morea im Bunde mit dem Kaiser

[1] Venier: Irritata l'ambizione e suegliato un emolo desiderio di fare qualche cosa di grande per la religione s'impegnò la corte alla total destruttione degl' Vgonoti.

[2] Mémoires de Sourches I, 62. Toute la jeunesse de la cour se dispose à les suivre.

und stellten ihre Macht in dem Mittelmeere wieder her. Seit mehr als funfzig Jahren hatten sich die Kurfürsten von Baiern der französischen Politik angeschlossen, und kein Bündniß war für diese vortheilhafter gewesen; um es auf immer zu befestigen, wählte sich Ludwig XIV. seine Schwiegertochter, die Mutter künftiger Könige, aus diesem Hause. Allein jetzt, unter dem doppelten Einfluß kirchlicher und kriegerischer Sympathien, schloß sich der junge heldenmüthige Maximilian Emanuel dem Kaiser an; er zog einer ihm selber angetragenen französischen Verbindung die Vermählung mit der Tochter des Kaisers vor, welche seinem Hause, was man in Frankreich sofort mit großem Mißvergnügen empfand, sogar eine eventuelle Aussicht auf die spanische Erbschaft mitbrachte. Diesem Bund gesellte sich der glaubenseifrige Papst Innocenz XI. mit ganzer Seele bei; er sah in ihm eine Stütze gegen die französischen Anmaßungen. Für die Vereinigung der katholischen Welt in einem von Frankreich abgewandten Sinne bildete das Verfahren, das Ludwig XIV. in den kirchlichen Angelegenheiten eingeschlagen hatte, ein Moment; Niemand billigte es.

War ihm aber dergestalt die eine Partei entfremdet, wie viel mehr mußte die andere, die protestantische, durch die Verfolgung der Hugenotten in Aufregung gesetzt werden! Eben da fühlte man sie, wie berührt, am tiefsten, wo Frankreich bisher seine besten Freunde gefunden hatte. Schon im December 1685 bemerkte der französische Gesandte im Haag, wiewohl mit aller möglichen Zurückhaltung, daß die Partei des Prinzen von Oranien durch die letzten Ereignisse in Frankreich ansehnlich gewachsen und den entschiedenen Gegnern desselben kein wahrer Einfluß mehr übrig sei.[1] Der dem König Ludwig seit einer Reihe von Jahren befreundete Kurfürst von Brandenburg war gerade von allen Fürsten der erste, der den durch die Aufhebung des Edictes

[1] Avaux: Ils sont un peu touchés de ce qui se passe en France, à cause que cela a donné lieu aux autres de les abandonner et de s'accommoder avec le prince d'Orange.

Vergewaltigten sein Land eröffnete. Er ließ dem französischen Hof erklären, bei dem engen Verhältniß, in dem er mit dem König stehe, habe er das Verfahren, das man dort gegen seine Glaubensgenossen eingeschlagen, mit doppeltem Erstaunen und Schmerz vernehmen müssen, denn von jeher habe der Hof bei der Behandlung der französischen Protestanten auf seine protestantischen Verbündeten in Deutschland Rücksicht genommen; ihm selbst seien Versicherungen darüber gegeben worden: er glaube, sich der Unglücklichen annehmen zu müssen, deren einziges Verbrechen in dem Bekenntniß einer Religion bestehe, die er selber bekenne. In Frankreich hatte man doch den Eifer und die Gereiztheit nicht erwartet, die er an den Tag legte.[1]

Ein anderer Grund des Mißvergnügens entsprang für diesen Fürsten aus dem Ruhmesdenkmal, das der Duc de la Feuillade dem König auf dem Platz des Victoires aufrichten ließ und das im März 1686 mit großer Feierlichkeit enthüllt wurde. In den Basreliefs fand sich eine Andeutung der im Vertrage von St. Germain dem Kurfürsten auferlegten Bedingungen; unter den vier gefesselten Sklaven am Piedestal sollte der eine das deutsche Reich bedeuten. Der Kurfürst war empört, daß man durch eine so verächtliche Darstellung ihn bei der Nachwelt verunglimpfen wolle, trotz seiner früheren Freundschaft und Affection, und vor Allem, daß man sein Vaterland beschimpfe. Die Waffen des deutschen Reiches, sagte er, seien zuweilen unglücklich, nicht selten aber auch glücklich gewesen:[2] es habe Siege erfochten und Plätze erobert; wer in dem letzten Kriege mehr Reputation davongetragen, die Deutschen oder die Franzosen, sei so ausgemacht nicht; fürwahr das Reich sei stark genug, um sich gegen die furchtbarsten Mächte der Welt vor aller Dienstbarkeit zu sichern.

[1] Spanheim, 4. Oct. 1686. Croissy sprach in seiner Besorgniß aus, de voir à la première occasion V. A. parmi les ennemis de la France plutôt que de la pouvoir compter parmi ses amis et ses alliés.

[2] Schreiben an Spanheim 9. April 1686.

Gleich bei der ersten Wendung der brandenburgischen Politik erwarteten die Franzosen nicht anders, als daß sie, wenn es wieder zum Kriege komme, den Kurfürsten mitten unter ihren Feinden finden würden. Dahin wenigstens kam es in Kurzem, daß sich dieser Fürst wieder mit dem Kaiser aussöhnte und, auf alle antiösterreichischen Pläne Verzicht leistend, vielmehr ein enges Bündniß mit ihm schloß. Dem König von Polen schickte er Hülfsvölker gegen die Türken. Auch mit Schweden traf er eine Vereinbarung, die auf dem Grundsatz beruhte, daß nicht mehr wie zu Ferdinands II. Zeiten das kaiserliche Haus von Oesterreich, sondern Frankreich und sein gewaltsames Gebahren mit gemeinschaftlichen Kräften bekämpft werden müsse.[1]

In welch eine ganz andere Stellung gerieth nun die französische Monarchie, als unter Heinrich IV., da sie gegen die Uebermacht von Oesterreich-Spanien ankämpfte und dazu angelegt zu sein schien, um die entgegengesetzten Tendenzen der Welt, sie alle in sich aufnehmend, gegen einander auszugleichen. Unter Richelieu, als der spanische Kampf siegreich durchgeführt wurde, nahmen die französischen Dinge im Innern eine andere Gestalt an; aber es schien genug, die alten Gegensätze von jedem Einfluß auf die Bewegung der höchsten Gewalt auszuschließen, in ihrer Sphäre wurden sie geduldet; nach außen hin war Frankreich mit den lebenskräftigsten Elementen des alten Europa verbündet. Auch von dieser Bahn aber war es nunmehr weit abgekommen. Die höchste Gewalt hatte sich als die unbedingte Norm für alles andere Thun und Lassen aufgestellt; jede Abweichung, wenn sie auch ohne Gefahr sein mochte, wurde systematisch unterdrückt. Ein berechneter Egoismus bezeichnete die auswärtige Politik. In England that Ludwig XIV. nichts Entscheidendes weder für die eine, noch für die andere Partei, der unaufhörliche Kampf zwischen denselben war ihm das Liebste; Holland hatte um sein Dasein mit ihm ringen

[1] Pufendorf: Res brandenburgicae XIX. 20.

müssen; einem Theile der deutschen Fürsten und dem ganzen Reich war die größte Demüthigung zugefügt worden, welche sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren hatten; Spanien sah sich durch ihn mit dem Verlust seiner Selbständigkeit, dem Ruin der Monarchie bedroht, deren Idee nun doch wieder die Gemüther ergriff und die Landschaften an einander band.

Die Weltgeschichte hat nur wenig Epochen, die sich in intellectueller und literarischer Cultur mit dem Glanze der Zeiten Ludwigs XIV. vergleichen ließen: nie hatte es in dem neueren Europa eine Entwickelung der militärischen Macht zu Land und zur See, zu Angriff und Vertheidigung gegeben, wie die, welche dort im Kriege zu Stande gebracht, im Frieden erhalten wurde; noch niemals hatte ein einziger Wille über so ausgebildete und zugleich so dienstbare Kräfte in ähnlichem Umfang geboten; und, wer wollte es leugnen? es waren einige große, der französischen Nationalität entsprechende Zwecke, welche die Autorität mit ihren ungeheuren Mitteln zu erreichen suchte; aber nur für diese, wie sie dieselben verstand, hatte sie Sinn, dafür war sie mit einer einseitigen Theologie und einem ihren Interessen sich unterordnenden Rechtsbegriff verbündet, die ihr Alles, was sie wollte, als erlaubt erscheinen ließen. Dagegen verschwand ihr jedes andere Recht, ja zuweilen die höchste allen menschlichen Wesen vorgeschriebene Norm: indem sie der Religion zu dienen meinte, verlor sie den Boden der Religion; aus der Mitte der Cultur erhob sich die unnahbare, mit Verderben schwangere Gewaltsamkeit; der Fürst, in dem Kreise, welcher der seine war, nicht ohne Güte und Fürsorge und in allen Dingen, die er unternahm, großartig, lebte, Andern gegenüber, ausschließend in der Durchführung seiner Idee: er war von einem Selbstgefühl erfüllt, das nicht den leisesten Schatten auf der spiegelhellen Fläche seines Glanzes dulden wollte. Wer ihm nicht dient, ist ihm gleichgültig, und wehe Denen, welche mit ihm in Gegensatz gerathen: sie erfahren nur Eigenmacht und Rachsucht; er zeigt keine Regung von Erbarmen.

Bei seinem ersten Unternehmen gegen Holland hatte Ludwig unter andern die Absicht, der oppositionellen Literatur, die sich daselbst angesiedelt hatte und durch manche ihrer Productionen eine gewisse Rückwirkung auf Frankreich gewann, ein Ziel zu setzen. Durch die Verfolgung der Reformirten aber, namentlich die Verjagung eines ganzen Standes, des der Prediger, den er mit äußerster Feindseligkeit behandelte und der nun, denn dazu war er vorgebildet, sich mit seinem vollen Haß in die Literatur warf, gab er derselben erst einen nachhaltigen Körper, eine festere Gestalt und eine entschiedene Richtung. Es war ein Ereigniß für immer, daß im Widerspruch mit der absoluten Monarchie, welche mit der strengen Katholicität vereinigt war, die Sympathien der Protestanten sich den Formen der beschränkten Monarchie oder der republikanischen Verfassung zuwandten. Durch das religiöse Element bekam die literarische Opposition eine Bedeutung, die ihr auf politischem Gebiete nie zu Theil geworden wäre. Früher war sie einseitig und unangenehm, nunmehr aber ward sie umfassend und gefährlich: sie griff das System an, sie suchte sich des ganzen Gebietes der allgemeinen Gelehrsamkeit in ihrem Sinne zu bemeistern.[1] Das verletzte Gemeingefühl verschaffte ihr einen unermeßlichen Beifall.

Wenn man die Lage der Welt ansah: die Natur dieser Monarchie, welche keine lange Ruhe gestattete, und die Energie der Gegensätze, auf die sie stieß, so konnte man nicht zweifeln, daß es noch einmal zu einem großen Kampfe kommen müsse. Waren doch ohnehin die letzten Streitigkeiten nur durch einen Waffenstillstand eingehalten, nicht durch eine definitive Abkunft

[1] Spanheim bemerkt in seinem Schreiben vom 9. Juli 1688: L'extrême aigreur pour ne pas dire pis ou prévention qu'on a par deçà en général contre les ministres des églises de France réformées qui sont sortis du royaume, et le grand repentir qu'on eut bientost après de leur avoir donné la permission — — a redoublé par les écrits ou ouvrages qui ont paru ou paroissent tous les jours, tendant, comme on nous dit souvent, à rendre odieux le roi et la France aux étrangers.

ausgetragen. Alle Tage kamen Handlungen zum Vorschein, die als ein Bruch der dabei getroffenen Bestimmungen betrachtet werden konnten und betrachtet wurden. Und überdieß tauchten neue Forderungen auf. Bei dem Tode des Kurfürsten Carl von der Pfalz im Jahre 1685 erhob der König im Namen der mit dem Herzog von Orleans vermählten Schwester desselben Ansprüche an sein Land, die von dem deutschen Reiche einmüthig zurückgewiesen, aber darum auf der andern Seite nicht aufgegeben wurden. Wie anders konnte darüber entschieden werden, als durch die Waffen?

Die Franzosen verbargen sich nicht, daß ihre Stellung ungünstiger zu werden anfing. Wie ihnen die Bundesgenossenschaft im Norden und Osten von Europa mangelte, so wurden bereits im Innern Nachwirkungen der Gewaltsamkeiten und der Flucht der Reformirten bemerkt. Aber das Uebergewicht ihrer Waffen war in den letzten Kriegen so entschieden gewesen, daß sie nicht zweifelten, alle ihre Gegner zu besiegen und noch zu einer Bestätigung ihrer alten und neuen Ansprüche zu gelangen, zumal da England, wenn nicht für sie, doch auch nicht gegen sie war.

Ranke, Leopold von, 1795-1886

Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert

Bd.: 3

Stuttgart [u.a.] 1877